
Ex Libris
BIBLJOTEKI
PUBLICZNEJ
IMIENIA
STEFANA HEMPLA
SEJMIKU
RADOMSKIEGO
W RADOMIU.
J.
B.

Kleine

Weltgeschichte

zum

Unterricht

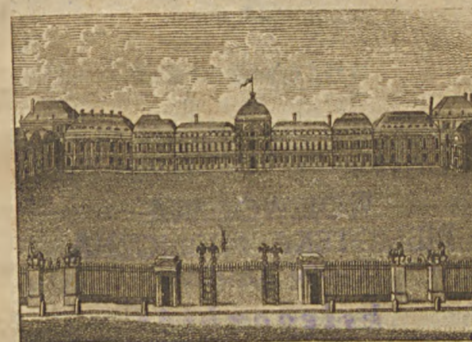
und

zur Unterhaltung

von

J. G. A. Galletti,

Professor zu Gotha.



Zwanzigster Theil.

Gotha,

in der Ettingerschen Buchhandlung 1808.

Inhalt.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Geschichte der französischen Revolution.

Erster Abschnitt.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Die Tittelvignette stellt die Tuilerien vor.

Drey

Drey und vierzigstes Kapitel.

Geschichte der französischen Revolution.

Erster Abschnitt.

Ursachen der französischen Revolution. Schwelgerischer, rankevoller Hof. Uebermüthiger Adel. Trauriger Zustand der Finanzen. Die Versammlung der Notablen kann demselben nicht abhelfen. Der Adel und die Geistlichkeit verweigern die Theilnahme an den Staatsbürden. Die Entwürfe von Calonne und Brienne mißlingen. Aus der Reichs-Versammlung wird, durch Sieyes, eine National-Versammlung. Necker bekömmt seinen Abschied.

Rußland, die Pforte, und die übrigen Staaten, die in den andern Erdtheilen ihr Ansehn so geltend zu machen wußten, wurden, so wie ganz Europa, zur Theilnahme an

an einer äusserst folgenreichen Staatsveränderung in Frankreich hingerissen; an einer Staatsveränderung, durch die unser Erdtheil von Portugal bis nach Rußland, von Schweden bis nach Maltha, erschüttert worden ist. Seit der Reformation hat die Weltgeschichte keine ähnliche Begebenheit aufzuweisen. So wie die Reformation die religiöse Freyheit der Menschen zum Gegenstande hatte, so war, wenigstens bey den edeldenkendern Theilnehmern der französischen Revolution, politische Freyheit und Gleichheit das Ziel ihres kraftvollen Bestrebens. Ach, in welchem rosenfarbenen Lichte zeigte sich den für das Glück des Menschengeschlechtes recht feurig erwärmten Freunden desselben die Aussicht, jenen den Schwung der Geisteskräfte niederdrückenden Unterschied der Stände aufgehoben zu sehen! Was hätte sich, diese Sinnesart mit edler Uneigennützigkeit geleitet, für die Beförderung der echten Humanität nicht bewirken lassen! Aber leider zeigte auch der Gang dieser Revolution das der Menschennatur so gewöhnliche Schicksal, die wohlthätigsten Entwürfe durch das Spiel verderblicher Leidenschaften vereitelt zu sehen!

Viel

Vielleicht ließen sich aber die schönen Erwartungen von einer solchen Revolution in jedem andern europäischen Lande eher, als in Frankreich, mit einiger Sicherheit voraussehen; in Frankreich, wo eine, in ihren vornehmsten Theilen äusserst verderbte, Nation von einem nach dem Guten eifrig strebenden, aber von untüchtigen und eingebildeten Ministern schlecht geleiteten König, zu wenig mit kraftvoller Entschlossenheit regiert wurde.

Der öftre Ministerwechsel bewies schon zur Gnüge, wie wenig der schüchterne Ludwig XVI dem ehrsüchtigen und ehrgeitzigen Ränkespiel des Hofes entgegen zu arbeiten verstand *). Die Person, die der Kreis der eben so verderbten, als ränkevollen Hofleute umringte, war die Königin Marie Antoinette, eine Tochter der Kaiserin Marie Therese (geb. 1755). Unter der Aufsicht der sorgsamen Mutter die schönsten Gaben des Körpers und Geistes entwickelnd, war sie, als Gemahlin des Dauphins Ludwig, für das pariser Publicum bald der Gegenstand seiner Bewunderung. Ihr ungeschmücktes,

un-

*) Theil XVIII, S. 106 - 116.

ungezwungnes Betragen, aus welchem so viel Munterkeit, so viel Geneigtheit zum Wohlthun, hervorblickte, gewann ihr alle Herzen. Aber diese liebenswürdigen Eigenschaften standen mit mancher ihnen verwandten Schwäche, mit Hang zu sinnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen, mit Leichtsinn und Unbesonnenheit, in Verbindung. An einen üppigen und schwelgerischen Hof versetzt, ließ sie sich von den Genüssen desselben zu mächtig hinreissen, opferte sie der Spielsucht ungeheure Summen, widmete sie dem Schauspiel eine so gränzenlose Liebe, daß sie zuweilen des Abends, nur von ihren Schwager Artois begleitet, nach Paris in das Theater fuhr, und erst spät in der Nacht zurückkehrte. So unschuldig diese Abendpartheien auch seyn mochten, so wurden sie von ihren Feinden, vornehmlich von der Dubarry, und dem Herzog von Orleans, doch benutzt, ihre Aufführung dem schändlichsten Verdacht preiszugeben. Doch ihre Spielsucht, ihre Anhänglichkeit für Artois, ihre Verschwendung, erregten selbst das Mißfallen ihres Gemahls. Noch stärker aber reitzten sie den Unwillen der Pariser, die, seit der langen Regierung ihrer

ihrer beyden letzten Könige, Fehler dieser Art nur an ihren Monarchen zu sehen gewohnt waren, für die Marie Antonie schon als östreichische Prinzessin ein Gegenstand des Hasses war. Ihren guten Ruf untergrub besonders die Halsbandsgeschichte.

Marie Antoinette reitzte durch ihre schöne Bildung die Sinnlichkeit manches Wollüstlings. Solche Wollüstlinge waren ihr Schwager, der Herzog von Orleans, und der Cardinal von Rohan. Orleans, der den Cardinal, mehr als sich, von der liebenswürdigen Königin begünstigt glaubte, sann auf Gelegenheit, seine Rachsucht zu befriedigen. Die Ausführung seines Wunsches theilte der Minister Breteuil. Diesem, Ludwigs XV Cabinetssecretär, war von demselben die Ehre zuerkannt worden, die Marie Antonie als Braut abzuholen. Doch Ludwig hatte schon dem Prinzen von Soubise versprochen, dem Cardinal von Rohan diesen angenehmen Auftrag zu geben. Der Prinz erinnerte jetzt den König an sein Versprechen, und Breteuil mußte das Creditiv, das ihn zu seiner Gesandtschaft nach Wien berechtigte, wieder heraus-

herausgeben. Rohan holte die Prinzessin ab, und Breteuil ward dagegen Gesandter in London. Breteuil wünschte sich für diese Kränkung zu rächen. An ihn schloß sich Orleans an. Die Zuneigung, die Rohan für die Dauphine bewies, diente ihrer Verleumdungssucht zum Vorwande, die Prinzessin eines mehr als freundschaftlichen Umganges mit dem Cardinal zu beschuldigen. Aber gerade der Cardinal bewies durch seine Eifersucht die Unrichtigkeit dieser Beschuldigung. Die Dubarry hatte dem König Ludwig XV eine ungünstige Meynung von der Gemahlin seines Sohnes beygebracht. Der König fragte den abwesenden Cardinal um seine Meynung, und dieser, den die Untreue der Marie Antonie ärgerte, schrieb an denselben: die Dauphine wäre zwar eine liebenswürdige Prinzessin, aber auch eitel und coquet; es wäre daher rathsam, sie etwas schärfer zu beobachten. Dieser Brief gerieth nach Ludwigs XV Tode in Breteuils Hände, und dieser zeigte ihn der jungen Königin. Rohan kam darüber in Ungnade. Sich die Gunst der Königin wieder zu erwerben, war er ihr zum Besitze eines kostbaren Halsschmuckes von Dia-

man-

manten behülflich. Marie Antonie stellte sich, um ihrem Gemahle keinen Verdacht zu erregen, als wenn sie ihn aus eignen Mitteln bezahlen wollte. Rohan verpflichtete sich aber bey dem Kaufmanne für die Summe, die dieses für die Königin bestimmte Geschenk kostete. Er konnte jedoch der übernommenen Verpflichtung, an dem bestimmten Tage, nicht Gnüge leisten. Der Kaufmann drohete mit der gerichtlichen Klage. Der Cardinal und die Königin geriethen nun in solche Verlegenheit, daß sie die Diamanten von dem Halsbande abreissen, und durch die Gräfin la Mothe verpfänden ließen. Durch die Unvorsichtigkeit dieses Frauenzimmers wurde aber die Sache ausgeplaudert. Der Cardinal wurde auf Breteuils Anstiften (am 15. Aug. 1785) verhaftet, und, als ein Falsarius, der gerichtlichen Untersuchung unterworfen; doch das Parlament, das das Urtheil sprechen sollte, entschied, von Orleans geleitet, zu Rohans Vortheil. Man wälzte alle Schuld auf die la Mothe, die zum Auspeitschen und Brandmarken verurtheilt wurde. Diese rächte sich dafür (1789) durch

eine

eine in vielen tausend Abdrücken vervielfältigte Schrift, die den Charakter der Königin in ein sehr zweydeutiges Licht versetzen, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihre Spielsucht und Verschwendung hinziehen sollte. Alle in dieser Schrift vorgebrachten Lügen wurden vom Publicum geglaubt, und bald gewöhnte man sich, die Marie Antonie als die einzige, als die verderblichste Rathgeberin des Königs, zu betrachten. Ludwig XVI, dem diese Schriften und das durch dieselben, so wie durch mancherley Gerüchte, veranlaßte Murren über das Betragen und die Verschwendung seiner Gemahlin nicht unbekannt blieb, empfand darüber einen so lebhaften Aerger, daß er deswegen einen Familienrath versammelte. Der Duc de Penthievre that den Vorschlag, die Königin nach Val-de-grace zu schicken, und schon war daselbst ein Zimmer für sie bestimmt. Ludwig XVI überlegte jedoch, daß er sich durch ein solches Verfahren dem Gelächter seiner Nation preisgeben würde, und die Entfernung der Königin unterblieb.

Den

Den stärksten Einfluß auf ihr zweydeutiges, oder wenigstens unvorsichtiges Benehmen schrieb man aber den beyden Damen Polignac zu. Aus einem alten, aber nur durch den berühmten Cardinal ihres Nahmens bekannten Geschlechte, das, nichts weniger, als wohlhabend, tief unter andern Hoffamilien stand, gab Diana, die eine von den beyden Schwestern, die Hofdame der Gräfin Artois ab. Bey dieser sah die Königin ihre Schwester Julie, und sie wurde durch die liebliche Gestalt derselben ganz entzückt. Die Königin fand im Kreise der sie umgebenden Damen niemand, dem sie ihr Vertrauen schenken konnte. Der Umgang mit denselben war ihr vielmehr zu steif. Sie wünschte sich eine Vertraute, die sie als die Schöpferin ihres Glückes betrachten müßte, und sie glaubte diese in der Julie von Polignac gefunden zu haben. Julie wußte die Rolle der unschuldigen, der zärtlichen Freundin, so glücklich zu spielen, daß sie die Königin ganz für sich einnahm. Marie Antonie ließ sich von der Polignac, in deren Umarmungen sich jedes Geschlecht glücklich fühlte, ganz hinreissen, und in den Taumel der Sinnlichkeit hineinziehen.

ziehen. Julie benutzte die Herrschaft über das Herz ihrer Gebietherin, das Glück ihrer zahlreichen Familie immer höher zu treiben. Es hoben sich Ducs, Intendanten, Staatspensionärs aus derselben empor. Indessen wurde das Haus Rohan immer mehr herabgewürdigt, und von der ihm so lange anvertrauten Aufsicht über die Erziehung der königlichen Prinzen entfernt. Den gewöhnlichen Gang des Hofes zu überspringen, half der Familie Polignac Vaudreuil, auch einer von den geheimen Vertrauten der Königin. Mit Aemtern, Würden, Gnadenbezeigungen wurde ein ordentlicher Handel getrieben, und während das pariser Publicum auf die Julie schimpfte, bothen die Minister, ihre Günstlinge, alle ihre Kunst auf, ihre Neider, und ihre Feinde, zu unterdrücken. Calonne wußte am besten, wie viel dieses dem Staate kostete. Die Herzogin von Polignac folgte jedoch ganz der Leitung ihrer Schwester, der Gräfin Diana, die, eben so häßlich als ihre Schwester reitzend, hervorstechende Eigenschaften des Geistes, mit dem größten Reichthume von Entwürfen und Hülfsmitteln, verband. Sie war die eigentliche Schöpferin des Glückes ihrer Fa-

milie. Die Prinzessin Elisabeth, zu der sie von der Gräfin Artois als Ehrendame übergieng, flüchtete, sich ihrer tyrannischen Behandlung zu entziehen, nach St. Cyr. Ludwig bath sie flehendlich, zurückzukommen, und mit der Diana Gedult zu haben, weil die Königin ihrer Gesellschaft nicht entbehren könne. Dadurch zog sich aber Marie Antonie den allgemeinen Haß des pariser Publicums zu.

Diesen Haß suchten die Feinde der Polignac, die ihr hatten weichen müssen, mit der emsigsten Geflissenheit zu vergrößern. Zu diesen gehörten vornehmlich die alten Damen, die, als eine Last für die junge, leidenschaftliche Fürstin, die ihre Wünsche und Einfälle durch sie gehemmt sah, anfangs ihrem spöttischen Witze zum Ziele dienten, und, wenn sie dieß nicht zur freywilligen Entfernung bewog, sich bald verabschiedet sahen. Bald zeigten sich in dem Gefolge der Königin blos Jugend und Schönheit. Die verstoßenen Damen rächten sich durch Schmähungen, welchen der Leichtsinn der Königin, das Auge des Publicums zu wenig scheuend, Glauben

ver-

verschaffte. Die auf die Meynung des Publicums zu wenig achtende Königin fand, als alle Künste des edlern Zeitvertreibes erschöpft waren, ein Vergnügen an dem Umgange mit Leuten, die ihr eine neue, wenn auch geschmacklose, Unterhaltung gewährten. Sie brachte ganze Nachmittage hin, Kartenhäuser (vielleicht für ihre Kinder?) zu bauen. Die Gräfin Diana sagte manchmahl zu ihren Freunden: „ach die Königin langweilt mich zu Tode!“ Die Königin wunderte sich dagegen wie es möglich sey, sich im Umgange mit schönen Geistern zu gefallen.

Zu denen, die ihrem Rufe absichtlich schadeten, gehörten die Personen der Familie Rohan, die durch die Halsbandsgeschichte so empfindlich gekränkt worden waren, gehörte der Königin Schwager, der Herzog von Orleans. Ludwig Philipp Joseph (geb. 14. April 1747) der Enkel des frommen Herzog Ludwigs von Orleans, und der Sohn einer wegen ihrer Ausschweifungen sehr berüchtigten Mutter, spielte als Jüngling eine Reihe der schamlosesten Auftritte der sinnlichsten Wollust. Auf Ludwigs XVI Rath hey-

rathete

rathete er die schöne, wegen ihrer großen Sittlichkeit allgemein beliebte Tochter des Herzogs von Penthievre. Von diesem erbte er, ohnedieß schon unermeßlich reich, alle seine Domänen. Seine Hoffnung, auch dessen Nachfolger als Großadmiral zu werden, wurde aber getäuscht. Orleans hatte in der Schlacht bey Ouessant wenig Muth bewiesen. Der Hof verlieh jene Würde dem ältesten Sohne des Grafen von Artois, dem Duc d'Augouleme. Seine älteste Tochter sollte denselben heyrathen. Schon waren alle Anstalten zur Vermählung gemacht; man wünschte dem Herzog von Orleans schon Glück, als die Königin den Fortgang dieser Sache plötzlich hemmte. Sie bath den König, dem Duc d'Augouleme ihre Nichte, die Tochter der Königin von Neapel, zur Gemahlin zu geben. Ludwig XVI nahm sein Wort ungern zurück. Orleans ertrug diese Kränkung mit scheinbarer Gleichgültigkeit; aber die Sehnsucht nach Rache kochte tief in seinem Innern, bis er zur Befriedigung derselben eine günstige Gelegenheit fand. Man giebt jedoch noch eine andre frühere Ursache seiner Erbitterung gegen die Königin an. Er hatte ihr, als sie noch Dau-

Dau-

Dauphine war, seine Liebe angetragen. Sie gab jedoch ihrem Gemahle davon Nachricht, und dieser machte ihm deswegen die lebhaftesten Vorwürfe. Doch Orleans hatte überhaupt so wenig Gefühl für das eheliche Glück, daß er seine sinnlichen Ausschweifungen, auch während der Verbindung mit der liebenswürdigen Tochter von Penthievre, immer fortsetzte, und daß er dieselbe zur Trennung ihrer Verbindung nöthigte. Das Palais royal, seine Wohnung, war der Schauplatz der wollüstigsten Feste. Zu St. Cloud ließ er die unsittlichsten Schauspiele aufführen. Der durch den übertriebenen Genuß der sinnlichen Freuden ganz erschöpfte Orleans suchte nun seine Langeweile durch die Spielsucht zu tödten. Ein vorzügliches Vergnügen gewährte ihm das Pferderennen, das er in England kennen lernte. Betrügerische Wetten brachten ihm manche schöne Summe ein, aber mancher gerieth auch dadurch in tiefe Schulden. Der König sah sich deswegen bewogen, die Pferderennen zu verbiethen. Orleans nahm nun zu den Hazardspielen seine Zuflucht. Der wollüstige, spielsüchtige Orleans trieb sich immer mit ehrsüchtigen, rachgierigen Ent-

würfen herum, zu deren Ausführung ihm kein Mittel zu schändlich war; aber in dem Gebrauche desselben bewies er oft sich übereilend und zaghaft. Bey der Nation, und zumahl bey den Parisern, war er äußerst verhaßt; bey den Pariserinnen, weil er sie des einträglichen Vergnügens, der Spatziergänge in den Gärten des Palais royal beraubte. So wenig auch Ludwig XVI mit seinem Bruder übereinstimmte, so schützte er ihn doch, auf Neckers Antrieb, gegen das Spiel der Hofränke. Wie wenig bewies er sich aber dafür dankbar!

Ludwig XVI hatte, ausser Orleans, noch zwey Brüder, die Grafen von Provence und von Artois. Jener ist 1755, und dieser 1757 gebohren. Jeder derselben hat mehrere Kinder, und die Luxusbedürfnisse eines jeden derselben halfen die Schuldenlast vergrößern. Artois scheute sich nicht, selbst zu der Zeit, wo ihm die französischen Hofquellen nicht mehr zu Gebothe standen, große Summen zu verlieren. Jeder von den Brüdern des Königs kostete der Nation wenigstens 400 Millionen Livres. Provence, der soge-

sogenannte Monsieur, zeigte sich in politischer Hinsicht ganz unbedeutend, entweder aus Mangel an Talenten, oder aus Vorsatz. Artois, schöner und einnehmender, als seine Brüder, war im Charakter und Geschmack der Königin ähnlich. Das Haus, das er sich im Walde von Boulogne gebaut hatte, gab den Sitz der verfeinertsten Wollust und Ueppigkeit ab. Artois übertraf übrigens seine Brüder an Entschlossenheit und Thätigkeit. Unter den übrigen Prinzen vom Hause zeichneten sich der alte Prinz von Conde, Ludwig Joseph (geb. 1736) und sein Sohn, der Duc d'Enghien, Ludwig Heinrich Joseph (geb. 1756), Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, rühmlich aus.

An dem Sittenverderbnisse und der Verschwendung des französischen Hofes war hauptsächlich der eben so übermüthige, als übermächtige Adel Ursache. Frankreich stellte eigentlich einen aristokratischen Staat vor, dessen Häupter am Hofe lebten. Kaum der sechzigste Theil aller Bewohner Frankreichs, hielt sich der Adel dennoch ausschließend für die Nation, betrachtete er alle übrigen Staatsbürger,

ger, unter welchen sich doch reiche Manufakturisten, Kaufleute und Gelehrte befanden, als nichts bedeutend. Gleiche Grundsätze hegte der ganze französische Adel, der gleichsam eine unermeßliche, durch das ganze Reich verbreitete Familie ausmachte. Der Staat wurde nicht vom Könige, sondern vom Hofe, beherrscht. Am Hofe herrschten aber die Ducs und Pairs, die sich an die Julie von Polignac anschlossen. Unter diesen befanden sich einige, die sich nicht schämten, der Policey ihre Dienste zu widmen, während daß andre, theils für eigene, theils für fremde Rechnung, sich Schurkenstreiche erlaubten. Man war selbst am Hofe vor Taschendiebereyen nicht sicher. Prinzen vom Geblüte machten sich allenfalls kein Gewissen daraus, eine kostbare Tabatiere unter ihren Händen verschwinden zu lassen. Wer konnte ihnen deswegen Vorwürfe machen, wenn selbst die Bischöfe meistens die einträglichsten Kunden der Opernsängerinnen und Tänzerinnen waren, wenn sie sich von der Theilnahme an Hazardspielen und unmoralischen Reden nicht zurückhielten.

Um dem Sittenverderbnisse dieses Hofes, und dem für den Staat so schädlichen Einflusse desselben, einen starken Damm entgegen zu setzen, mußte Ludwig XVI mehr kraftvolle Entschlossenheit besitzen, mußte er seine guten Rathgeber nicht dem Spiele der Hofränke preisgeben. Machault, den ihm selbst der sterbende Vater als den besten Verwalter der Staatswirthschaft empfahl, berief er durch ein eigenhändiges Schreiben an seine Seite; aber nur wenige Stunden waren für die Höflinge hinreichend, ihn den unerschütterlich biedern Machault gegen den leichtsinnigen Maurepas vertauschen zu lassen *). Den traurigen Zustand der Finanzen vergessend, ließ sich Ludwig XVI noch zur Theilnahme an dem amerikanischen Freyheitskriege bereden, und durch diesen wurde die Schuldenlast noch um 500 Millionen vermehrt. Indessen dauerte die Hofverschwendung ununterbrochen fort, blieb der Leichtsinn in der Verwaltung der Staatseinkünfte herrschend. „Ich habe", sagte der Generalcontroleur der Finanzen, „meinen Secretär; dieser hat gegen hundert Commis; aus den Berichten der-

*) Theil XVIII, S. 113. fgg.

derselben macht er für mich Auszüge, und dann bin ich mit meiner Arbeit in einer halben Stunde fertig." Bey einer so oberflächlichen Untersuchung fiel das Mißverhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe weniger auf. Man half sich einige Zeit durch Anleihen, durch Vorausverpachten. Necker nahm zu dem Credit der Banquiers seine Zuflucht; dieser hörte aber auch mit ihm auf. Das Mißverhältniß wurde immer größer. Schon bey dem Anfange des Jahres 1787 überstieg die Ausgabe die Einnahme jährlich um 115, und bald hernach um 140 Millionen. Die reinen Staatseinkünfte beliefen sich aber nicht höher, als auf 475 Millionen. Doch die Zinsen für 5,220 Millionen Schulden verschlangen schon mehr als die Hälfte dieser Summe, nehmlich 270 Millionen. Vergebens bemühete sich Ludwig, den für seinen Hof und seinen Marstall nöthigen Aufwand zu vermindern. Calonne, Neckers Nachfolger (seit 1783) vergrößerte die Schuldenmenge noch durch unnütze Ankäufe, durch neue, zwar nicht unvortheilhafte, aber zur Unzeit unternommene Anlagen.

Bey

Bey der Noth, in welcher sich die Staatscasse befand, schien, wenn man derselben nicht ausserordentliche, sehr reichliche Zuflüsse verschaffte, ein Staatsbankerut unvermeidlich. Calonne hatte, um dem Staate jene Zuflüsse zu sichern, den sehr natürlichen Einfall, auch den Adel und die Geistlichkeit zur Theilnahme an den Abgaben zu ziehen. Sein Vorschlag wurde vom Könige und dem Ministerium genehmigt. Vor der Ausführung desselben mußte jedoch eine Versammlung der Notablen, das heißt, der angesehensten Personen geistlichen und weltlichen Standes, vorausgehen. Schon unter den vorigen Königen hatte man solche Versammlungen einem feyerlichen Reichstage, durch den sich der Hof und die Minister mehr eingeschränkt fühlten, vorgezogen. Seit 161 Jahren (seit 1626) war aber auch keine Versammlung von Notablen wieder vorgekommen. Jetzt wählte man aus zwey Uebeln das kleinste. Man tröstete sich dabey mit dem angenehmen Gedanken, daß man dieser Versammlung eine, seinen Absichten angemessene Einrichtung geben könnte. Der Hof wählte 14 Bischöfe, 26 Herzoge, ausser diesen noch 8 andre Staats-

räthe, 4 Intendanten der Provinzen, 24 Municipalbeamten, alle Generalprocuratoren und Präsidenten der Parlamente, und endlich einige Abgeordnete aus den Provincialstädten. Die Zahl derselben belief sich auf 140. Diese theilte man in sieben Bureaux, von welchen jedes eine gemeinschaftliche, oder eine Curiatstimme hatte. Vier von solchen Stimmen machten also die Mehrheit aus. Dem Bürgerstande waren nur wenige Stimmen zu Theil geworden, und die Vorsteher der Municipalitäten stellten keine eigentlichen Volksrepräsentanten vor.

Diese Versammlung eröffnete ihre Sitzung am 22. Febr. 1787. Der erste Gegenstand, den man ihrer Berathschlagung unterwarf, war die Abschaffung einiger drückenden Abgaben, als der innern Landzölle, der Salzsteuer. Die Summe, die der Staatscasse dafür gewährt werden müßte, sollte unter alle Stände vertheilt werden. Zwey andre Vorschläge betrafen die Abschaffung der Getreidesperre, und der Frohndienste bey den Landstraßen, unter deren Last das Volk gewaltig seufzte. Der König hatte deswegen schon

schon im Jahre 1776 diese Dienste gegen eine Abgabe von allen Ländereybesitzern vertauschen wollen, das pariser Parlament hatte sich aber dieser Anordnung, durch die der Adel und die Geistlichkeit den niedern Volksclassen gleichgestellt werden würde, heftig entgegengesetzt. Jetzt wurde beschlossen, daß die Provincialausschüsse, oder die Landstände der Provinzen, für die Unterhaltung der Landstraßen sorgen sollten.

Die Hauptsache, worauf es jetzt ankam, war jedoch die Herbeyschaffung der Summen, durch die das große Mißverhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staates gehoben werden könnte. Calonne that hier den Vorschlag, die beyden Vingtiemes, die schon eingeführt waren, auf alle, also auch auf die geistlichen und adlichen Grundstücke auszudehnen. Der Ertrag derselben würde dadurch von 54 bis auf 84 Millionen erhöht werden. Durch Ersparungen am Hofe, und in andern Zweigen der Staatswirthschaft, sollten jährlich 40 Millionen gewonnen werden. Die noch fehlenden 70 Millionen wollte man durch neue Anleihen, durch Stempeltaxen, durch

durch Territorialauflagen zu erhalten suchen. Die beyden letztern Mittel waren den privilegirten Ständen gar nicht willkommen. Die Notablen trugen daher darauf an, daß man lieber zu einer Reduction der Staatsschulden, oder zu einem Vergleiche mit den Staatsgläubigern, seine Zuflucht nehmen möchte. So wurden, durch die hartnäckige Weigerung der privilegirten Stände, die Staatsbürden zu theilen, Calonne's gutgemeinte und zweckmäßige Entwürfe, den französischen Staat aus seiner Noth herauszureissen, vereitelt. Calonne war durch seinen Patriotismus so sehr der Gegenstand des Hasses der Vornehmen, der Höflinge geworden, daß ihm der König (im April 1787) den Abschied geben mußte. Er gieng nach England.

Ludwig XVI bekam jetzt fast lauter neue Minister. An die Stelle des zwey Monathe früher (im Febr.) gestorbenen Vergennes, trat Montmorin als Minister der auswärtigen Angelegenheiten; für Miromenil, dessen Verabschiedung Calonne kurz vorher bewirkt hatte, weil er sich zu den Gegnern seines Planes hinziehen ließ, wurde Lamoignon (Males-

(Malesherbes) *) Großsiegelbewahrer; Calonne selbst bekam den Erzbischof von Toulouse, Grafen von Brienne, zum Nachfolger. Die neuen Minister standen den vorigen theils an Talenten, theils an Redlichkeit, nach. Montmorin besaß weniger Ministerkraft, als Vergennes; Brienne handelte zu despotisch, zu unüberlegt. Seine Minister-Fehler halfen den Untergang des französischen Königthums beschleunigen. Des großen Ruhmes seiner Fähigkeiten und Kenntnisse ungeachtet, wollte es ihm lange nicht gelingen, die von ihm so sehnlich gewünschte Ministerstelle zu erlangen. Der König hatte von seiner Moralität, und von seinen Grundsätzen eine sehr ungünstige Meynung. Um diese Meynung zu besiegen, zeigte sich nun der Erzbischof von Toulouse sehr eifrig in der Erfüllung seiner geistlichen Amtspflichten, in der Aufsicht über seinen Sprengel, ließ er von Zeit zu Zeit einige seiner frommen Handlungen in den Zeitungen ausposaunen. Die Versammlung der Notablen verschaffte ihm eine vorzüglich gute Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Die über

Ca-

*) Theil XVIII, S. 107. 113.

Calonne's Plane unzufriedenen Mitglieder derselben bildeten eine Parthey, die, in Verbindung mit dem Hofe, die Entfernung der vornehmsten und am meisten geachteten Ministers bewirkte. Sein Nachfolger, Fourqueux, bekleidete, seiner Kränklichkeit wegen, diese Stelle nicht länger, als drey Wochen, und dem Könige, der sich nun einen neuen geheimen Rath bilden mußte, wurde Brienne, als derjenige, empfohlen, der das Ruder der Regierung mit dem glücklichsten Erfolge führen würde. Den meisten Antheil an seiner Erhebung hatte die Königin, die die sich von dem ehrgeitzigen Brienne, und dem gegen Calonne erbitterten Breteuil, zu mächtig lenken ließ. Calonne hatte sich nichts, was den Haß und die Rachsucht, womit man ihn verfolgte, rechtfertigen konnte, zu Schulden kommen lassen. Wenigstens wurden Brienne's und Necker's Bemühungen, die Beweise in seinen Papieren zu finden, ganz vereitelt.

Brienne sah um sich lauter Minister vereinigt, die theils aus Furchtsamkeit, theils aus Unfähigkeit, keinen Widerspruch wagten.

Die

Die Nation versprach sich sehr viel von seiner Staatsverwaltung, weil er sonst, wie man glaubte, die Ministerstelle nicht würde angenommen haben. Aber Brienne zeigte sich weder in seinen Planen, noch in seinen Grundsätzen, fest. Er empfahl als Minister die Territorialauflage, und die Stempelacte, der er sich vorher lebhaft entgegen gesetzt hatte. Die Versammlung der Notablen, die ohne Nutzen, einen großen Aufwand verursacht hatte, war (24. May) aufgelöset worden. Das pariser Parlament repräsentirte also wieder wenigstens einen Theil der Nation. Dieses wollte sich durchaus nicht zur Einregistrirung der königlichen Edicte, die jene Abgaben betrafen, verstehen. Vergebens machte Ludwig XVI (am 6. Aug.) einen Versuch, durch ein Lit de justice sein Ansehn zu behaupten. Das Parlament blieb standhaft bey der Meynung, daß dergleichen Auflagen nur von einer Reichsversammlung bewilligt werden könnten. Dieß war auch die Stimme der ganzen Nation.

Brienne fühlte sich in Verlegenheit, fühlte sein Ansehn gekränkt. Das Parlament wurde

de aufgehoben, und die Mitglieder bekamen (14. Aug.) den Befehl, sich nach Troyes zu begeben. Das Volk, vornehmlich das Volk der Hauptstadt, äusserte seine Unzufriedenheit darüber ganz laut. Der Graf von Provence, Calonne's Freund, empfieng Beweise des Beyfalls, während daß Artois, der Anhänger der Königin, ausgepfiffen, und nur durch Soldaten gegen Mißhandlungen geschützt wurde. Um sich eine noch größere Würde zu geben, ließ sich Brienne zum Principalminister, zum Erzbischofe von Sens, ernennen. Schlau unterhandelte er nun mit den verbannten Parlamentsgliedern. Er gab ihnen die Nothwendigkeit der reichsständischen Einwilligung zu. Die Zusammenberufung der Reichsstände erfordre, wie er sagte, allerley Vorbereitungen; die Noth der Staatscasse wäre jedoch so dringend, daß man ihm eine Anleihe erlauben möchte. Das Parlament wollte diese zugeben, und es ward daher (20. Sept.) wieder hergestellt. Doch Brienne's unvorsichtige Reden verriethen demselben die Täuschung, die er ihm zugedacht hatte. Die meisten Mitglieder stimmten daher, als er (19. Nov.) im Parlamente erschien,

schien, um die Anleihe durchzusetzen, gegen die Registrirung derselben. Als nur der Kanzler Malesherbes den Befehl gab, das Anlehn, ohne die Zählung der Stimmen, zu registriren, widersprach ihm Orleans im Nahmen aller Pairs des Reichs. Dieß zog ihm das Schicksal zu, in eine entlegene Provinz verwiesen zu werden. Zwey Glieder des Parlaments wurden verhaftet. Dennoch hatte die Anleihe keinen Fortgang, weil sich niemand auf dieselbe einlassen wollte.

Nachdem nun Brienne den königlichen Schatz vollends erschöpft, nachdem er den öffentlichen Credit vernichtet, nachdem er jede Quelle von Geldhülfe verstopft, nachdem er die Zwangsmittel der königlichen Macht bey unerheblichen und unbedeutenden Vorfällen gemißbraucht hatte, machte er endlich den eben so unbesonnenen, als dreisten Versuch, die Regierung von dem Zwange, neue Gesetze der Einregistrirung der Parlamente zu unterwerfen, zu befreyen. Er hoffte unter der Hülle des Geheimnisses seine Anordnung glücklich durchzusetzen. Alle Officiere bekamen den Befehl, sich zu ihren Regimentern zu

begeben. Die Intendanten der Provinzen erhielten versiegelte Verordnungen, die sie alle an Einem Tage erbrechen sollten. Eine neue zu Versailles angelegte Druckerey arbeitete Tag und Nacht. Alle Gemeinschaft zwischen den Druckern und dem Publicum war gesperrt. Doch Duspremenil, eins von den Mitgliedern des Parlaments, verschaffte sich einen Correcturbogen des neuen Edicts in einer zum Fenster herausgeschossenen Thonkugel. Alle Glieder schworen nun, kein solches Edict anzunehmen. Duspremenil und sein College sollten deswegen verhaftet werden. Sie flüchteten in den Parlamentssaal. Das Parlament schickte hierauf Abgeordnete an den König, die ihm im Nahmen desselben das Verlangen vortrugen, bessere Rathgeber zu wählen. Aber gegen Mitternacht rückten einige Batallione an, um den königlichen Befehl mit Gewalt zur Vollziehung zu bringen. Duspremenil und sein College lieferten sich hierauf selbst aus. Wenig Tage hernach (8. May 1788) erschien das Edict. Vermöge desselben wurden alle Parlamente aufgehoben. An die Stelle des pariser trat eine sogenannte cour plenière (d. i. vollständiger

diger Gerichtshof) der, aus Prinzen, Pairs, Magistrats- und Militärpersonen zusammengesetzt, in Zukunft alle königlichen Edicte und Anleihen registriren sollte. Für die übrigen Parlamente des Reichs wurden neue Gerichtshöfe angeordnet. Die Cour plenière war nicht, wie Brienne behauptete, eine schon ehedem vorgekommene Einrichtung, und wenn gleich ihre Verfassung manche, für die Rechtsverwaltung heilsame Anordnung enthielt, so blieb sie doch immer das wirksamste Mittel, dem System einer despotischen Regierung die höchste Vollendung zu geben.

Den größten, vielleicht aller folgenreichsten Fehler begieng Brienne, als er alle Truppen in Bewegung setzte, um dem Volke, durch den Anblick einer so ansehnlichen Macht, Furcht und Schrecken einzuflößen, um in den Städten, in welchen seine Anordnung zur Vollziehung gebracht werden sollte, einen Aufstand zu verhüten. Durch solche Anstalten wurde das Volk aber gerade zur Aufmerksamkeit gereitzt, wurde ihm die auf den Ueberrest seiner Freyheit eindringende Gefahr recht fürchterlich dargestellt. Dieß

Dieß war unter andern zu Rennes, in Bretagne, der Fall. Das Parlament versammelt sich (10. May). Die Straßen waren von Truppenreihen besetzt. Aber die königlichen Comissarien, die das Parlament aufheben sollten, hörten sich aus den Fenstern ausgezischt und ausgepfiffen, und nur mit vieler Mühe brachten sie es dahin, in den Versammlungssaal des Parlaments eingelassen zu werden. Das Volk zu Rennes lermte so gewaltig, daß nur der aus Elsaß herbeyeilende General Stainville die Ruhe wieder herzustellen vermochte. Indessen waren die Parlamentsglieder verwiesen, und zwölf Adliche verhaftet worden.

Die strengen Maßregeln, die sich Brienne zur Behauptung seiner Cour pleniere erlaubte, waren so wenig vermögend, die Unzufriedenheit der Nation zu besiegen, daß vielmehr alle Stände, alle Classen den Wunsch, die Reichsstände versammelt zu sehen, ganz laut äusserten. Diese lauten und entschlossenen Aeusserungen waren eine Wirkung des in der Denkart des gebildeten Theils des französischen Volkes vorgefallnen Ver-

Veränderung. Die Schriften von Rousseau, Voltaire und den französischen Encyclopädisten, hatten die Franzosen mit den richtigen Begriffen von den Menschenrechten so bekannt gemacht, daß manche aus den vorigen Zeiten herrührende Einschränkung derselben ihnen unerträglich schien. Vornehmlich aber fühlte sich der Bürgerstand durch die ausschließlichen Privilegien des Adels sehr gekränkt. Der bürgerliche Krieger fand es äusserst hart, durch eine neuere Verordnung, sich von den Officiersstellen ausgeschlossen zu sehen. Bürger und Bauern fühlten die Last der Abgaben, die der Adel und die Geistlichkeit nicht mit ihnen theilen wollten, um so drückender. Daher war der Wunsch nach einer Reichsversammlung, von welcher man eine Abänderung der Verfassung erwartete, so laut, so dringend.

Aber gerade war es Brienne, der, von der Unmöglichkeit, eine Nation, wie die damahlige französische, in ein despotisches Joch zu zwängen, immer mehr überzeugt, zu der Idee einer neuen Staatsverfässung am meisten hinleitete. Er bestimmte nicht nur den König, sich mit aller Feyerlichkeit zur Zusammenberufung der Stände verbindlich zu machen, sondern er erließ auch aus dem Staatsrathe ein Decret, durch welches er allen und jeden, die sich dazu fähig hielten, die Befugniß ertheilte, und sie aufforderte, zur Belehrung der Regierung, derselben ihre Gedanken über die zweckmäßige Einrichtung der Reichsversammlung, und über die Gegenstände ihrer Berathschlagung, mitzutheilen. Er schien also selbst eine Abänderung der Staatsverfassung für nöthig zu halten. Dieß war auch der Zweck der meisten durch Brienne's Aufforderung veranlaßten Flugschriften. So human seine Denkart in diesem Augenblicke erschien, so bewog er doch 8 Tage hernach (8. Aug.) den König zu einem Edicte, nach welchem ausser dem Militär, alle übrigen Staatsdiener nur zu 3 Fünftel in Gelde bezahlt werden sollten. Dadurch stieg die Unzufriedenheit des pariser Volkes so hoch, daß Brienne es (am 25. Aug.) rathsam fand, um seine Entlassung nachzusuchen. Auch Malesherbes wurde verabschiedet. Beyde wurden vom Pöbel im Bilde verbrennt.

An eben dem Tage wurde, vornehmlich auf den Rath der Königin, Necker wieder in das Ministerium berufen. Der König ernennte ihn zum Generaldirector der Finanzen, mit Sitz und Stimme im Staatsrathe. Necker bewirkte durch einen Beschluß desselben sogleich den Widerruf des Edicts vom 16ten August. Alles sollte baar bezahlt werden. Die nicht dringenden Zahlungen wollte man bis zu der Reichsversammlung versparen. Um die leere Staatscasse wieder etwas zu füllen, borgte Necker von den Banquiers zu Paris wieder 30 Millionen; eine eben so große Summe entlehte er im Auslande; sodenn ließ er sich von den Staatseinkünften einen beträchtlichen Theil vorausbezahlen. Durch solche Mittel setzte er sich in den Stand, sein Versprechen zu halten. Um der Nation zu schmeicheln, hob er (23. Sept.) die Cour plenière auf, stellte er die Parlamente wieder her, berief er, vermöge eines Schlusses des Staatsrathes, die Reichsstände auf den ersten May des folgenden Jahres (1789) zusammen.

Zur Berathschlagung über die Einrichtung der Reichsversammlung wurden (am 6. Nov. 1788) die Notablen zum zweyten Mahl zu Versailles versammelt. Man schritt zuerst zur Entscheidung der Frage: ob in der Reichsversammlung nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte? Der Bürgerstand verlangte, als für die Stimmung nach den Köpfen entschieden worden war, eben so viele Abgeordnete, als die Geistlichen und Adelichen. Darüber entstanden, nicht nur in der Versammlung der Notablen, sondern auch in den Provinzialversammlungen, heftige Streitigkeiten. Die Stadt Paris erklärte sich für den Bürgerstand. Das Parlament überließ die Entscheidung dem Könige. Necker bestimmte ihn, den Wünschen des Bürgerstandes nachzugeben. Er berief sich auf die Erfahrung der vorigen Zeiten, wo es dem Hofe nicht an Mitteln gefehlt hatte, die Mitglieder für seine Absichten zu gewinnen. Sie sollten eine, dem Mißverhältnisse der Einnahme und Ausgabe angemessene, Vermehrung der Auflagen bewilligen. An diesen sollten aber auch die Geistlichen, und die Adelichen, Theil neh-

men. Daher war es nothwendig, daß der Bürgerstand die Hälfte der Stimmen bekam. Es durften sich alsdenn nur einige Geistliche und Adeliche an ihn anschließen, um einen, Neckers Plane angemessenen, Beschluß zu bewirken. Necker hoffte, wie Moleville, einer von den nachmahligen Ministern behauptet, die dadurch unter den Ständen unvermeidliche Uneinigkeit zu benutzen, ihr Ansehn zu vermindern, und dagegen die Macht des Königs zu erhöhen. Die Uneinigkeit der Stände sollte den Vorwand zur Auflösung ihrer Versammlung geben, sollte ihre Zwecklosigkeit beweisen. Doch so schlau möchte Neckers Plan wohl kaum gewesen seyn!

Die zweyte Versammlung der Notablen gieng indessen auch auseinander, ohne über die Art, wie man in der Reichsversammlung stimmen sollte, entschieden zu haben. Sie überließ vielmehr diese Entscheidung der Versammlung selbst. Der Staatsrath bestimmte hierauf (am 12. Dec.) die Zahl der Deputirten auf 1204. Davon sollten die Adelichen und Geistlichen zu gleichen Theilen, die eine Hälfte, und die Abgeordneten des Bür-

gerstandes die andre Hälfte, ausmachen. Zur Eröffnung der Versammlung wurde der 27te April 1789 angesetzt. Zum Orte derselben schlug man dem Könige die Städte Blois, Orleans, Tours u. a. m. vor. Die Königin wollte sich aber nicht von Trianon, und Artois nicht von Bagatelle entfernen. Die Reichsversammlung mußte sich daher nach Versailles begeben.

Die Wahl der Mitglieder der Reichsversammlung wußte Necker ganz nach seinen Absichten einzurichten. Die Abgeordneten der Geistlichkeit wurden nicht ausschließlich unter den Prälaten, sondern nach den Oberämtern, ausgesucht. Daher befanden sich unter denselben viele Landgeistliche. Auf eben diese Art wurden den Abgeordneten des Adels viele Landedelleute zugesellt. So kamen sowohl unter die geistlichen, als unter die adelichen Deputirten, manche, die theils aus Neigung, theils wegen Familienverhältnissen, sich an den Bürgerstand anschlossen. Unter diesem befanden sich aber viele geist- und kenntnißvolle Gelehrte, Kaufleute und andre talentvolle Männer, die sich bald durch ihre Ge-

Gewandtheit, und durch ihren Scharfsinn in den Geschäften, auszeichneten.

Während Necker seine ganze Hoffnung auf den Bürgerstand setzte, schien er aber der Eitelkeit des Adels und der Geistlichkeit noch vorzüglich schmeicheln zu wollen, oder er hielt es vielmehr nicht für rathsam, die ehemahlige Etikette gegen eine neuere zu vertauschen. Daher empfieng der König die Deputirten des Adels und der Geistlichkeit in seinem Cabinette, wo ihnen beyde Flügelthüren geöffnet wurden. Bey den Abgeordneten des Bürgerstandes befand sich hingegen der König, als sie vor ihn gelassen wurden, in seinem gewöhnlichen Zimmer, und sie wurden, nachdem man sie in einem Saale, ziemlich lange hatte warten lassen, schnell durchgeführt. Die Deputirten des Adels zierte ein schwarzsammetner mit Goldstoff gefütterter Mantel, nebst einem Federhute. Die bürgerlichen Abgeordneten erschienen in ihrem schwarzen Mantel und mit ihrem Hute ohne Knopf, gleichsam in Trauer gehüllt.

Aber

Aber eben diese so unansehnlich gekleideten Männer waren es, welche bald den wichtigsten Theil der Reichsversammlung vorstellten. Schon in den Provincialversammlungen war, wegen der größern Wichtigkeit, die sich der Bürgerstand anmaßte, Uneinigkeit entstanden. Er glaubte mit der Hälfte der Stimmen sich noch nicht begnügen zu dürfen, weil er eigentlich neunzehn Zwanzigtheile der ganzen Nation ausmachte. So weit waren also die Begriffe von der Gleichheit der Staatsbürger schon entwickelt! Aber auch in Ansehung der Grundsätze, die bey den Berathschlagungen herrschen sollten, dachten die bürgerlichen Abgeordneten von den Deputirten der privilegirten Stände sehr verschieden. Jene hatten eine freye Verfassung, hatten die Wiederherstellung der Nation in ihre alten Rechte, hatten die Sicherung des Staatsschatzes gegen die Räubereyen der Höflinge, zum Zwecke. Ausserdem wollte aber jedes Corps, jede Provinz, noch ein besondres Interesse befördert, noch besondre Beschwerden abgestellt sehen, und die gleichsam in eine neue Welt versetzte, aber ihr Gewicht um so stärker fühlende Repräsen-

sentanten des Bürgerstandes hielten sich durch die ehrenvolle Auszeichnung der Adelichen und Geistlichen, und das spöttische Benehmen der Hofleute, bis zur Erbitterung gekränkt. Sie errichteten, um vereinigt desto kraftvoller wirken zu können, sogenannte Clubs, die zuletzt von dem britischen, dem Vorgänger des Jacobinerclubs, verschlungen wurden. An die Mitglieder desselben reiheten sich auch manche Pfarrer und Landedelleute an.

Die Seele dieses so stark sich fühlenden Bürgerstandes war ein ehemahliger Edelmann, aus der Provence, Gabriel Honorius Riquetti Mirabeau (geb. 1749). Sein feuriger Geist riß ihn in seiner Jugend zu manchen wilden und ausschweifenden Handlungen hin, und ließ ihn eine Reihe von Verbrechen ungescheut und öffentlich verüben. Als Officier unter der Truppenabtheilung, die Corsica unterjochte, zeigte er eben so wenig Tapferkeit, als feine Lebensart; auch kehrte er, des Militärzwanges überdrüßig, bald nach der Provence zurück. Eine Heyrath verschaffte ihm den Besitz von einer Million Livres; seine Verschwendung gieng aber

aber so weit, daß er bald 200,000 schuldig war. Nun mißhandelte er auch noch das Weib, das ihm zum Wohlstande verholfen hatte. Der über den Sohn mit Recht aufgebrachte Vater erklärte ihn für einen Verschwender, und wirkte seine Verhaftung aus. Als diese weniger eingeschränkt wurde, entführte er einem Manne seine schöne Gattin, und stahl ihm zugleich seine Chatoulle. Er gieng nun nach der Schweiz, nach Holland. Geschwinde war auch das geraubte Geld verthan. Indessen hatten ihn die Gerichte erst zum Tode, und hernach zur ewigen Gefangenschaft, verurtheilt. Mirabeau, und die von ihm entführte Frau, wurden in Holland (1777 May) verhaftet, und nach dem Schlosse zu Vincennes bey Paris gebracht, wo sie über viertehalb Jahre verhaftet blieben. Nachdem Mirabeau hierauf noch manchen andern Liebeshandel bestanden hatte, hielten ihn die Minister für geschickt, am preussischen Hofe eine Geldanleihe zu unterhandeln. Friedrich Wilhelm II wollte sich aber nicht mit ihm einlassen. Indessen sammelte Mirabeau damahls die Materialien zur Darstellung der preussischen Monarchie unter

unter Friedrich II, bey welcher Arbeit ihn der Deutsche, Mauvillon, unterstützte. Er wurde jetzt, als ein warmer Vertheidiger der Menschheit und ihrer Rechte, immer bekannter. Seine Landsleute, die Provenzalen, hielten ihn schon für den Retter der Nationalfreyheit. Wegen seiner unmoralischen Gesinnungen, und seiner dürftigen Umstände, hielt ihn der Adel der Ehre, einen Repräsentanten desselben vorzustellen, für unwürdig. Aus Rachsucht schloß er sich jetzt, als der Mann einer Tuchhändlerstochter zu Marseille, an den Bürgerstand an, brauchte er, als Deputirter desselben, allen seinen Scharfsinn, alle seine Entschlossenheit, alle seine Beredtsamkeit, um dem Adel seine Vorrechte zu entziehen. Bald sahen Orleans und seine Freunde in ihm den Mann, den sie an die Spitze ihrer Parthey stellen konnten. Orleans half ihm mit Wagen, Pferden, Geldsummen aus. Das Palais royal wurde jetzt der Ort, wo man die Plane gegen den Hof entwarf, wo man den Verhandlungen der Reichsversammlung die den Absichten des Herzogs von Orleans angemessene Richtung zu geben suchte.

Auf die Verhandlungen der Reichsversammlung hatte ein Mann, der seine Rolle von Wichtigkeit ohne äussern Glanz spielte, den stärksten Einfluß. Dieser Mann war Emanuel Joseph Sieyes (am 3. May 1745 zu Frejus im Vardepartement gebohren). In seiner Jugend von Jesuiten unterrichtet, mußte er sich, dem Willen seines Vaters gemäß, der Theologie widmen. Die zehn Jahre, die er in dieser Absicht in dem Seminarium zu St. Sulpice und der Sorbonne zu Paris verlebte, benutzte er, die höchste Gleichgültigkeit für seine Person annehmend, die Beschäftigung mit den Wissenschaften, vornehmlich mit der Mathematik, der Physik, der Metaphysik, der Moral, recht eifrig zu treiben. Vorzüglich studirte er die Werke von Locke, Condillac und Bonnet. Nachdem er (1772) seine Laufbahn in der pariser Sorbonne zurückgelegt hatte, brachte er es als Canonicus bis zum Kanzler der bischöflichen Kirche von Chartres, der ihre Angelegenheiten in Paris besorgte. Sorgfältig vermied er jedes Geschäfte, das ihm ein geistliches Ansehn geben konnte, um so theilnehmender zeigte er sich für po-

litische Händel. Als Mitglied der Provincialversammlung von Orleans gab er, als Ludwig XV das Parlament nach Troyes verbannte, schon einen sehr in die Augen fallenden Beweis von der Art, wie er über die Rechte der Nation dachte. Man müsse, meinte er, sich der Minister, die den König zu diesem Gewaltstreiche verleitet hätten, bemächtigen, um sie aufhängen zu lassen. Noch deutlicher aber sprach sich diese Denkart in den Schriften aus, die er zur Zeit der zweyten Notablenversammlung und vor der Zusammenkunft der Generalstände, herausgab. Die erste handelte über die Privilegien, die er für nachtheilig erklärte; in der zweyten, über den dritten Stand, behauptete er, daß derselbe mit der Nation einerley sey. Durch diese Schriften lernte der Bürgerstand seine Stärke und seine Rechte in ihrem völligen Umfange kennen, und sie stellten auf gewisse Art das politische Evangelium der französischen Bürger vor. Sie wirkten, von Sieyes als Mitglied der Generalstände gehoben, auf eine unwiderstehliche Art auf die Versammlung derselben, deren Eröffnung sich jetzt (5. May) näherte.

Der König feyerte sie mit einer Rede, die seine aufrichtige Liebe zur Nation, und seine Bereitwilligkeit, dem Staate zu helfen, lebhaft ausdrückte. Mit weniger Beyfall sprachen hierauf der Großsiegelbewahrer Barentin und Necker. Als man zu den Berathschlagungen schreiten wollte, äusserte sich die Uneinigkeit zwischen den Ständen sehr laut. Diese waren auch schon einige Wochen versammelt, als ihre Zänkereyen über die Untersuchung der Vollmachten noch immer fortdauerten. Jetzt (am 10. Jun.) vermochte jedoch Sieyes den dritten Stand, ohne weitere Umstände zur Untersuchung seiner Vollmachten zu schreiten.

Aber Sieyes bewies sich bald noch thätiger. Er bestimmte fünf Tage hernach (am 15. Jun.) durch eine die eindringendste Ueberzeugung hervorbringende Rede, daß sich der dritte Stand für eine active Versammlung erklärte; er war der Urheber des Gedankens, die Generalstände in eine Nationalversammlung zu verwandeln. Der dritte Stand gab nun gleich einen Beweis, daß er sich für den vornehmsten Theil der Ver-

sammlung hielt. Er wollte in dem Versammlungssaale die Ankunft der adlichen und der geistlichen Abgeordneten erwarten. Diese fanden die Forderung des Bürgerstandes sehr anmaßlich; die bürgerlichen Deputirten blieben jedoch standhaft. Die geistlichen Abgeordneten schlossen sich, nach dem Verhältnisse ihres Standes, bald an den Adel, bald an die Bürgerlichen, an. Zu den letztern neigten sich besonders die Pfarrer hin, und bald hatten sich die meisten derselben mit den Bürgerlichen vereinigt. Die Bürgerlichen, die heimlich schon auf den Uebergang verschiedener Edelleute rechneten, erklärten mit aller Entschlossenheit, daß künftig kein Unterschied der Stände mehr stattfinden könnte, und daß sie, die bürgerlichen Abgeordneten, allein die Nation vorstellten. Der Adel sollte, an die Geistlichkeit sich anschließend, das Oberhaus ausmachen, ein Theil des Adels, und die niedre Geistlichkeit, sich aber mit dem Bürgerstande vereinigen. Dieser enthielt jetzt die Mitglieder von allen drey Ständen, und nun säumte man nicht länger, zu den Berathschlagungen selbst überzugehen.

Vorher

Vorher schworen die Mitglieder einander den Eid der treuen Anhänglichkeit, sodenn schritten sie zur Wahl eines Präsidenten ihrer Versammlung. Diese fiel auf einen Mann, der die Menschen eigentlich nur aus der Studierstube kannte. Johann Sylvan Bailly, der Sohn eines Weinhändlers zu Paris (geb. 1736) und durch den berühmten la Caille für das Studium der Sternkunde gewonnen, hatte sich in seinem 27sten Jahre (1763) schon so ausgezeichnet, daß ihn die französische Akademie der Ehre ihrer Mitgliedschaft würdigte. Er rechtfertigte ihr Urtheil durch seine Geschichte der Sternkunde, und durch andre Werke. Auch die Gesellschaft der Inschriften, und der Mahler, nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und der König trug ihm (1786) die Untersuchung der Hospitäler, und die zur Verbesserung derselben dienlichen Anordnungen auf.

Unter Bailly's Vorsitze faßte nun die Nationalversammlung den Schluß, daß einstweilen die bisherigen Auflagen fortdauern, künftig aber nur solche, welche die Nationalversammlung bewilligen würde, stattfinden

soll-

sollten. Die Nation machte sich zugleich für die Bezahlung aller Schulden verbindlich. Sie gewann dadurch den größten und geldmächtigsten Theil des Volkes (die bürgerlichen Staatsgläubiger) gegen die alle adlichen Gutsbesitzer, und selbst die königliche Parthey, nichts vermochten.

Schon über das Wort: Nationalversammlung, ergriff die Höflinge eine schreckenvolle Besorgniß. Sie ahneten ganz richtig, daß die Nationalversammlung zu Dingen übergehen könne, welche ganz über den Ideenkreis einer Reichsversammlung hinaus giengen. Der Erzbischof von Paris bath, wie man erzählt, den König fußfällig, die Abgeordneten der Gemeinden zur Beobachtung der herkömmlichen Ordnung anzuhalten. Herolde machten hierauf (20. Jun.) an allen Straßenecken von Paris und Versailles eine königliche Proklamation bekannt, daß die Versammlung ihre Sitzung nicht mehr fortsetzen sollte, und daß der König zwey Tage hernach (am 22.) ein Lit de Justice halten würde.

Um die Vereinigung der geistlichen mit den bürgerlichen Deputirten zu verhindern, wurden (am 20. Jun.) die Thüren des Versammlungssaales verschlossen und mit Wachen besetzt. Zum Vorwande diente die Ausschmückung des königlichen Thrones. Bailly, der allein in den Saal gieng, um einige Papiere zu holen, begab sich, einen feyerlichen Widerspruch gegen die Verschließung des Saales wagend, an der Spitze seines Collegen, nach dem Ballhause zu Versailles. Muth und Begeisterung der Mitglieder wechselten. Sie schworen, auf den Vorschlag ihres Präsidenten, einen feyerlichen Eid, sich vor der Vollendung der neuen Constitution nicht zu trennen. Von jetzt an war die Nationalversammlung eine constituirende. Um Zeit zu gewinnen, verlegten die Minister die königliche Sitzung auf den 23ten. Indessen giengen am folgenden Tage (am 21.) schon die meisten Geistlichen, 149, zu den Bürgerlichen über. Selbst mehrere Bischöfe befanden sich unter ihnen. Die Vereinigung erfolgte in der Kirche des heil. Ludwigs. Auch zwey Adliche aus der Provence schlossen sich an.

Diesen dem Hof so gefährlichen Gang der Nationalversammlung sollte nun (am 23. Jun.) der Ehrfurcht gebiethende Glanz des königlichen Ansehns hemmen. Ludwig erschien in dem prachtvollsten Aufzuge. Den Saal umringten zahlreiche Wachen. Dennoch fehlte der Erscheinung des Königs die erhabene Feyerlichkeit, die seine Eröffnung dieser Versammlung haben konnte. Er selbst sprach wenig Worte; das übrige ließ er den Kanzler ablesen. Es waren abgebrochne, in keinem rechten Zusammenhange stehende Säzze; es waren zum Theil Versicherungen von Wohlwollen gegen die Nation, und Befehle an die Versammlung zur Beybehaltung des Unterschiedes der drey Stände, und zur Aufhebung des Beschlusses, durch welche sich der Bürgerstand für die Nationalversammlung erklärt hatte. „Ich gebiethe ihnen," so endigte Ludwig seine Rede, worinn er den Ständen ihre Uneinigkeit sehr ernstlich verwiesen hatte, „ich gebiethe ihnen, sich sogleich zu trennen, und Morgen, jeder Stand von dem andern abgesondert, in einem eignen Saale zu erscheinen, um seine Sitzung zu halten." „Er würde," setzte er hinzu, „wenn

„wenn die Gemeinden sich nicht in seinen Willen fügen wollten, auch ohne sie, das Glück seines Volkes zu befördern wissen." Als der König den Saal verließ, begleitete ihn nur der Adel, und ein Theil der geistlichen Abgeordneten; die übrigen blieben auf ihren Sitzen unbeweglich. Die Versammlung schien unentschlossen, und es erfolgte eine ziemlich lange Stille. Es marschierten Abtheilungen von der Garde mit großem Getöse durch den Saal, und die Handwerker machten schon den Anfang, den Thron und die Bänke wegzuräumen, als ihnen der Präsident die fernere Störung der Versammlung untersagte.

Der König war kaum in das Schloß zurück, so wurde ihm gemeldet, daß die Repräsentanten der Gemeinden noch immer versammelt wären. Sogleich schickte er den Oberceremonienmeister mit dem Befehle hin, ohne Verzug aus einander zu gehen. „Man wird uns" sagte Mirabeau zu dem Höflinge, „blos durch die Gewalt der Bajonnette von hier wegbringen." „Wissen sie, mein Herr" fuhr der Präsident fort, „daß die Bevollmäch-

mächtigten der Nation von niemand Befehle annehmen; ich will übrigens den Willen der Versammlung, deren Vorsteher ich zu seyn die Ehre habe, sogleich einholen.“ Diese erklärte hierauf, „daß sie fest entschlossen wäre, bey ihren gefaßten Beschlüssen zu beharren;“ auch erklärte sie, auf Mirabeaus Vorschlag, daß ihre Mitglieder das Vorrecht der Unverletzlichkeit besäßen, und daß jeder, der es wagen würde, sich an ihnen zu vergreifen, als ein Verräther des Vaterlandes, des Todes schuldig seyn sollte.

Diese Entschlossenheit der Versammlung, auf die Mirabeaus hinreissende Beredtsamkeit so mächtig gewirkt hatte, gewann ihr das Zutrauen des Publicums, und war Ursache, daß nicht nur ein großer Theil der übrigen Geistlichen, sondern daß auch 47 Mitglieder vom Adel zu der Nationalversammlung übergiengen. An ihrer Spitze befand sich (25. Jun.) Orleans, dem diese Gelegenheit, an dem Könige und der Königin seine Rachsucht auszuüben, sehr erwünscht schien. Er hoffte, zum Generalstatthalter des Reichs ernennt zu werden. Diesen Plan wollte

wollte man durch gedungene Meuchelmörder, und durch einen Aufstand des Volkes zur Ausführung bringen. Aber Orleans, dessen Nerven schon zu sehr abgespannt waren, sank, als er einen auf seinen Plan sich beziehenden Aufsatz ablesen wollte, in Ohnmacht, und die Hofparthey bekam dadurch Zeit, der bevorstehenden Gefahr kraftvolle Maßregeln entgegen zu setzen. Der König gerieth indessen in eine so lebhafte Besorgniß, daß er jetzt die adlichen und die geistlichen Deputirten, die ihre besondern Sitzungen noch fortsetzten, recht dringend zur Vereinigung mit der Nationalversammlung aufforderte. Auch Artois bath sie darum. Sie fügten sich auch endlich (27. Jun.) in den Willen des Königs. Paris und Versailles geriethen darüber in das freudenvollste Entzücken. Der gutmüthige Ludwig glaubte, während er alle Gewalt und alles Ansehn verlohr, alle Zwietracht gehoben zu haben. So wenig vermochten seine schwachen oder unredlichen Minister ihn auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen; so wenig vermochten sie die zur Abwendung derselben nöthigen Maßregeln zu ergreifen!

Es war jetzt der Kampf von zwey Partheyen, von der aristokratischen und der demokratischen. Zu jener gehörten die Polignacs, und die übrigen Höflinge; das Haupt der Demokraten stellte Orleans vor. Die Demokraten waren aber in Ansehung der Bestimmung Orleans nicht einig. Einige wollten ihn auf den Thron erheben, andre ihn nur zum Werkzeuge einer demokratischen Staatsveränderung brauchen. Alle zogen jedoch von seinem unermeßlichen Reichthume Vortheil, und alle waren äusserst geschäfftig, das gemeine pariser Volk durch übertriebene Schilderungen des üppigen Hoflebens, zum lauten Ausbruche des Unwillens, zum förmlichen Aufstande zu reitzen. Der Unfug des Pöbels wurde auch täglich um sich greifender. Er fürchtete nicht einmal das Militär. Auf die französische Fußgarde, die unter den Einwohnern von Paris ihre Verwandten hatte, die zum Theil schon durch orleanisches Geld gewonnen war, durfte man auch keine große Rechnung machen.

Der Hof bestimmte daher den König, in der Nähe von Paris, eine Armee, meistens von

von fremden Soldtruppen, von Schweizern, Deutschen, Polen, zu versammeln. Diese machten, mit einigen etwas entfernter stehenden Abtheilungen, gegen 50,000 Mann aus. Die unvorsichtigen Höflinge scheuten sich nun gar nicht, den Plan, den sie durch diese Armee ausführen wollten, laut werden zu lassen. Sie gaben der democratischen Parthey zu allerley Gerüchten von den Absichten des Hofes Gelegenheit. Der Hof, hieß es, wolle die Nationalversammlung umringen, und ihre Mitglieder niederstoßen lassen; man würde der Hauptstadt alle Zufuhre abschneiden; es würden schon Batterien aufgeführt.

Alle diese Nachrichten und Sagen wurden in Palais royal erfunden, oder ausgebildet. Die Stadt wurde indessen immer unruhiger. Alle Classen von ihren Bewohnern geriethen in Bewegung. Man theilte heimlich Waffen aus. Man suchte das Mitleiden der Soldaten rege zu machen. Die französische Garde gab zuerst das Versprechen, daß sie gegen ihre Mitbrüder nie die Waffen ergreifen wollte. Als 11 Gardisten, die

die ihren Officieren geradezu erklärt hatten, daß sie nicht auf ihre Mitbürger feuern würden, in Verhaft kamen, wurden sie vom Volke wieder befreyt, und im Triumphe nach dem Palais royal gebracht.

Die militärischen Anstalten um Paris und Versailles erhielten indessen ein immer furchtbareres Ansehn. Die königliche Leibwache war beständig zu Pferde. Das Schloß war von der Schweizergarde umsetzt. Die fremden Truppen standen in der Orangerie, und die Canoniere hielten sich zum Feuern bereit. Mirabeau bewog daher die Nationalversammlung, bey dem Könige auf die Entfernung der Truppen zu dringen; die Sache, sagte man ihm, befände sich schon in der Lage, daß keine Gewalt ihr Einhalt thun könne. (So sehr rechnete man also schon auf die kraftvolle Unterstützung des Volkes!) Der König antwortete auf das Verlangen der Nationalversammlung: „die Truppen wären blos da, um dem schändlichen Unfuge des Pöbels zu wehren; sie sollten die öffentliche Ruhe, und die Freyheit der Berathschlagungen sichern.“ Die Na-

tionalversammlung war mit dieser Antwort so sehr zufrieden, daß Mirabeau vergebens fortfuhr, auf das Zurückziehen der Truppen zu dringen.

Indessen wendete sich der ganze Aerger, den die Hofparthey über das Benehmen der Nationalversammlung und der Demokraten empfand, gegen Necker, den man ganz allein für den Urheber dieser Verlegenheit hielt. Nach dem Urtheile von Moleville, und dieß war wohl das Urtheil der ganzen Hofparthey, handelte Necker entweder unbesonnen, oder verrätherisch. Man wollte ihm nicht einmahl in Finanzsachen einige Talente zugestehen. Die witzigen Köpfe unter seinen Feinden nennten ihn einen geschickten Agioteur, einen Minister, der sich nicht zu helfen wüßte, der aus Nichts Gold, und aus einem Reiche ein Nichts gemacht habe *)! Ihr Aerger traf den Necker aber hauptsächlich deswegen, weil er mit ihren Planen nicht übereinstimmte. Es war derjenige, der dem Kö-

*) Agioteur adroit, ministre sans moyen,
De rien il fit de l'or, et d'un empire il fit rien.

Könige die in der feyerlichen Sitzung vom 23ten zu haltende Rede ausarbeiten half. Am Abend vorher brachte ihm ein Page ein vom Könige geschriebenes Billet, worinn er ihm drey von den vorigen verschiedene Sätze, die das Ganze wesentlich veränderten, mittheilte. Necker hielt sich nun von der Sizzung zurück. Dadurch befestigte er sich wieder in dem wankenden Vertrauen des pariser Publicums so sehr, daß er jetzt der einzige war, der vielleicht eine Vereinigung der Gemüther hätte bewirken können. Necker, der die Schwierigkeiten, die die Denkart der Hofparthey einer solchen Vereinigung entgegensetzte, sehr gut einsah, bewies seine Abneigung, sich einen so mißlichen Geschäfte zu unterziehen, durch die Bitte um seine Entlassung. Diese wurde ihm zwar vom Könige verweigert, und das Volk führte ihn im Triumphe von dem königlichen Pallaste nach seiner Wohnung; aber Necker nahm, seit der Zeit, an keinen Maßregeln des Hofes weiter Theil. Diese leitete ein geheimes Conseil, und die Minister waren gleichsam nur zum Scheine da. So kam es, daß das blinde Vertrauen auf die königliche Macht immer

immer fortdauerte, daß man zur Aufrechthaltung derselben, schwache, zweckwidrige Maßregeln ergriff. Endlich ließ sich der König überreden, daß Necker, während er den redlichen, den bey dem Volke beliebten Minister sich vorzustellen bemühete, auf den Trümmern der Monarchie sich eine eigne Gewalt zu bilden suche. So wenig kannte Ludwig XVI diejenigen, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte! Wenn Necker auch nicht Gewandtheit, nicht Thätigkeit genug besaß, dem lauten Ausbruche der Unzufriedenheit des Bürgerstandes, und den Vortheilen, welche die orleanische Parthey von demselben zu ziehen wußte, zu begegnen; wenn er zu den Anmaßungen des Bürgerstandes allerdings selbst den Grund gelegt hatte, so handelte er gewiß nicht so eigennützig, so unredlich, als ihm seine Feinde unter den Adlichen und Prälaten Schuld gaben. Welcher Minister, und wenn er auch unsern Necker in Ansehung der Fähigkeiten und der Klugheit eines obersten Staatsbeamten weit übertraf, würde den Ränken der geheimen Hofregierung, denen die schwache Gutmüthigkeit des Königs ein so freyes Spiel

Spiel ließ, mit glücklichem Erfolge haben entgegen arbeiten können? Genug, Necker erhielt (12. Jul.) vom Könige den geheimen Befehl, das Reich sogleich zu verlassen, und Ludwig rechnete so sehr auf seine Redlichkeit, daß er ihm eine ganz stille Vollziehung seines Befehles zumuthen konnte. Necker war gewohnt, nach der Tafel eine Spazierfahrt zu thun. Diese gab ihm eine gute Gelegenheit, sich ohne Geräusch von Paris zu entfernen. Das Billet des Königs war der Paß, der ihn aus Frankreich hinaus brachte.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Ausbruch des Revolutionsaufstandes zu Paris. Die Nationalversammlung maßt sich Einschränkungen der königlichen Gewalt an. Ludwigs XVI Reise nach Paris. Einführung der Assignaten. Neckers letzte Entfernung. Wachsender Einfluß des Jacobinerclubs. Die Flucht des Königs giebt seinen Feinden Gelegenheit, die Abschaffung des Königthums vorzubereiten. Die Auswanderungen der Adelichen und Geistlichen geschehen immer häufiger.

So geheim Neckers Entfernung betrieben wurde, so konnte sie doch dem pariser Publicum nicht lange verborgen bleiben. Necker war nun einmahl als der Freund des Bürgerstandes bekannt; ihn betrachtete ein großer Theil der gemeinen Pariser als den Retter

ter der Nation, dem ihr zur Freyheit, zum Wohlstand verhelfen würde; man wußte, daß sich Necker allen gewaltsamen Maßregeln im Staatsrathe widersetzt hatte. Mit seiner Entfernung schien alles gleichsam verlohren. Schon am folgenden Morgen (13. Jul.) war die Gährung zu Paris äußerst lebhaft. Zur Vergrößerung desselben dienten die Gerüchte von der fürchterlichen Bestimmung der in der Nähe versammelten Kriegsmacht, welche die Feinde des Hofes mit glücklicher Emsigkeit zu verbreiten wußten. Ein falscher Lerm verdrängte den andern. Die Truppen, hieß es, wären schon in Anmarsche; sie ständen schon in den Straßen aufgeführt. Die Pariser glaubten, sich wehren zu müssen. Die Sturmglocke, die Lermtrommel rief sie zu den Waffen. Alles lief durch einander. Die Stadt war in Bewegung. Die Soldaten waren schon so sehr gewonnen, daß sie haufenweise davon liefen, oder den Bürgern Gewehre und Munition verkauften. Auf dem Stadthause versammelten sich die Mitglieder des Ausschusses der pariser Gemeinden, welche die Repräsentanten derselben gewählt hatten. Diese waren es, die dem Aufstand seine

Richtung gaben, die Waffen austheilten, die die bewaffnete Bürgermacht von 48,000 Mann organisirte. Dieser Ausschuß maßte sich schon das Recht an, sich bey dem Gouverneur der Bastille, de Launay, nach dem Zustande der ihm anvertrauten Festung erkundigen zu lassen, und dieser berichtete ihm, daß die in derselben befindlichen Kanonen zu ihrer Vertheidigung nicht hinreichten, daß die Besazzung aus nicht mehr, als 115 Mann bestände; er machte sich auch verbindlich, nicht eher zu schießen, als bis man die Festung angreifen würde.

Während dieser Vorbereitungen zu einem förmlichen Aufstande, stürmte die so zusammengesetzte Masse des pariser Volkes nach dem Palais royal, gleichsam dem Hauptquartiere der Feinde des Hofes, hin. „Es lebe die Nation! es lebe die Freyheit!" war der abwechselnde Ausruf. Zugleich wurden die Büsten von Orleans und Necker feyerlich umhergetragen. Die Soldaten vom Regiment Allemand, die den Auflauf stillen sollten, verwundeten einige Weiber. Nun wurde der Lerm noch größer. Jetzt stellte sich

der Prinz von Lambesc, aus dem lothringischen Hause, mit einer Truppenabtheilung, an dem Eingange der elisäischen Felder, auf. Er hatte sich, wie man sagt, gegen den König gerühmt, daß er mit nicht mehr als 200 Mann den ganzen lermenden Volkshaufen zerstreuen wolle. Um seiner Prahlerey zu entsprechen, ritt er, nur von einigen Dragonern begleitet, über die nach dem Garten der Tuilerien führende Drehbrücke. Hier feuerte er auf die ruhigen Spatziergänger einige Pistolenschüsse ab. Ein alter Mann wurde verwundet. Erschrocken flüchteten jetzt von allen Seiten Weiber und Kinder. Die Männer griffen zu den Waffen. Lambesc konnte kaum wieder über die Drehbrücke zurück. Die einbrechende Nacht gab den Häuptern des Aufstandes noch größere Dreistigkeit. Zahlreiche Haufen durchstreiften die Stadt, von Fackeln erleuchtet. Aus den Werkstätten der Waffenschmidte wurden die Gewehre weggenommen. Man verbrennte die Barrieren; man plünderte einige Waarenlager.

Unter solchen Auftritten erschien der Morgen des 14ten July. Paris gab das Schauspiel

spiel einer belagerten Stadt. Der Magistrat legte die Regierung nieder. An seine Stelle trat der Ausschuß der Wahlherren. Derer, die sich in dem von diesen eröffneten Verzeichnisse der Vaterlandsvertheidiger einschreiben ließen, war eine große Zahl. Sie zu bewaffnen, nahm man aus dem Invalidenhause 30,000 Gewehre und 6 Kanonen. Die in dem Bezirke der Militärschule gelagerten Regimenter zogen sich, den in dichten Colonnen anrückenden 200,000 Mann ausweichend, nach Versailles zurück, wo sie Schrecken verbreiteten.

Jetzt gab das von Orleans Parthey verbreitete Gerücht, daß die Nationalversammlung aufgehoben werden sollte, gleichsam das Zeichen zum Bürgerkriege. Camille Desmoulins forderte, die Nationalcocarde aufsteckend, die im Palais royal versammelten Empörer zur Bestürmung der Bastille, als des vornehmsten Werkzeuges des königlichen Despotismus, auf. Einige Soldaten von der Garde übernahmen den Dienst bey den Kanonen. Bald war die Bastille von einem ungeheuren Haufen von Bewaffneten, auf

 allen

allen Seiten eingeschlossen. Ein Theil der kühnsten drang, da niemand auf sie schoß, bis in den Hof, zur innern Zugbrücke. Hier feuerten sie auf die Besatzung. Diese wehrte sich, und die Eindringenden wichen in Unordnung zurück. Launay wollte die Bastille übergeben; der Haufe der Aufrührer zog jedoch eine stürmende Einnahme vor. Endlich ließ man sich doch auf eine Capitulation ein. Der Anführer des Aufstandes versprach die Schonung der Besatzung; aber der wüthende Haufe seiner Leute fiel über die kleine Mannschaft unbarmherzig her, und schleppte den Gouverneur Launay, die Officiere und mehrere Soldaten auf das Stadthaus. Von hier wurden Launay, und zwey Officiere, auf den Greveplatz gebracht und jämmerlich ermordet. Flesselles, der Vorsteher der Kaufleute, der, unter dem Ausschusse der Wahlherren auf dem Stadthause sich befindend, der Verrätherey, die ein aufgefangner Brief beweisen sollte; beschuldigt worden war, wurde, als er über den Greveplatz gieng, von einem aus dem wüthenden Haufen erschossen, und sein abgehauener Kopf wanderte nun, auf eine Stange gesteckt, durch die Straßen.

Dieß

Dieß war der Anfang der schrecklichen Volksjustitz! Indessen arbeitete man schon an der Zerstöhrung der Bastille, in welcher man nicht mehr, als fünf Gefangne gefunden hatte. So kam die Nacht herbey. Aber das Gerücht, daß 50,000 Soldaten in die Stadt eindringen, sie anzünden, und alle Einwohner tödten würden, bewürkte, daß die Sturmglocke von neuem schallte, daß alles, was Waffen hatte, wieder zusammenlief, daß man die Straßen verrammelte, das Pflaster aufriß, und die Steine in die obersten Stockwerke schleppte.

Der Hof gerieth über die Nachricht von diesem Aufstande in die lebhafteste Bestürzung, die er doch so gut, als es ihm möglich war, zu verbergen suchte. Da er den Aufstand, als einen schicklichen Vorwand zur Auflösung der Nationalversammlung, benuzzen wollte, nahm er das Anerbiethen derselben, gleich bey dem ersten Ausbruche sich in Masse nach Paris zu begeben, nicht an. Der König, sagte man, würde, einiger Aufrührer wegen, seinen Plan nicht ändern; er würde vielmehr allein die nöthigen Maaßregeln

geln zu ergreifen wissen. Die Versetzung der Nationalversammlung nach Paris wäre daher eben so unnöthig, als gefährlich.

Die Nationalversammlung war indessen in besorgnißvoller Verlegenheit. Während ihr die Pariser alle ihre Bereitwilligkeit widmeten, befand sie sich, von feindlichgesinnten Miethlingen des Hofes umringt, in der drohendsten Gefahr. Dennoch setzte sie, mit unerschütterter Standhaftigkeit, ihre Berathschlagungen und Beschlüsse fort. Zu den letztern gehörten (13. Jul.) folgende: 1) die entlassenen Minister (Necker) besäßen fortwährend das Vertrauen der Nationalversammlung; 2) die Truppen müßten entfernt werden; 3) zwischen dem Könige und der Nationalversammlung dürfte keine Zwischengewalt statt finden; 4) die Minister wären für ihre Rathschläge mit dem Kopfe verantwortlich; 5) die Sitzung der Nationalversammlung sollte, bis zur Wiederherstellung der Ruhe, ununterbrochen fortdauern. Die Standhaftigkeit der Nationalversammlung war ohne Zweifel eine Folge von dem Einverständnisse mit den Häuptern des pariser Aufstandes, der das Ansehn einer Volksempörung immer mehr verlohr. Schon hatte (14. Jul.) die französische Garde der Nationalversammlung geschworen; schon war die Einrichtung einer großen Bürgermacht, einer Nationalgarde, vollendet; schon war der Marquis la Fayette, der Abkömmling eines berühmten Marschalls, der sich im amerikanischen Freyheitskriege ausgezeichnet hatte, (15. Jul.) zum Generalcommandanten der Nationalgarde, und Bailly zum Maire der Stadt Paris, ernennt worden. Der Hof schien von seinem bisherigen Systeme noch immer nicht abgehen zu wollen. Die Nationalversammlung hatte, in der Nacht vom 13-14ten zweymahl eine Deputation an den König geschickt, und ihn zu nachgiebigen Gesinnungen auffordern lassen, aber immer nur unbestimmte Antworten erhalten. Am Morgen des 15ten ließ sie noch eine ernstliche Ermahnung an den König ergehen, und jetzt gieng der Hof von der vollkommensten Sicherheit plötzlich zu einer gränzenlosen Muthlosigkeit über. Der König begiebt sich (15. Jul.) ohne allen Glanz, und blos von seinen Brüdern begleitet, in die Nationalversamm-

sammlung; er habe, sagt er ihr, bereits die Befehle zur Entfernung der Truppen gegeben; er würde Neckern, und die übrigen verabschiedeten Minister, zurückrufen; er wolle künftig nur die Repräsentanten der Nation zu Rathe ziehen.

So sehr man sich zu Paris über diese Erklärung des Königs freute, so groß war doch das Verlangen der Pariser, daß sich der König nach der Hauptstadt Frankreichs begeben, daß er sein Versprechen daselbst wiederholen, daß er die Nationalversammlung nach Paris verlegen möchte. Nur unter dem Schutze der Bürger könnten die Repräsentanten der Nation ruhig arbeiten. So patriotisch diese Gründe schienen, so sehr waren sie doch geheime Wünsche der orleanischen Parthey, die den König und seine Familie nach Paris versetzen wollte, um das Schicksal derselben ihrer Gewalt um so leichter zu unterwerfen, die auf die in Paris berathschlagenden Bevollmächtigten des Volkes einen mächtigern Einfluß auszuüben hofften.

Ver-

Vergebens bemühete sich das Conseil des innern Hofes, dem König wegen seiner Reise nach Paris, Besorgnisse zu erregen. Ein Haufe von 400,000 Menschen von jedem Alter, von jedem Geschlechte, mit und ohne Waffen, die, von der Barriere von Paris, sich bis zur Brücke bey Seves ausbreitend, sich von einer Minute zur andern vermehrten, und die die Absicht, den König, und seinen ganzen Hof, zu Versailles einzuschließen, sich ziemlich deutlich merken ließen, bewog den König, über alle Besorgnisse sich erhebend, zu dem Entschlusse, nach Paris zu gehen.

Diesen Entschluß brachten 100 Abgeordnete der Nationalversammlung, den General la Fayette an ihrer Spitze, nach der Hauptstadt. Ludwigs XVI Reise nach Paris (17. Jul.) war ein großes, von den Franzosen noch nie gesehenes Schauspiel! Die ganze Nationalversammlung begleitete den König zu Fuß. Der König fuhr in einem prachtlosen Wagen. Vor diesem marschierte eine starke, mit Nationalmiliz vermischte Abtheilung der französischen Garde her. Vier Kanonen fuhren vor dem Wagen, und eben so

viel

viel hinter demselben. Alle Plätze und Straßen, durch welche der Zug gieng, waren gedrängt voll Menschen. „Es lebe die Nation!" war der einzige Ausruf, den man hörte. Der König wurde am Thore von Bailly, der ihm die Schlüssel überreichte, empfangen. Ludwig war sehr erschüttert. Als er bey dem Stadthause ausstieg, wankten seine Knie.

Auf dem Stadthause hielt der König eine kurze Rede. Das Volk, sagte er, sollte in seine zu ihm hegende Liebe kein Mißtrauen setzen; auch billige er die Einrichtung der Bürgermiliz, so wie die Wahl von Bailly und la Fayette; nur verlange er Ruhe und Ordnung, ingleichen gesetzmäßige Rechtsverwaltung. Hierauf erfolgte ein wüthendes Jubelgeschrey. Die vor dem Stadthause versammelte Volksmenge ruhete nicht eher, als bis der König, mit der grünen Nationalcocarde auf dem Hute, an das Fenster trat. Hier blieb er eine Viertelstunde stehen. Auf seine Erscheinung erhob sich ein unsinniges Geschrey: „es lebe der König!" Als der König nach Versailles zurückfuhr, lief ihm eine

eine große Menschenmenge, mit ununterbrochenem Freudengeschrey, nach. Wagen und Pferde waren mit Cocarden geziert.

Ludwig erfüllte, nach Versailles zurückgekehrt, sogleich sein Versprechen. Necker wurde zum dritten Mahl zurückgerufen, und der ehrsüchtige Mann folgte der an ihn ergangnen Einladung zum dritten Mahl. Als er (29. Jul.) vor der Nationalversammlung erschien, wurde er mit unmäßiger Freude empfangen. Von Versailles eilte er dem Lobe, und der Bewunderung der Hauptstadt entgegen. Die Luft ertönte von dem lautesten Beyfallklatschen und Freudengeschrey.

Jetzt war jedoch die Zeit nicht mehr, wo das auf Necker gesetzte Vertrauen die Ordnung der Dinge wiederherstellen, und dem ränkevollen Spiel der demokratischen und orleanischen Parthey einen hinlänglichen Damm entgegenstellen konnte. Neckers Absichten stimmten mit den Planen dieser beyden Partheyen gar nicht überein. Der ehemahlige Handelscommis war zwar ein eitler unvorsichtiger, aber doch redlicher Minister. Die Gegner

Gegner des Hofes wußten daher sein Benehmen dem Haufen der gemeinen Pariser bald so verdächtig zu machen, daß die Bewegungen der Hauptstadt bald wieder erneuert wurden, daß die schrecklichen Auftritte der von den Orleanisten gereizten Volksjustitz von neuen gespielt wurden. Foulon, Bertier wurden auf cannibalische Art ermordet. Man riß ihnen das Herz heraus, man hieb ihnen die Köpfe ab, um sie auf Piken herumzutragen. Dem Beyspiele der Hauptstadt folgten die andern großen Städte des Reichs. Man errichtete neue Municipalitäten und Bürgermilizen. Auch hier wurde gemordet, auch hier wurden Köpfe auf Piken gesteckt. Der Pöbel ergriff begierig die Gelegenheit, an Männern, durch deren eigennütziges Verfahren er gedrückt worden war, Rache auszuüben. Jedes Schloß eines Gutsherrn, mit dem seine Unterthanen unzufrieden waren, stellte jetzt eine Bastille vor. Die Bewohner des großen, schönen Frankreichs vergaßen, in der leidenschaftlichen Verblendung, alle Pflichten der Bürger; der Menschenliebe.

Wie groß war jetzt der Schrecken der Höflinge zu Versailles! Zu muthlos, sich an den König anzuschließen, und sein Schicksal mit ihm zu theilen, schlich sich ein Edelmann nach dem andern fort. Manche verkleideten sich, um ihre Flucht desto mehr zu sichern. Die Damen Polignac giengen nach Basel; der Duc de Broglio begab sich, mit den vornehmsten Officieren seiner Armee, nach Luxemburg. Artois und Condé flüchteten zu dem Kurfürsten von Trier, dem Bruder der vormahligen Dauphine, nach Coblenz. Hierhin wendete sich auch Calonne, der schon auf dem Wege nach Paris gewesen war.

Die Nationalversammlung, von welcher die gutdenkenden Bürger Frankreichs vor allen Dingen die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, die erneuerte Achtung für die Gesetze, die verbesserte Einrichtung der Staatswirthschaft erwarteten, beschäfftigte sich indessen, allgemeine Grundsätze des Naturrechts verfolgend, metaphysische Speculationen über die Rechte der Menschen und Bürger zu entwickeln. Man trug (28. Jul.) auf eine neue Staatsverfassung an. Nach

einem langen, heftigen Wortstreite wurde (4. Aug.) die öffentliche Darstellung der Menschenrechte für nothwendig erklärt. Hierauf war die Versammlung eben im Begriffe, den Unordnungen und Ausschweifungen des Volkes, durch eine Proclamation, Einhalt zu thun, als der Vicomte von Noailles den deswegen zu fassenden Entschluß durch eine unerwartete Erklärung unterbrach. Die Ruhe, sagte er, könne unter dem Volke nicht eher wieder hergestellt werden, als bis man durch die That würde bewiesen haben, daß man wirklich etwas für das Volk zu thun bereit sey. Er schlage daher die Abschaffung des Lehnssystems vor.

Dieser Vorschlag durchfuhr die Versammlung wie ein electrischer Blitz. Vor ihrer Phantasie eröffnete sich jetzt eine neue Welt! Alle Rechte der Lehnsherren, alle auf die Personal- und Realleibeigenschaft sich gründende Rechte und Verpflichtungen, alle Einkünfte der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, alle geistlichen Zehnten, sollten verschwinden, alle persönlichen und dinglichen Vorrechte, sich der Theilnahme an den Abgaben zu entziehen, sollten

sollten aufhören, alle Privilegien einzelner Provinzen und Gemeinden sollten aufgehoben seyn. Und diese so wichtige Abänderung der französischen Staatsverfassung wurde blos durch Acclamation beschlossen. Erst nach einigen Tagen, als man das geschehene kaltblütig untersucht hatte, als der Freyheitsrausch sich zu verlieren anfieng, fand man manches, als den Verlust der Zehnten, für die armen Landgeistlichen, sehr ungerecht. Dennoch blieb es bey dem gefaßten Entschlusse, der auch (18. Sept.) ganz unerwartet, jedoch mit einigen Abänderungen von dem Könige genehmigt wurde. Diese Abänderungen erklärten die Demokraten für Beweise des Despotismus, und der König mußte von denselben abgehen. Doch schon früher, seit dem am 4ten August gefaßten Beschluß, hatte das dem Könige zugestandene Veto, von Seiten der Orleanisten, heftige Anfechtungen erfahren. Durch Journale, und andre öffentliche Blätter, hatten Mirabeau, Marat, Mercier, Desmoulins u. a. m. das Volk gegen den Hof gestimmt, und für eine demokratische Verfassung begeistert. Als die Nationalversammlung in Ansehung des Veto noch

noch nicht zum Schlusse gekommen war, suchten die Orleanisten denselben durch einen Aufstand im Palais royal (30. Aug.) zu beschleunigen und brachten sie es dahin, daß (31. Aug.) die Pariser die Aufhebung des Veto mit Drohungen verlangten. Dieses wurde hierauf auf vier Jahre eingeschränkt. Nach Verlauf derselben sollte ein von der Nationalversammlung decretirtes, von dem Könige aber suspendirtes Gesetz, seine volle Gültigkeit erhalten.

Durch die Abstellung des Veto war die orleanische Parthey der Ausführung ihres Planes, die Mirabeaus Schwatzhaftigkeit, und Orleans Feigherzigkeit hinderte, noch so wenig näher gerückt, daß sie dieselbe vielmehr durch gewaltsame Mittel zu beschleunigen beschloß. Man wollte sich des Königs, und seiner Familie bemächtigen, um sich durch ihre Ermordung ein freyeres Spiel zu verschaffen. Die Hofparthey, die davon Nachricht bekam, gab sich daher die größte Mühe, den König zur Flucht nach Metz zu bereden; Ludwig weigerte sich aber standhaft, diesem Vorschlage zu folgen. Indessen ließ der Hof,

um doch etwas für seine Sicherheit zu thun, das Infanterieregiment Flandern nach Versailles kommen. Ungeachtet dieses Regiment unter dem Befehle des Commandanten der Nationalgarde stand, diente es doch den Orleanisten zum Vorwande, das Verfahren des Hofes verdächtig zu machen. Als ihr Schreyen nicht geachtet wurde, machten sie einen Versuch, das Regiment zur Untreue zu verleiten. Auch steckten schon einige Soldaten desselben die Nationalcocarde auf. Die Officiere der königlichen Leibwache wollten dem Könige dieses Regiment erhalten. Sie luden daher (1. Oct.) die Officiere desselben, so wie die Officiere der Nationalgarde, zu einem Gastmahle im Opernhause ein. Hier verwarf man den der Nation gewidmeten Becher; um so bereitwilliger trank man auf das Wohl des Königes, und der königlichen Familie. In der freudigen Begeisterung wiederholte man die Versicherung der Treue für den König, sang man das Lied: „O Richard, oh mon roi! l'univers t'abandonne!" machte man von Bändern, von Taschentüchern, weiße Cocarden. Eben erschien der von der Jagd zurückkommende König.

Bey dem Nachtische fand sich auch die Königin ein, die den Dauphin um die Tafel herumführte. Nach ihrer Entfernung gieng die Freude zur Ausschweifung über. Drey Tage hernach wurde im Hotel der Leibgarde ein ähnliches Fest gegeben.

Die Gegner des Hofes versäumten es nicht, diese zur Unzeit angestellten Feste, als eine Verschwörung gegen die Nationalfreyheit, darzustellen. Diese Feste stachen auch gegen den künstlichen Brodmangel, dem man das pariser Volk unterwarf, auf eine auffallende Art ab. Dieser Brodmangel war eine heimliche Veranstaltung der aristokratischen Parthey, die alle Mittel ergriff, die Anordnungen der Nationalversammlung verhaßt zu machen. Orleans theilte dagegen das Geld (an Einem Tage allein 50,000 Livres) noch immer mit vollen Händen aus. Um die königliche Familie zu entfernen, um sie durch die drohende Gefahr zur Flucht nach Metz zu bewegen, sollten die Anhänger von Orleans nach Versailles marschieren. Es wurden viele Fischweiber, Hökerinnen und Mädchen aus den Vorstädten von Paris, zur Ver-

führung der Männer und Jünglinge aus dem Pöbel, gedungen. Orleans, und seine Freunde, verkleideten sich selbst als Weiber, weil sie in dem Aufzuge derselben sicher waren, von den Nationalgarden nicht angehalten zu werden.

So bereiteten sich die Feinde des Hofes zu dem großen Schauspiele zwischen dem 5. und 6ten October vor. Am Morgen des 5ten, um 9 Uhr, zogen gegen 2000 Weiber, unter welchen sich auch viele verkleidete Männer befanden, nach dem Greveplatz. Von hier drangen sie stürmend in das Stadthaus, in den Saal, wo die Repräsentanten der Gemeinde von Paris versammelt waren. Diese sahen sich durch ihre Drohungen zur Entfernung gezwungen. Hierauf wurde von dem wüthenden Haufen alles im Stadthause verwüstet, ja das Stadthaus fast selbst zerstört. Mit den in demselben vorhandenen Gewehren größtentheils bewaffnet, zog die lermende Volksmenge wieder auf den Greveplatz, wo sie noch durch Weiber und Handwerkspursche verstärkt wurde. Ein Theil derselben zog, drey Trommelschläger voran, durch die

 Stra-

Straßen, um noch mehr Leute anzuwerben. Hierauf marschierte sie, von Maillard, einem von den Eroberern der Bastille angeführt, nach Versailles. Indessen bildeten sich neue Haufen dieser Art. Die Bürger eilten bewaffnet nach dem Greveplatz. Hier versammelte sich auch die Nationalgarde. In Zeit von einer halben Stunde war ein ungeheures Heer beysammen. „Nach Versailles, nach Versailles!" riefen tausende von Stimmen. Man verlangte, la Fayette sollte sich an die Spitze stellen, und man widerlegte seine Weigerung durch die Hinweisung auf den Laternenpfahl, welcher der Volksjustiz dieser Zeit schon manchmahl zum Werkzeuge gedient hatte. Auf ein vom Bürgerrath empfangnes Billet übernahm endlich la Fayette die Anführung eines Haufens von 40,000 Mann, unter welchem sich viele Weiber, und allerley Gesindel, befand. Auch 22 Kanonen zogen mit fort. Abends 7 Uhr, bey einem schrecklich stürmischen Regenwetter, setzte sich der Zug in Bewegung.

Auf die Nachricht des Anmarsches von Maillards Haufen, der früher ankam, verließ

ließ Orleans die Nationalversammlung, mischte sich als Weib gekleidet unter das lermende Gesindel, und reitzte es, Geld austheilend, zu einem gewaltsamen Verfahren gegen die königliche Familie. Hierauf ertrotzte sich eine Abtheilung derselben, zwey Männer an der Spitze, den Eingang in den Saal der Nationalversammlung. Sie, und ihre Cameraden, sagten sie, wären nach Versailles gekommen, um sich Brod zu verschaffen, und zugleich die Garde für die, der Nationalcocarde, zugefügte Kränkung zur Strafe zu ziehen. Bald ließen sich aber alle Stimmen des Haufens auf einmahl hören. Alle Vorstellungen des Präsidenten Mounier waren vergeblich. Mounier selbst begab sich hierauf, an der Spitze einer Deputation, in das Schloß, um dem Könige von der unglücklichen Lage der Stadt Paris Bericht abzustatten. An diese Deputation schlossen sich aber auch zwölf Weiber an. Der König empfieng diese Deputation mit vieler Leutseligkeit; er versprach, alle Wünsche zu erfüllen, und er gab den Weibern eine schriftliche Versicherung, daß der Hungersnoth abgeholfen werden sollte.

Jetzt

Jetzt zeigte aber Mounier dem Könige zugleich seinen Auftrag an, auf der unbedingten Annahme der Erklärung der Menschenrechte, und der beschlossenen Constitutionsartikel, zu bestehen. Der geringste Aufschub, sagte er zu den Ministern, wäre höchst gefährlich. Der König berathschlagte sich, ehe er seine Annahme erklärte, mit seinen Ministern vier volle Stunden. Indessen hatten sich fast alle Mitglieder der Nationalversammlung entfernt, und Mounier fand, in den Saal zurückgekehrt, nur noch die Weiber und ihre Begleiter. Mounier veranstaltete es, daß die Mitglieder sich wieder einfanden. Indessen machte er es dem Volke bekannt, daß der König die Menschenrechte, und die Constitution, anerkannt hätte. Man schaffte Lebensmittel herbey, und es wurde im Saale eine ordentliche Mahlzeit gehalten. Der mit Meuchelmördern vermischte Haufe von Weibern verrieth jetzt aber seine der königlichen Familie gefährlichen Absichten immer deutlicher. Man ließ daher die Garden, und andre Truppen, ins Gewehr treten. Der König befahl jedoch den Garden ausdrücklich, sich nicht zu wehren, oder zu schießen.

schießen. Um so mehr waren diese den schändlichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt. Es geschahen endlich einige Schüsse, und ein Officier wurde tödtlich verwundet. Nur die Nacht, mit einem stürmischen Platzregen vermischt, trieb den Haufen der Bösewichter aus einander, und alles schien nun ruhig.

Jetzt näherte sich la Fayette an der Spitze der pariser Nationalgarde. Als er, um Mitternacht eingerückt war, begab er sich sogleich zu Mounier. Seine Leute, berichtete er ihm, hätten auf dem Marsche ihm mehrmahls das eidliche Versprechen gegeben, daß sie dem Könige und der Nationalversammlung treu bleiben, und sich von allem Unfug zurückhalten wollten; doch müßte der König das Regiment Flandern entfernen, und sich für die patriotische Cocarde günstig erklären. La Fayette erschien hierauf, begleitet von zwey Abgeordneten des pariser Bürgerrathes, vor dem Könige. Er gab dem Könige die Versicherung, daß seine Leute bereit wären, ihr Leben für ihn aufzuopfern. Der König ließ nun den Präsidenten Mounier, und die ganze

Ver-

Versammlung, einladen, in das Schloß zu kommen. Er wäre, sagte er zu ihnen, nie Willens gewesen, wegzugehen, und sich von der Nationalversammlung zu entfernen. Noch gegen 2 Uhr des Morgens (6. Oct.) meldete la Fayette dem Könige, daß alles ruhig sey, und daß sich der König niederlegen könne. Eben dieses versicherte er, eine Stunde später, dem Präsidenten Mounier; er selbst, setzte er hinzu, würde sich nun zur Ruhe begeben.

In Versailles war jetzt alles ruhig, und im Schlosse herrschte tiefe Stille. Die vom Regen durchnäßte Bürgermiliz hatte sich in die Kirchen und Häuser zurückgezogen. Die pariser Weiber und Mädchen trieben ihr gewöhnliches Handwerk. Die meisten derselben, zwischen 900 bis 1000, blieben im Saale der Nationalversammlung zurück, auf Orleans Kosten zechend, und im Rausche die abscheulichsten Ausschweifungen sich erlaubend. Die bewaffneten Meuchelmörder befanden sich theils im Saale, unter die Weiber gemischt, theils auf den Straßen, und vornehmlich auf dem Schloßplatze, um große Feuer versammelt,

melt, zur Ausführung des schrecklichen Planes, zu welcher Orleans sie gedungen hatte, sich vorbereitend. Das deswegen verabredete Zeichen gaben sie, mit Anbruch des Tages, durch ein schreckliches Gebrülle. Auf den Schall der Lermtrommel rückten einige Bataillone der Nationalgarde auf den Schloßplatz. Auf diesem fand sich aber auch ein mit verkleideten Männern vermischter Haufe von Weibern ein. Von allen Seiten riefen brüllende Stimmen: „schlagt die Gardisten tod! gebt ihnen kein Quartier!" Sogleich wurde die Hauptwache der Garde gestürmt, und mehrere Gardisten starben auf der Stelle; die fliehenden verfolgte man. Zugleich drang ein wüthender Haufe, vor den Augen der pariser Nationalgarde, in die Höfe des Schlosses, ermordete zwey an der Thüre stehende Gardisten, und spaltete dem einen derselben, unter den Fenstern des Königs, mit einer Axt, den Kopf. Hierauf stürmten die Mörder die Treppe hinauf, in die Säle, wo sie, die fürchterlichsten Drohungen gegen die Personen der königlichen Familie ausstoßend, mehrere Gardisten niederstießen oder verwundeten, wo sie die vor der Thüre der

Kö-

Königin sich widersetzenden Schildwachen nie-derhieben. Die Königin gewann kaum so viel Zeit, sich aus dem Bette in das Zimmer ihres Gemahls zu flüchten. Die in ihr Schlafzimmer eindringenden Mörder stürzten sich sogleich über ihr Bett her, das sie durchbohrten, und wollten nun auch in das Zimmer des Königs eindringen, als die alten Grenadiere von der zur Bürgermiliz übergegangnen französischen Garde herbeyeilten, und, mit Hülfe der königlichen Leibgarde, den mörderischen Haufen zurücktrieben. Nur mit Mühe wurde der Dauphin, und dessen Schwester, von den Verfolgungen des mörderischen Haufens gerettet. Desto trauriger aber war nun das Schicksal der Gardisten. Ein Ungeheuer, mit einer hohen Mütze, und einem langen Barte, hieb den Ermordeten, ehe sie noch ganz tod waren, den Kopf ab, um ihn auf eine Stange zu stecken, und tanzte auf den nackenden Leichnamen herum, die Hände in das noch warme Blut tauchend, und das Gesicht damit beschmierend.

Beschämt erschien endlich la Fayette. Er sprengte in den Straßen umher, die zerstreuten Nationalgarden zu versammeln, er bath, er flehete die Grenadiere, ihm die Mörder verjagen, und die Gardisten retten zu helfen. Mit vieler Mühe befreyte er 17 derselben von dem Laternenpfahle, an welchem sie aufgehängt werden sollten, als eben der König, auf dem Balcon des Schlosses sich zeigend, für seine Gardisten um Gnade bath. Tausende von Stimmen riefen: „es lebe der König!“ Die Gardisten wurden losgemacht, umarmt, und unter die Fenster des Königs getragen. Der wüthende Haufe bestand nun darauf, daß die Königin ohne alles Gefolge vor ihm erscheinen sollte. „Ich will hintreten“, sagte Marie Antonie, „selbst mit Gefahr meines Lebens!“ Ueber ihren Heldenmuth erstaunt und bestürzt, ließen die Mörder das Gewehr fallen, klatschten sie ihr Beyfall zu.

Als der König und die Königin sich wieder in ihre Zimmer begeben hatten, erhob sich ein wildes Geschrey: „der König muß mit nach Paris.“ Der König versprach es

auch, doch unter der Bedingung, daß er seine Gemahlin und seine Kinder mitnehmen dürfe. Er ließ nun die Nationalversammlung zu sich einladen. Die Mitglieder derselben schienen auch bereit, seiner Einladung zu folgen, als Mirabeau laut erklärte, daß dieß der Würde der Versammlung zuwider wäre, und daß man nur eine Deputation von 36 Mitgliedern hinschicken sollte. Mouniers Vorstellungen wurden nicht geachtet. Ehe die Deputation ernennt war, hatte der König dem lermenden Haufen schon das Versprechen geben müssen, um Mittag mit nach Paris zu gehen. Jetzt faßte die Nationalversammlung den Schluß, daß sie, vom Könige unzertrennlich, sich gleichfalls nach der Hauptstadt begeben müsse. Indessen erhielten 100 Mitglieder den Auftrag, ihn zu begleiten.

Um 1 Uhr erfolgte die Abreise der königlichen Familie. Der König, die Königin, der Dauphin, die Tochter des Königs, der Graf von Provence, dessen Gemahlin, die Schwester des Königs, fuhren von Versailles ab, von dem ganzen Haufen der Nationalgarde, und der Weiber, begleitet. Vorher wurden, in einer geringen Entfernung, die Köpfe der ermordeten Gardisten auf Piken getragen. Tanzende und Muthwillen treibende Weiber konnten sich an ihnen nicht satt sehen. Einige derselben saßen auf den Pferden der Gardisten, andre auf den Kanonen, auf den Packwagen — singend, lermend, rufend: „es lebe der Becker (Orleans) von Versailles!" — gegen die Königin die fürchterlichsten Verwünschungen und Drohungen ausstoßend. Diese befand sich 6 Stunden im Wagen, ohne sich zu rühren, ohne einen Bissen Brod, einen Tropfen Wasser, zu sich zu nehmen. So groß war ihre Furcht vor einer Vergiftung! Orleans genoß, auf der Terrasse seines Landhauses zu Passy, die Augenweide, den Zug vorübergehen zu sehen. Abends nach 7 Uhr hielt er vor dem Stadthause stille. Als der König aus dem Wagen stieg, riefen einige Stimmen: „an die Laterne!"

Auf dem Stadthause wurde der König, und seine Familie, vom Maire Bailly bewillkommt. Der König hörte, während daß der

der Bürgerrath sich setzte, und sitzen blieb, Bailly's kurze Rede stehend an. Die königliche Familie nahm ihre Wohnung in den Tuilerien, die sich noch in einem sehr unvorbereiteten Zustande befanden. Am folgenden Tage (7. Oct.) strömte das Volk in großen Haufen nach dem Pallaste, um den König zu sehen. Dieser war, blos von Nationalgarden bewacht, schon jetzt gleichsam ein Gefangner der größern Zahl der Mitglieder der Nationalversammlung, die sich nun auch nach Paris, in das Reithaus neben dem königlichen Pallaste, versetzte.

Die Auftritte des schrecklichsten Frevels, die die Orleanisten zu Versailles veranlaßt hatten, waren von der Nationalversammlung zu wenig durch ernstliche Maßregeln verhindert worden. Vielmehr schien es, als wenn manche Mitglieder derselben, wegen eines geheimen Antheils an diesen Greuelthaten, sich schwerlich würden rechtfertigen können. Orleans, und seine vornehmsten Anhänger, waren ja Mitglieder dieser Versammlung. Orleans und Mirabeau wurden auch von dem Criminalgerichte zu Paris für Theilnehmer an

an den mörderischen Auftritten zu Versailles erklärt. Mirabeau hatte, wie mehrere Zeugen aussagten, mit dem bloßen Degen unter dem Arme, die Soldaten des Regiments Flandern zum Aufruhre ermuntert, er hatte den Mördern: „frisch, Kinder! ihr fechtet für die Freyheit!“ zugerufen. Orleans selbst befand sich, als Weib gekleidet, an der Spitze der Meuchelmörder, ihnen den Weg zum Schlafzimmer der Königin zeigend. Viele sahen ihn unter den Mördern, ihnen freundlich zulächelnd. Einige derselben riefen ihn schon zum Könige aus. La Fayette überzeugte auch den königlichen Staatsrath (10. Oct.) so sehr von Orleans Verschwörung, daß ihm derselbe die Verordnung zuschickte, Frankreich zu verlassen, und sich nach England zu begeben. Orleans befolgte diese Verordnung schon nach 4 Tagen (14. Oct.) Die Nationalversammlung, auf deren Mitglieder Orleans und Mirabeau so viel Einfluß hatten, ließ die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten und Schandthaten unter ihren Augen vollbringen; auch machte sie keinen Versuch, die Empörer zur Ruhe zu verweisen, und die Freyheit des Königs zu retten. Mit einer solchen Nationalnal-

nalversammlung wollten nun Mounier, Lally Tolendal, und über 300 andre redliche Männer, nicht mehr in Verbindung stehen. Sie trennten sich daher von der Versammlung, die nun zu Paris (seit 9. Oct.) ihre gesetzgebenden Berathschlagungen fortsetzte.

Auf diese Berathschlagungen wirkte hauptsächlich der Einfluß Mirabeaus, von manchem andern Feuerkopfe unterstützt. Mirabeau selbst meynte es eigentlich mit keiner Parthey redlich. Aus Eitelkeit, zu glänzen und Bewunderung zu erregen, bemühete er sich, gleichsam das Haupt der Nationalversammlung vorzustellen. Zugleich arbeitete er, an Orleans Plan sich anschmiegend, an dem Untergange des jetztregierenden Königs. Um so lebhaftere Besorgnisse erregten ihm, und seinen Freunden, die hohen Begriffe, die das französische Volk mit der Königswürde verband. Diese bemühete man sich in verschiedenen Clubs, die sich in den vornehmsten Provincialstädten, nach dem Muster der Hauptstadt, bildeten, allmählig herabzustimmen. Man begeisterte die Mitglieder dieser Clubs durch feurige Reden; man spannte ihre Freyheits-

heitsschwärmerey so gewaltig, daß man auf dieselbe die Ausführung der kühnsten Entwürfe bauen konnte. Journale und Flugschriften brachten die in den Clubs erzeugten Ideen unter das große Publicum. So bereitete man die der königlichen Gewalt so nachtheiligen Beschlüsse der Nationalversammlung vor; die Beschlüsse, welche die Vorrechte der Krone, der Geistlichkeit, und des Adels entweder ganz vernichteten, oder einschränkten.

Der erste Beschluß dieser Art (2. Nov.) war derjenige, der der Nation den Besitz aller geistlichen Güther zusprach, der ihr aber auch die Unterhaltung des Gottesdienstes, der Geistlichen, und der Armen, zur Pflicht machte. Die Bischöfe, so wie andre Geistliche, sollten künftig eine bestimmte Besoldung erhalten. Sie stellten nun keine reichen, dem königlichen Interesse ergebene Gutsbesitzer mehr vor. Ein zweyter Beschluß erklärte am folgenden Tage (3. Nov.) alle Parlamenter im Reiche für aufgehoben, ordnete eine provisorische Justitzverwaltung an, und schaffte den peinlichen Beweis der Folter ab.

Wenn der Einfluß des königlichen Ansehns völlig geschwächt werden sollte, durften die jetzigen Provinzial-Verwaltungen nicht fortdauern, mußten die Vorrechte der Provinzen und ihrer Stände, auf einmal vernichtet werden. Daher war eine ganz neue Eintheilung des Reichs nöthig. Zu dieser machte Sieyes einen vortrefflichen Plan, der aber nicht ganz befolgt wurde. Man theilte es (am 4. Nov.) nach einer sehr geographischen Methode, in 83 Departemente, die aus 249 Cantons bestanden. Aus jedem dieser Cantons sollten künftig drey Abgeordnete zu der Nationalversammlung gestellt werden. Diese bildeten die Zahl von 747. Zugleich wurden aber alle bisherigen Magistrate abgesetzt, und an ihrer Stelle Gemeinden- und Bürgergerichte, oder Municipalitäten, angeordnet. Zugleich hörte alle Lehnsverfassung auf, das kraftvollste Unterstützungsmittel für die königliche Gewalt. Um sich ein noch freyeres Spiel zu verschaffen, erklärte die Versammlung (6. Nov.) die königlichen Minister für unfähig, an ihren Berathschlagungen Theil zu nehmen. Wer sollte seitdem die königlichen Rechte vertheidigen? Wer sollte die Ver-

ordnung (19. Dec.), die dem König alle seine Domainen, mit Ausnahme der Forsten und Lustschlösser entzog, verhindern? Diese Beschlüsse erregten ganz natürlich in ganz Frankreich nicht allein Erstaunen, sondern auch den höchsten Unwillen der privilegirten Stände. Der König, dessen schwache Minister jetzt gar kein andres Mittel, als Nachgiebigkeit kannten, machte sich (4. Febr. 1790) vor der Nationalversammlung, nicht allein zur Annahme, sondern auch zur Aufrechthaltung dieser Beschlüsse, verbindlich. Den einzigen Beweis seines Ansehns gab der König noch dadurch, daß er die Versammlung zur Einigkeit ermahnte, daß er sie aufforderte, sich den Finanzzustand zur sorgfältigen Erwegung empfohlen seyn zu lassen.

Die Versammlung schritt zu einem Mittel, welches fast allein schon hinreichend gewesen wäre, den französischen Staat von seiner drückenden Schuldenlast zu befreyen. Sie hob (13. Febr.) alle geistlichen Orden, alle Stifter und Klöster auf. Ungeachtet die Mitglieder derselben Pensionen bekommen sollten, so würde doch das große geistliche Vermögen

der

der französischen Provinzen, mit dem Ertrage der königlichen Domänengüther verbunden, der Nation zu einem ganz ausserordentlichen Reichthume haben verhelfen können. Aber wie schlecht wurde dieser Vortheil benutzt! Auf Neckers Rath hatte die Nationalversammlung die Salzsteuer, die zuletzt (1789 Sept.) 61 Millionen Livres einbrachte, abgeschafft. Dafür hatte die Staatscasse nicht nur keinen Ersatz, sondern das Volk gerieth nun in den angenehmen Wahn, daß es gar keine Abgaben mehr entrichten dürfte. Um der Geldverlegenheit abzuhelfen, um den Credit, der schon vor 14 Jahren (1776) errichteten Discontocasse, einer Art von Zettelbank, wieder zu heben, versah die Nationalversammlung dieselbe (1789 im Dec.) mit Billets, oder Anweisungen auf Nationalgüther, die den Werth von 170 Millionen Livres hatten. Dafür verfertigte man für 400 Millionen Livres Assignaten, die auf 5 Procent verzinset wurden. Anfangs stellten diese Assignaten nur Billets, oder Schuldscheine, vor; auf Mirabeaus Vorschlag (1790 April) sollten sie aber in ganz Frankreich wie baares Geld angesehen werden. Die gewöhnlichsten

lichsten waren zu 2, 3, 500, die kleinsten zu 5 Livres, gestellt. Sie galten anfangs mit 6 und mehr Procent Agio. So sehr sich Necker ihrer Einführung widersetzte, so wurde sie doch vom Könige genehmigt. Diese Assignaten verlohren aber bald ihr Ansehn. Man hatte, weil die Discontocasse aufgehoben wurde, keine Gelegenheit, sie gegen baares Geld umzutauschen. Auch mußten sich die Staatsgläubiger bey solchen Assignaten beruhigen. Jemehr nun der ausserordentliche Aufwand die Nationalschulden vergrößerte, um so tiefer sank der Werth der schon im Septemper bis auf 1,200 Millionen vermehrten Assignaten. Das baare Geld verschwand immer mehr. Vergebens führte Necker bey der Nationalversammlung über die leere Staatscasse Klage; vergebens forderte er sie dringend auf, ihr mit baaren Summen auszuhelfen. Er überreichte ihr (21. Jul.) die Rechnung über die Staatsausgaben vom 1. May 1789 bis 1. April 1790; er drohte (1. Aug.) mit der Niederlegung seiner Stelle. Das Volk zu Paris, das den Nachtheil des Assignatenhandels schon empfindlich fühlte, wurde unruhig. Necker, den

den Mirabeau, und seine Freunde, als den Urheber dieser Unruhe betrachteten, gerieth immer mehr in Gefahr ermordet zu werden. Um sich derselben zu entziehen, flüchtete er (1. Sept.) in der Nacht aus Paris. Zwey Tage hernach (3. Sept.) legte er seine Stelle nieder, und die Nationalversammlung unterzog sich nun selbst der Verwaltung der Staatswirthschaft. Necker entfernte sich indessen (8. Sept.) ganz von Paris, um in der Schweitz eine sichere Zuflucht zu finden.

Während daß die Nationalversammlung sich von Orleans Parthey verleiten ließ, durch ihre Maßregeln den Finanzzustand des Staates ganz in Verwirrung zu bringen, arbeitete sie an der Vernichtung der königlichen Vorrechte mit der planvollsten Betriebsamkeit. Einer von ihren Beschlüssen entzog dem König (16. May 1790) das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Ein andrer (9. Jun.) schränkte seine jährliche Einnahme auf 25 Millionen Livres ein; die Königin sollte einen Wittwengehalt von 4 Millionen, und jeder Prinz von der königlichen Familie eine jährliche Pension von einer Mil-

Million, bekommen. Um dem König auch die letzte Stütze des Adels zu entziehen, hob die Nationalversammlung (19. Jun.) alle Vorrechte des Erbadels auf, untersagte sie den Gebrauch der Wappen, der Livreen.

Nichts beweiset jedoch die so sehr verminderte Gewalt der königlichen Regierung auffallender, als daß Orleans (10. Jul.) nach Paris zurückkehren durfte. Seine Parthey vereinigte sich jetzt mit den Demokraten, die im Jacobinerclub ihren Sitz hatten. Den Grund zu dieser furchtbaren Volksgesellschaft legten die bürgerlichen Abgeordneten der Provinz Bretagne. Die Zahl ihrer Mitglieder vermehrte sich bald so sehr, daß sie seit dem Ende des vorigen Jahres (1789) ihre Versammlungen in der Kirche eines Jacobinerklosters in der Straße St. Honoré halten mußten. Davon erhielten sie den Nahmen der Jacobiner. In diesem Club wurden nun von Männern, die sich durch eine feurige Beredsamkeit auszeichneten, die schwärmerischen Grundsätze von der angebohrnen Freyheit und Gleichheit der Menschen in Umlauf gebracht. Von hier giengen sie auf die National-

tionalversammlung über. Bald bildeten sich in den übrigen großen Städten Frankreichs ähnliche Clubs, die, an den pariser Mutterclub sich anschließend, seine Grundsätze und Plane über die ganze Nation zu verbreiten suchten. An den pariser Jacobinerclub schloß sich nun Orleans, mit seinen Anhängern, an. Seitdem war die Mehrheit der gemäßigten Mitglieder nicht mehr vermögend, den Ausschweifungen der democratischen Schwärmer mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Die wildesten derselben bildeten, um sich fester aneinander anzureihen, in der Kirche der Cordeliers (Barfüßer) einen neuen Club, der sich durch die Talente eines Murat, eines Danton, bald ein entscheidendes Ansehn verschaffte, der auf die Nationalversammlung, deren Präsident Mirabeau (seit 14. Febr. 1791) vorstellte, einen wichtigen Einfluß hatte.

Seitdem stürzte sich das verblendete französische Volk der schrecklichsten Anarchie entgegen. Zur schnellern Herbeyführung derselben sollte die Königswürde ganz vernichtet werden. So sehr sich daher Ludwig XVI bemühete, durch seine Nachgiebigkeit gegen die

die Anordnungen der Nationalversammlung bey dem Volke sich beliebt zu machen, so wenig ließ man doch den Absichten desselben Gerechtigkeit widerfahren, und man erklärte geradezu, daß man in seine Ergebenheit für die neue Constitution ein großes Mißtrauen setze. Man schloß Conföderationen, durch welche man sich eidlich zur Erhaltung der Freyheit verbindlich machte. Man suchte den Enthusiasmus für dieselbe durch Feste zu erhöhen. Solche Feste waren schon in Bretagne und Anjou gefeyert worden, als man zu einem allgemeinen Bundesfeste in Paris (14. Jul. 1790) Anstalten machte. Von allen Abtheilungen der Nationalgarde erschienen Abgeordnete, um die neue Constitution, im Nahmen der ganzen Nation, zu beschwören. Dieser großen Handlung sahen mehrere tausend Menschen zu. Vor den Augen derselben schwor, am Altare des Vaterlandes, erst la Fayette, an der Spitze der Nationalgarde, in ihrem und ihrer Brüder Nahmen; nach ihm schwor der Präsident Mirabeau, nebst den Deputirten der Nationalversammlung, im Nahmen der ganzen Nation; hierauf schwor erst der König, und zu-

zuletzt jede Classe der Zuschauer; jedesmahl nach einer schauerlichen Stille. Der König schwor der Nation und den Gesetzen; die übrigen schworen der Nation, den Gesetzen und dem Könige. Dieses erhabene Schauspiel wurde von Kriegsmusik, mit Jubelgesang und Kanonendonner vermischt, begleitet. Wer hätte, in dem damahligen Rausche der Begeisterung, die Revolution nicht für den Weg zur irdischen Seeligkeit halten sollen?

Doch Männern, die das, was jetzt vorgieng, ohne Leidenschaft betrachteten, konnte die Bemerkung, daß man auf den Trümmern des jetzigen Königsthrons einen neuen errichten, oder Frankreich in eine anarchische Verwirrung stürzen wollte, nicht entgehen. Die Berathschlagungen der Nationalversammlung waren nichts weniger, als die Wirkung einer freyen Ueberlegung. Die Häupter der Jacobiner würden von ihren zahlreichen Zuhörern in die Nationalversammlung begleitet. Von diesen, die die Tribünen, oder Seitenlogen, füllten, wurden die feurigen Vorträge jener durch Applaudiren, durch Schreyen und Lärmen, so gehoben, daß ihnen die betäubte

te Versammlung ihren Beyfall kaum zu entziehen wagte. Um den ausschweifenden Beschlüssen derselben mit einigem Erfolg entgegen zu arbeiten, vereinigten sich die Patrioten, die den Ueberrest der königlichen Macht zu retten wünschten, mit der Hofparthey, bildeten sie mit derselben den Club der Unpartheyischen, deren Haupt der Herzog von Rochefaucould war.

Aber die Bemühungen dieses Clubs waren gegen den alles mitfortreissenden Strom der Jacobiner ein nur schwacher Damm. Die Nationalversammlung entzog dem König und seiner Familie ein Recht nach dem andern. Die Prinzen verlohren (1790 Aug.) ihre Apanage. Der König mußte sogar (21. Oct.) sein Ministerium ändern. Die Geistlichkeit, die auf das Volk einen so wichtigen Einfluß hat, gab noch immer eine den Jacobinern verhaßte Stütze der königlichen Gewalt ab. Die Nationalversammlung setzte daher (26. Nov.) durch einen Beschluß fest, daß die Geistlichen, bey dem Verlust ihrer Aemter, die Constitution besonders beschwören, daß sie den Bürgereid leisten sollten.

Viele, die dieß ihrem Gewissen zuwider hielten, verlohren ihre Stellen, und nun fiengen sich die zahlreichen Auswanderungen derselben an.

Diese Auswanderungen erregten bey den Feinden des Hofes die Idee, daß man auch den König würde entführen wollen, und alles, was auf eine solche Entführung nur irgend einige Beziehung hatte, vermehrte ihren Verdacht. Dahin gehörte eine kleine Reise, die der König (18. April. 1791) nach St. Cloud vornehmen wollte. Als der König gegen Mittag in den Wagen stieg, sah er seine Pferde von einem im Hofe versammelten Haufen von Leuten angehalten. La Fayette befiehlt der auf der Wache stehenden Compagnie, dem Wagen den Weg zu öffnen. Die Soldaten lachen ihn aus; sie legen ihre Gewehre gegen ihn an. Er bittet, er flucht; alles ist vergebens, und man antwortet ihm blos durch Drohungen und Beleidigungen. Einige vom Volke warfen sich gerade in den Weg. Man würde, sagten sie, nur über ihre Körper wegfahren können. Nach dem Kampfe einer Stunde mußte

mußte der König wieder aussteigen. Die Königin fühlte dieß so innig, daß sie sich einiger Aeusserungen von Erbitterung und Verachtung nicht enthalten konnte. La Fayette hielt hierauf, bey dem Direktorium der Nationalversammlung, um die Proclamation des Martialgesetzes an. Seinem Gesuche wurde jedoch so wenig entsprochen, daß man sich vielmehr nicht scheute, den König selbst, durch öffentliche Anschläge an allen Ecken des Palais royal, des Ungehorsams und einer strafbaren Widerspenstigkeit gegen die Gesetze zu beschuldigen. Am folgenden Tage begab sich jedoch der König in die Nationalversammlung, um ihr seinen Vorsatz, nach St. Cloud zu reisen, bekannt zu machen, und nun wurde er von der Versammlung dazu aufgefordert.

La Fayette fand sich aber durch das, was sich die Wache der Tuilerien gegen ihn erlaubt hatte, so gekränkt, daß er (21. Apr.) seine Stelle eines Oberbefehlshabers der Nationalgarde niederlegte. Er schickte seine Ehrenwache zurück, und ließ sich, als Freywilliger in eine Grenadiercompagnie einschrei-

schreiben. „Da ich" sagte er, „als Befehlshaber nichts mehr zu leisten vermag, will ich wenigstens das Beyspiel des Gehorsams geben." Am folgenden Tage zog er als Gemeiner auf die Wache. Der Unwille über seine Gegner war nun allgemein. Die Municipalität von Paris, und einige Bataillone der Nationalgarde, zogen processionsweise vor seine Wohnung, um ihn um die Wiederannahme des Oberbefehls zu bitten. Als er sie standhaft verweigerte, versammelten sich alle 60 Bataillone der pariser Nationalgarde, und nur 2 bis 3 derselben wollten ihm den Eid der Ergebenheit nicht von neuem schwören. Das Bataillon der Cordeliers, das seinem Befehle nicht gehorcht hatte, gab sich einen andern Nahmen. La Fayette, war nun wieder Oberbefehlshaber der Nationalgarde, und die Ruhe schien wieder hergestellt; aber über den ihm geleisteten Eid erhoben seine Gegner einen gewaltigen Lerm.

Unter diesen Gegnern hatte Mirabeau, Präsident der Nationalversammlung, das größte Gewicht. Er war derjenige, der als der Freund von Orleans, dessen Entwürfe gegen die

die königliche Familie zu befördern suchte. Und dennoch soll eben dieser Mirabeau, außer einem Geschenke von 600,000 Livres, monathlich 50,000 Livres vom Könige gezogen haben. Dieser charakterlose Mann wurde aber durch seine gewaltigen Anstrengungen endlich so angegriffen, daß er (1791 März) in eine heftige Krankheit verfiel, die ihm unerträgliche Schmerzen verursachte. Dennoch blieb sein Geist so heiter, daß er zuweilen sogar seine Leiden vergaß, daß vielleicht seine Sprache nie richtiger, kraftvoller und schöner war. Auch nahm er an den Verhandlungen der Nationalversammlung noch immer einen lebhaften Antheil. Zu seinem Tode (2. April) bereitete er sich mit der bewundernswürdigsten Fassung vor. Seine Beerdigung war sehr feyerlich. Aber schon zu Ende des folgenden Jahres erklärte man ihn der Verehrung der Nation für unwürdig, entfernte man seine Büste, und seinen Leichnam, aus dem Pantheon. Man hatte in seinen Briefen manche Beweise von Unredlichkeit, von geheimen Entwürfen für die Wiederherstellung der königlichen Gewalt, gefunden.

Die fast gänzliche Vernichtung der königlichen Gewalt kränkte den König, kränkte noch mehr die Mitglieder seiner Familie, die die gegenwärtigen Verhältnisse ganz unerträglich fanden, und die an den heimlichen Bemühungen, den vorigen Zustand wieder herbeyzuführen, den meisten Antheil hatten. Sie überzeugten sich immer mehr, daß an den sich vermehrenden Anfechtungen, denen das königliche Ansehn ausgesetzt war, nur ein kleiner Theil der Nation, der seinen völligen Sturz zum Ziele hatte, Schuld war. Der Wunsch, sich diesen Anfechtungen zu entziehen, wurde immer inniger; er gieng durch die Vorstellungen und Anreitzungen der Königin, und der übrigen Hauptpersonen des Hofes, bey dem König zu einer Sehnsucht über, der der Plan zur Entfernung von Paris, dem Orte seiner Drangsalen, sehr willkommen war.

Der Urheber dieses Planes, Franz Claude Amour von Bouillé, ehemahliger General der Maas- und Moselarmee und Gouverneur zu Metz, der durch Vermittlung des Barons von Fersen, und der Baronessin von Korf, zu einem Briefwechsel mit dem Könige, und der Königin, Gelegenheit bekam. Die königliche Familie sollte sich nach Montmedy, an der lothringischen Gränze, begeben. Hier wollte sich Bouille, mit einer treuen Armee, an ihn anschließen, und man wollte sodenn eine neue Nationalversammlung zusammenberufen. In der Nacht vom 20-21. Jun. 1791 reiset der König mit seiner Familie glücklich ab. Der Postmeister, Drouet, zu St. Menehould, findet zwischen den Gesichtszügen des Reisenden, und dem Bilde des Königs auf einem Assignate von 50 Livres, einige Aehnlichkeit. Auch fällt ihm eine Bedeckung von 50 Reitern, auf. Er verlangt den Paß zu sehen. Auf diesem steht die Baronessin von Korf mit zwey Kindern, die nach Frankfurt reisen wollen. Jetzt fällt dem Postmeister die ansehnliche Bedeckung einer Ausländerin von keiner großen Bedeutung noch mehr auf. Nun erfährt er noch, daß sie nicht, ihrer Angabe nach, nach Verdun, sondern nach Varennes, gehen. Da entsteht bey ihm der Verdacht, daß die vermeynte Baronessin, und ihre Kinder wenn auch nicht die königliche Familie

sie selbst, doch Personen von großer Wichtigkeit, seyn müßten. Er schickt seinen Sohn nach Varennes', der, auf einem Seitenwege, einige Stunden früher zwischen 10 und 11 Uhr, anlangt. Der König käme gefahren, sagte er, man möchte ihn anhalten. Die Leute zu Varennes wurden ohne alles Geräusch aufgeweckt. Man sperrte die Brücke. Die Dragoner, die den König begleitet hatten, waren durch die Bitten und Drohungen der Nationalgarden bewogen, zu Clermont geblieben, und ihr Befehlshaber, der Herr von Damas konnte es nicht durchsetzen, daß sie weiter mitritten.

Die für die königliche Familie bestellten Pferde befanden sich jenseits der Brücke. Als sie nicht kamen, bath der König die Postillione, die bisher vorgespannt hatten, weiter zu fahren. Als sie nun bey der Brücke, unter einem gewölbten Bogen, durchfahren wollten, wurde der Wagen von einem Haufen von jungen Leuten angehalten. Der König, und seine Familie, mußten aussteigen, und sich, als Gefangne, zum Stadtprocurator bringen lassen. Des Königs entschlossene

ne und würdevolle Vorstellungen waren vergeblich. Man sperrte in der größten Geschwindigkeit die Straßen; man umsetzte die Stelle der hier liegenden Husaren; die Nationalgarde trat unter das Gewehr. Die Sturmglocke wurde geläutet. Der junge Bouillo und ein anderer Officier, den der General der königlichen Familie entgegengeschickt hatte, eilten mit der Nachricht von diesem Vorgange davon.

Kaum eine Stunde, nachdem der König angehalten worden war, kam eine Abtheilung von eben dem Husaren-Regimente, von welchen einige zu Varennes lagen, in diesem Orte an. Der Befehlshaber derselben machte den Anführer der zu Varennes befindlichen Husaren mit der Absicht seiner Ankunft bekannt. Der Anführer entfernte sich jedoch, die Befehlshaberstelle seinen Quartiermeister übergebend. Goguelas, der Befehlshaber der neuangekommnen Husaren begab sich hierauf zum Stadtprocurator, um die Freylassung der königlichen Familie zu bewirken. Als jedoch das Volk davon Nachricht bekam, bestand es auf seiner Weigerung, sie weiter

 fahren

fahren zu lassen, noch hartnäckiger. Gogue-las fragte hierauf, seine Leute, indem er „das Gewehr hoch!“ commandirte, ob sie für den König, oder für die Nation, fechten wollten? „Es lebe die Nation! riefen sie; „wir halten es mit der Nation, und werden es immer mit ihr halten.„ Diese Antwort legte den Husaren der sie umgebende Volks-haufe in den Mund.

Indessen befand sich der General Bouillé in der unruhigsten Verlegenheit. Der König war 24 Stunden später, als er versprochen hatte, abgereiset; er hielt sich unterwegs (bey einem Frühstück) zu lange auf. Seine Ankunft zu Varennes erfolgte daher nicht bald genug. Bouillé erfuhr dieß nicht eher, als bis die von ihm beorderten Truppenabtheilungen schon abgegangen waren. Diese wurden, als ihnen der König zu lange ausblieb, zweifelhaft und argwöhnisch. Der König hatte es auch vergessen, seine Ankunft durch Couriere zu melden. Als Bouillé das, was zu Varennes vorgefallen war, von seinem Sohne erfuhr, befahl er dem Regimente Royal-Allemand, sogleich aufzusitzen.

sitzen. Dieses hatte jedoch, des Befehls sich marschfertig zu halten, ungeachtet, noch nicht gesattelt. Als es endlich aufgestellt war, las ihm Bouillé die königliche Ordre vor, machte er die Gemeinen mit den Ursachen ihres Aufsitzens bekannt, theilte er Geld unter sie aus. Um 5 Uhr des Morgens (21. Jun.) wurde endlich der Marsch angetreten. Aber vor der Ankunft des Regiments war der König, für den die kleinen Truppenabtheilungen nichts thun konnten, schon nach Paris geschafft.

Hier kam der König (25. Jun.) unter einer zahllosen Bedeckung an. Schon in der Entfernung von einigen Meilen von Paris fiengen sich zwey Reihen von Leuten an, die ihm entgegen gegangen waren. Niemand nahm vor dem vorbeyfahrenden König den Hut ab. Es herrschte das Stillschweigen des Unwillens. Im Schlage des Wagens standen Nationalgardisten. Auf dem Vordersitze befanden sich 3 gefesselte Gardisten, welche die Vorreiter gemacht hatten. Den Zug beschloß ein mit Lorbeerzweigen geschmückter Triumphwagen, auf welchem, mit

Bür-

Bürgerkronen geziert, diejenigen standen, die den König angehalten hatten. Auf dem Wege hatte der König manche Kränkung aushalten müssen. Bey der Barriere hörte man wieder einige Schimpfreden, und im Hofe der Tuilerien entstand, bey der Ankunft des Königs, bedeutender Lerm.

Die Nachricht von der Flucht des Königs, die sich (21. Jun.) schon zwischen 7 und 8 Uhr verbreitete, versetzte die Hauptstadt in die lebhafteste Bewegung. Die Nationalgarde trat unter das Gewehr, die Repräsentanten der Nation versammelten sich. La Fayette, und sein Generaladjutant Gouvion, wurden vorgefordert. La Fayette befand sich auf dem Greveplatz in Lebensgefahr. Der Officier von der Wache des Königs wurde von Banditen, die ihm am Laternenpfahl anknüpfen wollten, verwundet. La Fayette gestand ein, daß ihm der Entfernungsplan der königlichen Familie nicht unbekannt gewesen wäre; er hätte daher die Wachen verdoppelt; er selbst, Gouvion und 4 Officiere, hätten bis nach Mitternacht sich vor der Thür befunden; die Flucht wäre ihm unbegreiflich.

La

La Fayette befand sich in keiner geringen Verlegenheit, als er, zum Erstaunen der Versammlung, von Barnave gerechtfertigt wurde. Hierauf wurden die Minister vor die Versammlung gerufen. Sie berichteten, daß ihnen der König, vermittelst eines Billets, bis auf weitern Befehl, die Verrichtung ihrer Amtsgeschäfte untersagt habe. Die Versammlung befahl, ihren Pflichten, so wie zuvor, nachzukommen. Hierauf übergab de la Porte, der Schatzmeister der Civilliste, ein an die Versammlung gerichtetes Schreiben des Königs. Alle seine bisher geleisteten Eide, sagte der König in demselben, hätten keine Gültigkeit; durch den Beyfall, den Necker in seiner Gegenwart erhalten hätte, wäre sein Ansehn gekränkt worden; die ihm ausgesetzte Summe der Civilliste wäre für seine Bedürfnisse nicht hinreichend; die Tuilerien enthielten für seine Familie zu wenig Raum. Das Schreiben schloß sich mit der Aeusserung, daß der König der Nationalversammlung eine Zurechtweisung zugedacht habe. Die Versammlung hörte dieß alles mit kaltblütigem Unwillen an. Sie ergriff die nöthigen Maßregeln, um sich der Treue der

Armee

Armee zu versichern. Zuerst leistete ihr der General Rochambeau den Eid der Treue. Seinem Beyspiele folgten die übrigen militärischen Mitglieder der Versammlung. Durch ihre einträchlichen und weisen Maßregeln verschafften sich die Repräsentanten der Nation wieder das volle Zutrauen des Publicums. Das Schreiben des Königs wurde in den Straßen abgelesen, und seine Feinde benutzten es vortrefflich, die Abneigung gegen das Königthum zu vergrößern. Diese gieng schon so weit, daß alle Bildnisse von Königen heruntergerissen oder verhüllt wurden. Schon waren die Bildsäulen Ludwigs XVI und Ludwigs XV ihrem Umsturze nahe. Die Wörter: „König, und Königin, Königlich", wurden auf den öffentlichen Schilden ausgestrichen. Selbst der gekrönte Ochse eines Restaurateurs mußte verschwinden. An den Tuilerien fand man einen Zettel, mit der Aufschrift: „hier ist ein Haus zu vermiethen." Weil Montmorin den Paß für die königliche Familie unterzeichnet hatte, wollte das Volk sein Haus stürmen. Dagegen wurten der Postmeister Drouet, und seine Gehülfen

hülfen, besonders von den Jacobinern, mit Ehrenbezeugungen überhäuft.

Die Flucht des Königs war für seine Gegner ein höchst erfreuliches Ereigniß. Sie gab ihnen die erwünschteste Gelegenheit, sein Verfahren in ein zweydeutiges Licht zu setzen, und seine Gewalt der Vernichtung immer näher zu bringen. Der König und seine Familie waren in den Tuilerien gleichsam verhaftet. Die Nationalversammlung schickte (26 Jun.) drey Commissarien an den König, die ihn über seine Flucht vernehmen mußten. Er stellte ihnen eine schriftliche Erklärung darüber aus. Eben dieses geschah von der Königin. Die Nationalversammlung maßte sich das Recht an, den Gesandten der auswärtigen Mächte den Zutritt zum Könige zu verweigern. Sie erlaubte sich (13. Jul.) Berathschlagungen über die Frage, ob der König seiner Würde entsetzt werden sollte. Die Mehrheit der Gemäßigten bewirkte jedoch (15. Jul.) einen Beschluß, nach welchem der König von jeder Anklage losgesprochen wurde, dagegen sollte dem General Bouillé, und seinen Gehülfen, der Proceß gemacht wer-

werden. Jetzt suchte die jacobinische und orleanische Parthey ihren feindseligen Plan gegen den König, durch einen schrecklichen Aufstand des pariser Volkes, durchzusetzen. Sie erkühnte sich sogar (16. Jul.) in einer besondern Bittschrift geradezu auf die Entthronung des Königs anzutragen. Aber die gemäßigte Parthey in der Nationalversammlung siegte. La Fayette schützte sie gegen den Andrang des Volks durch die Nationalgarde. Sie beschloß (17. Jul.) alle die, die durch Schriften das Volk zum Aufruhre gereitzt hatten, verhaften zu lassen. Weil der Jacobinerclub der Anstifter dieser Unruhen war, sonderten sich alle Mitglieder der Nationalversammlung von demselben ab. Sie verbanden sich, mit dem Club von 1789, zu einen neuen, welcher von dem Versammlungsorte, einem Kloster, der Club der Feuillants genennt wurde. Hierauf wurde (21. Jul.) der Jacobinerclub, wegen seiner aufrührerischen Gesinnungen, auch von dem Justizminister förmlich angeklagt.

Als das wirksamste Mittel, dem ränkevollen Spiele der Partheyen sein Ende zu bestimmen, betrachtete man die Vollendung der neuen Constitution. Diese Vollendung mußte um so eher beschleunigt werden, jeweniger von der der jetzigen Nationalversammlung bestimmten Zeit noch übrig war. Sie theilte sich daher in Ausschüsse. Alle Decrete wurden nun von neuen durchgesehen, und in manchem Punkte gemildert. Nach sechs Wochen (3. Sept.) war die neue Constitution fertig. Eine Deputation von 60 Mitgliedern überreichte sie dem König zur Prüfung und Annahme. Der König wollte anfangs einige Abänderungen machen; seine Gemahlin, und seine Vertrauten, bestimmten ihn aber, sie ohne alle Einschränkungen anzunehmen. Der König begab sich hierauf (14. Sept.) selbst in die Versammlung, um sie zu unterzeichnen und beschwören, und seine Annahme wurde allen fremden Höfen bekannt gemacht.

Die bisherige Nationalversammlung, die man gewöhnlich die constituirende nennte, machte, ehe sie sich (30. Sept.) auflösete, die Verordnung, daß keins von ihren Mitgliedern wieder gewählt werden sollte. Die neue

neue Versammlung hatte daher ganz andere Mitglieder. Sie sollte dafür sorgen, daß die neue Constitution im ganzen Reiche eingeführt würde, und sie wurde, wegen der Abfassung der Gesetze, die mit und neben der Constitution bestehen sollten, die gesetzgebende genennt. Ihre 747 Mitglieder (die dreyfache Zahl der 249 Cantone) waren größtentheils sehr junge, zwar kraftvolle, rasche und kühne, aber zu wenig einsichtsvolle und erfahrne, mit den Geschäfften zu wenig bekannte Männer. Die meisten von denselben zeigten eine den an Pracht und Luxus gewöhnten Parisern sehr auffallende Armuth. Es befanden sich unter ihnen verschiedene Landleute, die, mit plumpen Manieren, und in unsauberm Anzuge, die 18 Livres ihrer Diäten für künftige Zeiten sammelten. Sie gaben daher für die pariser Witzlinge einen Gegenstand ihres satyrischen Spottes ab. So rief man, selbst an den Thüren des Versammlungssaales, eine Liste der Sansculottes avec leurs demeures etc., d. i. ein Verzeichniß von den Nahmen, den Departementen, und den Wohnungen der Volksrepräsentanten, ab. Diese National-

versammlung stand auch bey der Nation in so geringem Ansehn, daß die Departemente ihre Unzufriedenheit, über ihre Beschlüsse auf mancherley Weise zu erkennen gaben, daß sie die Befolgung derselben absichtlich vernachlässigten. Diese Beschlüsse wurden aber auch oft mit großer Uebereilung gefaßt.

Die talentvollsten und gemäßigsten unter den Nationalrepräsentanten waren die Girondisten, oder die Deputirten aus dem Departement der Gironde, die jedoch zwischen den Grundsätzen des Königthums und der Republik unselig hin und her schwankten. Neben ihnen saßen ungestüme, Königsfeinde, rastlos thätig, das königliche Ansehn zu vernichten, und die Anarchie zu verbreiten. Einige derselben haßten den König persönlich; andre wollten den Herzog von Orleans, dessen Parthey sich wieder mit dem Jacobinerclub verbunden hatte, empor heben. Sie legten es so recht geflissentlich darauf an, das Ansehn des Königs und seiner Minister herabzuwürdigen. Unaufhörlich brachten sie gegen die Minister, die sich allerdings manche Zögerung und Nachlässigkeit erlaubten,

Anklagen und Beschuldigungen vor; unaufhörlich forderten sie die Minister zur Rechenschaft. Diese saßen, dem Präsidenten gegen über, auf einer besondern Bank, mit unbedecktem Haupte, während daß die Mitglieder der Versammlung den Hut auf dem Kopfe hatten. Auch durften sie unaufgerufen nicht reden. Die meisten von diesen Repräsentanten wünschten auch, durch ihre Talente zu glänzen. Daher so ein überspannter Geist in dieser Versammlung; die Quelle des unglücklichen Zustandes, in welchen Frankreich versetzt wurde.

Mit diesem Zustande unzufrieden, wanderten immer mehr Edelleute und Geistliche aus. Der Graf von Provence war, in der Ausführung seines Entfernungsplanes, glücklicher als der König. Als der König die Constitution angenommen hatte, wanderten wieder sehr viele Adeliche und Geistliche aus. Schon bey dem Anfang der zweiten Nationalversammlung, berechnete man die Zahl der Ausgewanderten zu 40,000. Sie hatten eine erstaunliche Menge von Geld, und eine ungeheure Anzahl von Pferden mitgenommen.

men. Um so lebhafter regte sich der Aerger ihrer Feinde. Der König sah sich deswegen (14. Oct.) bewogen, gegen die Emigrirten eine Proclamation ergehen zu lassen. Moleville, und seine übrigen Minister, widerriethen es ihm, das Decret wegen der Emigrirten zu sanctioniren. Diese Bothschaft überbrachten sämmtliche Minister der Nationalversammlung. Den Großsiegelbewahrer Montmorin überfiel jedoch, bey der Ablesung seiner Rede, eine solche Aengstlichkeit, daß er erblaßte, daß seine Hände zitterten, daß er kaum fortlesen konnte. Zum Unglücke kam die Verweigerung der königlichen Sanction gleich in dem ersten Satze vor. Man erlaubte ihm nun nicht weiter zu lesen. Montmorin setzte sich hierauf, alle Hoffnung aufgebend, zu den übrigen Ministern, und Moleville, der so gern geredt hätte, bekam die Erlaubniß nicht zu rechter Zeit. Montmorin legte auch bald hernach (30. Oct.) seine Stelle nieder, und von dieser Zeit wechselte das Ministerium sehr oft, wurde das Benehmen desselben immer schwankender und unschlüssiger. Die Nationalversammlung fuhr in ihrer Verfolgung der Emigrirten fort. Sie erklär-

erklärte (9. Nov.) jeden Emigranten für einen des Todes schuldigen Hochverräther. Diesem Decrete verweigerte der König (12. Nov.) seine Genehmigung. Die Nationalversammlung kündigte hierauf (12. Dec.) den Emigranten den Verlust aller ihrer Gehalte, Pensionen, Leibrenten, und andrer Ansprüche auf den Nationalschatz, an. Sie sprach (18. Jan. 1792) dem Grafen von Provence das Recht ab, die Regentschaft zu führen. Sie erklärte (9. Febr.) alle Güther der Emigranten für Nationaleigenthum. Sie schärfte auch die Gesetze, durch welche die unbeeidigte Geistlichkeit zur Ablegung des Bürgereides aufgefordert wurde; aber selbst eine Bittschrift der pariser Section bestimmte den König, dieses Decret der Nationalversammlung, nicht zu sanctioniren.

Die Härte, mit welcher die Nationalversammlung gegen die Emigrirten verfuhr, war eine Folge des großen Ansehns, welches sich die Jacobiner in derselben anmaßten. Petion stellte jetzt, an Bailly's Stelle, den Maire von Paris vor, und alle Civil- und Criminalämter waren mit Jacobinern be-

setzt. Unter diesen zeichneten sich Röderer, Robespierre, Prieur, Manuel und Danton aus. Das Gewicht der Jacobiner war so groß, daß der Club des Feuillants seinen bisherigen Versammlungsort räumen, daß er seine Sitzungen heimlich halten mußte. Allerdings waren es also die Jacobiner, die damahls in Frankreich herrschten, und die Emigrirten, die von ihnen mit so unbarmherziger Standhaftigkeit verfolgt wurden, hatten keine große Mühe, die auswärtigen Höfe von der Nothwendigkeit, dem für die Könige so gefährlichen Systeme der Jacobiner kraftvoll entgegen zu arbeiten, zu überzeugen. Nur wenige erklärten sich daher für die neue Constitution günstig. Oestreich und Preussen verabredten es sogar, dem Könige durch gewaltsame Mittel, zur Wiederherstellung seiner ehemahligen Rechte zu verhelfen. So entstand der unselige Krieg, der über Europa so viel Unglück verbreitet, der seiner Verfassung eine ganz andere Gestalt gegeben hat.

Dritter Abschnitt.

Ursachen des Revolutionskrieges. Dieser fällt für die Franzosen anfangs bedenklich aus. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Der zehnte August. Robespierre, Danton, Marat, und ihre vornehmsten Gehülfen. Septembergreuel.

Diesen Krieg veranlaßten die Emigrirten veranlaßte die Theilnahme, die sich fremde Mächte an Frankreichs Händeln anmaßten. Das vornehmste Beyspiel der Auswanderung gaben Ludwigs XVI Brüder. Artois, der schon im Sommer 1789 auswanderte, und sich erst lange bey seinem Schwiegervater, dem Könige von Sardinien, zu Turin aufhielt, begab sich im Frühjahre 1791 nach Deutschland. Hierhin kam jetzt auch sein

sein älterer Bruder, der Graf von Provence. Zu Ettenheim, im Badenschen, stellte der Cardinal Rohan, unter dem ältern Mirabeau, ein kleines Heer auf. Zu Worms ließ sich der Prinz von Conde, nebst seinem Sohne, dem Duc de Bourbon, nieder. Nach Coblenz begaben sich die Prinzen, die von hier an alle Höfe Abgeordnete schickten, die die Wiederherstellung der ehemahligen Regierung, als eine Sache aller Höfe, vorstellten. Ludwig, der die traurigen Folgen der Entfernung und der Zurüstungen seiner Brüder voraussah, ermahnte sie vergebens, nach Frankreich zurückzukommen. Sie forderten vielmehr, durch geheime Commissarien, jeden Mann von Ehre auf, sich zu ihren Fahnen zu begeben, und viele der würdigsten Männer verließen, obgleich ungern, ihr Vaterland. Der König schrieb (Aug. 1791) noch besonders an den Prinzen von Conde. Er schilderte ihm die Erbitterung, die die Entfernung der Prinzen, die ihre Zurüstungen, bey der Nation hervorbrachten. Die Prinzen wollten das mit den ernstlichsten Ermahnungen angefüllte Schreiben desselben nicht öffnen, weil er den Grafen von Provence

 nicht

nicht Monsieur, und den Grafen von Artois nicht Bruder genennt hatte. Seine Vorstellungen, antworteten sie ihm, verdienten keine Rücksicht, weil er eben so wenig physisch als moralisch frey handeln dürfe.

Zu der hartnäckigen Weigerung der Prinzen, in ihr Vaterland zurückzukehren, trug die freundschaftliche Aufnahme, die sie in Deutschland fanden, trug die Aussicht, die jetzt herschende Parthey in Frankreich durch Hülfe Oestreichs und Preussens zu überwältigen, sehr viel bey. Die freundschaftliche Aufnahme fanden die Prinzen am Hofe des Kurfürsten von Trier, zu Coblenz, wo sich bald ein Hofstaat, eine Garde um sie her versammelte, wo sich ein Gerichtshof bildete, durch welchen sie sogar die Einwohner von Coblenz und des umliegenden Bezirkes ihrer Gerichtbarkeit unterwarfen. Sie unterhielten eine ihren Lettres de Cachet immer offne Bastille. Sie legten Waffenplätze und Magazine an; sie bildeten aus den Emigrirten, die sich an sie anschlossen, Compagnien, Batallione. Anfangs lachte man in Paris über ihre Anstalten; man hielt sie kaum einer Achtung werth. Sie wurden aber bedeutender. Die Geringschätzung, die die Prinzen gegen die jetzige Regierung Frankreichs äusserten, wurde immer auffallender. Fremde Mächte ließen ihre Absicht, die Entwürfe der Prinzen zu unterstützen, immer deutlicher merken. Am 19. Sept. 1791 überreichte der an den rheinischen Kurhöfen accredidirte russische Minister, der Graf Romanzow, zu Coblenz, den französischen Prinzen ein Beglaubigungsschreiben, durch welches ihn seine Monarchin zu Unterhandlungen mit ihnen berechtigte. Auch wurde schon ein spanischer Gesandter zu Coblenz erwartet.

Die Höfe, die sich aber der Prinzen annahmen, waren vornehmlich Oestreich und Preussen. Schon im Sommer des vorigen Jahres (1791 Jul.) hatte Leopold, einer zu Mantua (20. May) getroffenen Verabredung zufolge, von Padua aus, durch ein Umlaufsschreiben an die Höfe, die Sache des gefangnen Ludwigs XVI für eine Sache aller Souveraine erklärt. Schon im August dieses Jahres besprachen sich Leopold II und Friedrich Wilhelm II, zu Pillnitz, dem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen, mit dem Grafen von Ar-

Artois, mit welchem Leopold schon im May eine Zusammenkunft gehalten hatte. Auch Calonne und Bouillé nahmen an dieser Unterredung einen bedeutenden Antheil. Leopold und Friedrich Wilhelm machten sich, in einer schriftlichen, doch so ziemlich nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Erklärung, gegen die Prinzen verbindlich, daß sie in dem Falle, wenn die zur Befreyung und Sicherheit Ludwigs XVI vorgeschlagene Vereinigung der europäischen Mächte zur Richtigkeit kommen würde, gemeinschaftlich die zur Erreichung dieses Zieles nöthige Macht anwenden wollten. Diese Erklärung machten die Prinzen ihrem königlichen Bruder bekannt. Im Nahmen des Prinzen erschien auch (im Sept.) ein gedruckter, mit sehr heftigen Drohungen gegen die damahligen Machthaber Frankreichs angefüllter Brief, dem die pillnitzer Declaration angehängt war. Ein zweytes gedrucktes Schreiben derselben (16. Nov.) erklärte geradezu die neue Constitution für das anmaßliche Werk einer Faction, das der König nicht hätte genehmigen sollen, und zu dessen Vernichtung sie alle Mittel anwenden würden.

Die

Die constituirende Nationalversammlung hatte alles das, was sie mit fremden Mächten in Krieg verwickeln konnte, sorgfältig zu vermeiden gesucht. Sie würde, dieß war ihre Erklärung, nur zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergreifen, und die französische Nation würde niemahls einen Erobrungskrieg führen. Eben diese Nationalversammlung verleibte aber doch (23. Sept.) um den französischen Staat zu arrondiren, mehrere deutschen Fürsten gehörende Länder, vornehmlich in Elsaß und Lothringen, den französischen Departementen ein. Schon durch Beschlüsse des Jahres 1789 (vom 4. Aug. imgleichen vom 2. und 4. Nov.) waren die Besitzungen verschiedener deutscher Reichsstände, als der drey geistlichen Kurfürsten, des deutschen Ordens, der Bischöfe von Straßburg, Speyer, Basel, der Herzoge von Zweybrücken und Wirtemberg, der Landgrafen von Hessendarmstadt, der Markgrafen von Baden, der Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, der neuen Verfassung Frankreichs unterworfen worden, und die Vorstellungen der dadurch beeinträchtigten Fürsten waren vergeblich. Die Fürsten

sten bathen hierauf den Kaiser und die Reichsversammlung um ihren Schutz. Leopold II ließ hierauf (1790 Dec.) an den König Ludwig ein Vorstellungsschreiben abgehen. Auf dieses erfolgte die Antwort, daß diese Sache nicht das ganze deutsche Reich, sondern nur einzelne Fürsten, interessire, und daß man keiner fremden Macht eine Einmischung in dieser Angelegenheit erlauben würde. Der Kaiser verlangte nunmehr (1791 im April) ein Reichsgutachten; die Reichsversammlung aber überließ es dem Kaiser, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. So wurde also das ganze deutsche Reich in die Angelegenheit einzelner Fürsten, gegen die sich die Nationalversammlung zur Entschädigung erboth, von dem Reichsoberhaupte hineingezogen. Diese Einmischung schien seit der königlichen Annahme der neuen Constitution vollends keinen Grund mehr zu haben. Diese bestimmte ja den Kaiser Leopold (12. Nov.) seine pillnitzer Erklärung zurückzunehmen. Die Note, worin er dieses den fremden Höfen anzeigte, enthielt die Aeusserung: daß die Gefahr nicht mehr dringend sey; daß man vielmehr gute Hoffnung habe, daß

daß die vorige Ordnung zurückkehren werde. Auf ähnliche Art erklärte er sich auch gegen die Prinzen, als sie ihn um seinen öffentlichen Schutz bathen. Doch Leopold und Kaunitz dachten, wie die Folge bewies, bey dieser Erklärung nicht aufrichtig.

Die Zurüstungen der Emigrirten wurden aber immer bedeutender. Alle Oerter längs dem Rhein waren mit ihnen angefüllt. Um eben diese Zeit (im Nov. 1791) hatten die Emigrirten schon 60,000 Mann, und 50 Kanonen, beysammen. Vieles Geld hatten sie zum Theil mitgebracht; zum Theil war es ihnen nachgeschickt worden. In weniger als zwey Monathen waren, durch die Niederlande, 80 Millionen Livres nach Deutschland gegangen. Dieß verursachte in Frankreich einen merklichen Geldmangel. Hierzu kam, daß die Prinzen sich feyerlich gegen die neue Constitution erklärten; daß sie die Annahme ihres Bruders eben so feyerlich mißbilligten; daß sie ihr Vorhaben, alles wieder in den vorigen Stand zu versetzen, geradezu erklärten. Die Erbitterung, und der Argwohn der damahligen Machthaber Frankreichs erstieg

stieg daher die höchste Stufe. Sie veranlaßte die harten Beschlüsse gegen die Emigrirten, denen die Nationalversammlung erst (13. Sept. 1791) eine uneingeschränkte Erlaubniß der Auswanderung ertheilt hatte; sie veranlaßte die Vorstellungen des französischen Gesandten zu Wien. Der Kaiser, so lauteten einige derselben, möchte gegen die Streifereyen des mirabeauschen Corps an der französischen Gränze die nöthigen Vorkehrungen treffen; er möchte den Kurfürsten von Maynz und Trier die Versammlung von Emigrirten in ihrem Gebiethe untersagen. Ein besondres in sehr ernsthaftem Tone abgefaßtes Schreiben des Königs erhielt (im Nov.) der Kurfürst von Trier. Dieser scheute sich nicht, in seiner Antwort an den König, geradezu zu sagen, daß derselbe, als er jenes Schreiben unterzeichnet habe, nicht frey gewesen sey. Auch erklärte er noch späterhin gegen den französischen Gesandten, daß er den französischen Ausgewanderten, so lange ihre Unternehmungen mit den Gesetzen einer guten Nachbarschaft nicht im Widerspruche ständen, auch in Zukunft seinen Schutz würde angedeihen lassen. So trotzte gleichsam ein Kurfürst von Trier der mächtigen französischen Nation. Aber Kaunitz antwortete (21. Dec.) auf die Note des französischen Gesandten: der Kaiser sehe sich aus mehrern Ursachen genöthigt, dem Kurfürsten von Trier, im Falle eines Angriffes, oder einer Drohung, die wirksamste Hülfe zu leisten.

Die damahlige französische Nationalversammlung empfieng diese Antworten und Erklärungen mit einer Mäßigung, die man kaum erwartete. Als ihr Ansuchen wegen der Entfernung der Emigrirten von den Gränzen so fruchtlos war, daß man demselben sogar Drohungen entgegensetzte; als man die Absicht, die Vernichtung der neuen Constitution durch eine Verbindung mehrerer Mächte zu bewirken, deutlich merken ließ, da konnte das bloße Verboth der Zusammenrottierungen der Emigrirten nicht mehr Sicherheit gewähren; da verlangte man bestimmt, daß die vereinigten Mächte entweder ihrem gegen Frankreich gerichteten Bunde entsagen, oder über die Beschaffenheit desselben, sich deutlich erklären möchten. Eine

ne Erklärung des Kurfürsten von Trier (1792 Jan.) worin er die Entfernung der Emigrirten versprach, kam nun zu spät. Sie erfolgte vielleicht deswegen, weil die Erbitterung der französischen Machthaber nun so hoch gestiegen war, daß man den geringen Eindruck, den sie machen würde, schon voraussehen konnte. Als daher die Nationalversammlung sich über die kaiserliche Note vom 21. December 1791 berathschlagte, behauptete Brissot mit glühender Beredsamkeit, und mit heftigen Ausfällen gegen den Kaiser, daß ihm, sobald bis zum 10ten Februar seine Aufgebung der Verbindung gegen Frankreich nicht erfolgt wäre, der Krieg angekündigt werden müsse. Sein Vorschlag fand bey den feurigen Jacobinern so großen Beyfall, daß, durch sie geleitet, die Nationalversammlung (am 25sten Januar) den Schluß faßte: der König sollte dem Kaiser zu wissen thun, er könnte in Zukunft blos im Nahmen der Nation, und blos nach dem Umfange der ihm von der Constitution verliehenen Gewalt, mit fremden Mächten unterhandeln; er sollte von dem Kaiser eine bestimmte Erklärung verlangen, ob er das freundschaftliche Einverständniß mit der französischen Nation fortsetzen, und daher der Verbindung gegen dieselbe entsagen wolle? Diese Erklärung müsse vor dem 4ten März erfolgen. Keine oder eine unbestimmte Antwort würde sogleich für eine Kriegserklärung gelten. Ludwig, und seine Minister, die den Ausbruch des Krieges, so sehr es in ihren Kräften stand, zu verhindern suchten, versagten diesem Beschlusse die königliche Genehmigung. Frankreich sollte, wie man wünschte, nicht der herausfordernde Theil seyn. Aber leider geschah von beyden Theilen alles, um den unseligen Krieg unvermeidlich zu machen; leider ließen sich die deutschen Fürsten zu sehr auf die Seite der Emigrirten hinziehen.

Aus der von Kaunitz im December ertheilten Antwort ergab sich schon ganz deutlich, daß Leopold gar nicht die Absicht hatte, der Bewaffnung der Emigrirten an der französischen Gränze Hindernisse entgegen zu setzen; daß er sich vielmehr der Reichsfürsten, die sie begünstigten, kraftvoll annehmen wollte. Allerdings konnte es manchem, der die fran-

französische Nation, der den mächtigen Einfluß ihrer damahligen Häupter, nicht kenntnißvoll, nicht unpartheyisch genug beurtheilte, keine sehr schwere Unternehmung scheinen, die herrschende Parthey glücklich zu bekämpfen, und dem Könige wieder zum Besitze seiner vorigen Macht zu verhelfen. Dieß konnte, wenn man den jetzigen Gang der Revolution blos als ein Werk der jacobinischen Faction betrachtete, für eine nothwendige, allen europäischen Monarchen die nöthige Sicherheit verleihende Unternehmung angesehen werden. Dieß war die Ansicht des östreichischen Leopolds und des preussischen Friedrich Wilhelms, als sie (17. Febr. 1792) zu Berlin eine Verbindung schlossen, die, nebst gegenseitiger Hülfe, vorzüglich die Behauptung der deutschen Reichsverfassung (und also auch den Schutz der deutschen Reichsstände gegen fremde Anfechtungen) zum Zwecke hatte. Dieß war die Ansicht, die bey der von der französischen Regierung verlangten Erklärung der kaunitzischen Note vom 21. Dec. des vorigen Jahres zum Grunde lag. Die Vereinigung der europäischen Mächte, hieß es in derselben, würde

blos in dem Falle, wenn die Freyheit, die Ehre, die Sicherheit des Königs Ludwig sich in Gefahr befände, stattfinden. Eine ähnliche Erklärung erfolgte (28. Febr.) von Seiten Preussens. Indessen wurden die Angelegenheiten der deutschen Fürsten, deren Besitzungen eingezogen worden waren, ernstlich betrieben, und die Nationalversammlung erklärte sich auch geneigt, sie auf eine Art, die mit der Constitution nicht im Widerspruche stände, zu entschädigen.

In dieser Lage befand sich die große Sache des Krieges, als Leopold II unvermuthet (1. März 1792) sein Leben, und seine kurze Kaiserregierung, beschloß. Deutschland, und die östreichische Monarchie, hatten sich von der Regierung des vortrefflichen Beherrschers von Toscana sehr viel versprochen; aber sie dauerte eine zu kurze Zeit, um den schönen Erwartungen entsprechen zu können. Von Natur weit weniger rasch und feurig, als Joseph II, desto reicher aber an kluger Mäßigung, hatte Leopold seines Bruders oft zu wenig überdachte Umänderungen nicht weiter fortgesetzt, hatte

er vielmehr in manchem Punkte eine kluge Nachgiebigkeit bewiesen. Als Staatsmann besaß er eine musterhafte Offenheit, und wenn er sich von dem Benehmen seiner Beamten und Diener geheime Anzeigen machen ließ, so that er es in der edlen Absicht, den ungerechten Handlungen, die sie begehen könnten, zu rechter Zeit vorzubeugen.

Leopold II hinterließ eine zahlreiche Familie. Seinem zweyten Sohne Ferdinand (geb. 1769) wurde das Großherzogthum Toscana zu Theil. Der dritte, Karl (geb. 1771) hat sich in der Geschichte des folgenden Krieges ein ruhmvolles Andenken gestiftet. Der älteste, Franz II (geb. 12. Febr. 1768) übernahm, als Nachfolger seines Vaters, die Regierung der östreichischen Monarchie, und ihm fiel das traurige Loos, den Krieg mit Frankreich nicht vermeiden zu können. Als er den französischen Prinzen den Tod seines Vaters meldete, fügte er die Versicherung hinzu, daß er dessen Grundsätze und Maßregeln unverändert befolgen würde. Indessen hatte Ludwig XVI, an Leopolds Todestage, seinem Minister zu Wien den Auftrag

gegeben, bey dem Fürsten Kaunitz feyerlich darauf anzutragen, daß der Kaiser der schon zu lange dauernden Ungewißheit ein Ende machen, daß er sein mit fremden Mächten gegen Frankreich geschlossenes Bündniß aufheben möchte. Der König würde, sobald der Kaiser seine Kriegsrüstungen in den Niederlanden und im Breisgau einstellte, die französischen Truppen von den Gränzen gleichfalls zurückziehen. Das, was jetzt Kaunitz dem französischen Gesandten antwortete, hatte offenbar die Erhaltung des Friedens nicht zur Absicht. Auf die letzte Erklärung des verstorbenen Kaisers sich beziehend, behauptete er, daß die geringen Vertheidigungsanstalten desselben mit den feindlichen Maßregeln Frankreichs gar nicht in Vergleichung gebracht werden könnten; was aber diejenigen beträfe, die der verstorbene Kaiser, zur Sicherheit und Ruhe seiner eignen Staaten, und zur Dämpfung des Empörungsgeistes, den das Beyspiel Frankreichs, und die sträflichen Unternehmungen der Jacobinerparthey, in den belgischen Provinzen, ferner zu unterhalten suchten, würde er sich von niemand Gesetze vorschreiben lassen. — In Rücksicht

des Einverständnisses mit den angesehensten Mächten von Europa, könne (der östreichische Monarch) den Meynungen und gemeinschaftlichen Beschlüssen derselben nicht vor der Zeit Eintrag thun, überhaupt glaube er nicht, daß diese Mächte es für zuträglich und möglich halten würden, ihr Einverständniß eher aufzuheben, bevor Frankreich die wichtigen und gerechten Beweggründe, die sie zu diesem Einverständnisse aufgefordert hätten, nicht entfernte. Sein Monarch glaube von einer, durch ihren sanften Charakter, und ihre vernünftige Denkart ausgezeichneten Nation, es erwarten zu können, daß sie ungesäumt aufhören werde, ihr Ansehn ihre Unabhängigkeit, und ihre Ruhe, einer blutdürstigen, wüthenden Parthey preiszugeben; wenigstens hoffe der Kaiser, daß der bessere Theil der Nation in dem Einverständnisse der Mächte, dessen Absicht sein Zutrauen so sehr verdiene, der für ganz Europa eine der wichtigsten Angelegenheiten sey, eine trostreiche Aussicht zur Unterstützung finden werde.

Die Sprache dieser Erklärung war deutlich genug; noch deutlicher waren aber die dar-

darauf folgenden Schriften und Unterhandlungen. In einer von Kaunitz und dem französischen Gesandten (am 5. April) gehaltenen Unterredung, bestand jener 1) auf der Entschädigung, oder vielmehr vollkommne Wiedereinsetzung der deutschen Reichsfürsten, deren Gebieth die Nationalversammlung eingezogen hatte; 2) auf der Zurückgabe von Avignon, und 3) auf der Abänderung der neuen Regierungsverfassung zum Vortheile des Königs. Diesen Forderungen war die Drohung, daß man die Befriedigung derselben allenfalls durch gewaltsame Mittel erzwingen würde, ohne alle Zurückhaltung angehängt.

Diese Aeusserungen des Fürsten von Kaunitz waren einem großen Theil der Nationalversammlung eben so willkommen, als den Prinzen, und den übrigen Emigrirten. Diese erwarteten von dem wirklichen Ausbruche des Krieges das Ende ihrer zweydeutigen Lage, und die Wiederherstellung der vorigen Verfassung. Die jacobinischen Mitglieder der Nationalversammlung schmeichelten sich dagegen mit der Hoffnung, wäh-

rend des ausserordentlichen Zustandes des Krieges, alle ehemahlige Ordnung der Dinge völlig vernichtet zu sehen. Ludwigs XVI Ministerium, das damahls gerade verändert worden war, bestand aus lauter im Jacobinerclub sehr angesehenen Girondisten, die den Ausbruch des Krieges wünschten. Diesen wünschte besonders Dumourier, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser in der Revolutionsgeschichte so hervorstechende Mann ist (geb. 1738) der Sohn eines ehemahligen königlichen Commissärs zu Cambray. Nachdem er in der Artillerieschule ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatte, diente er im siebenjährigen Kriege als Flügeladjutant des Marschalls Contades. Nach Endigung desselben, als Capitain auf halben Sold gesetzt, gieng er (1765) um eine vortheilhaftere Anstellung zu finden, nach Spanien und Portugal. Diese Reise setzte ihn in den Stand, dem Publicum eine vorzüglich gut geradene Beschreibung des portugiesischen Staates zu liefern, und dieses Werk zog die Aufmerksamkeit des Ministers Choiseul so sehr auf ihn hin, daß er ihn (1767) zu einer geheimen Gesandtschaft nach Polen bestimmte. Doch Choiseul scheint mit der Art, mit welcher sich Dumourier bey seinem Auftrage benahm, sehr unzufrieden gewesen zu seyn. Dumourier wurde, aus Polen zurückkehrend, auf Ansuchen des französischen Hofes zu Hamburg verhaftet, und in die Bastille gesetzt. Im folgenden Jahre tritt er aber wieder als Generalquartiermeister, bey der Armee des Generals Marboeuf, in Corsica, auf. Wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse im Ingenieurwesen, ernennte ihn der Seeminister zum Platzmajor in Cherbourg. Hier blieb er bis zur ersten Versammlung der Notablen. Er machte hierauf zu Paris einen so großen Aufwand (nie hielt er weniger als zwey, und zuweilen gar drey Maitressen) daß er, in große Schulden gerathen, Paris verlassen mußte. Allein der Minister Lessart, der seine Fähigkeiten und Kenntnisse in Thätigkeit zu setzen wünschte, rief ihn nach der Hauptstadt zurück.

Dumourier richtete es so ein, daß der Friede mit Oestreich unmöglich fortdauern konnte. Er faßte einen umständlichen Bericht über das Verfahren des wiener Hofes, und

und besonders über die kaunitzische Note vom 18. März, ab. Diesen las er dem Staatsrathe vor, und nun wurde von diesem, unter dem Vorsitze des Königs, der Beschluß gefaßt, bey der Nationalversammlung auf die Kriegserklärung anzutragen. In dieser Absicht erschien (20. April) der König von allen seinen Ministern begleitet, in der Nationalversammlung. Auch dieser las Dumourier seinen Bericht vor. Fast alle Stimmen erklärten sich nun für den Krieg, dessen Ankündigung noch in dieser Nacht genehmigt wurde. Der König von Ungern und Böhmen (dieß waren die vornehmsten Beweggründe) begünstige, diejenigen, die sich gegen die neue Constitution empörten, öffentlich; er habe sich mit den übrigen europäischen Mächten gegen Frankreich verbunden; er setze die feindlichen Zurüstungen eifrig fort; er suche die französischen Bürger gegen einander zu bewaffnen. Diesen Beweggründen fügte die Nationalversammlung noch die Erklärung hinzu, daß die französische Nation, den durch ihre Constitution geheiligten Grundsätzen treu, nicht in der Absicht, Eroberungen zu machen, sondern blos zur Behauptung ihrer Freyheit und

und Unabhängigkeit, die Waffen ergreife; es wäre die gerechte Vertheidigung eines Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs. Hierauf antwortete man von Seiten des wiener Hofes: täglich würden alle Souveraine von Europa, durch die frechsten Ausfälle, durch die gehässigsten Verleumdungen, angegriffen; man bestrebe sich, das Gift der Verführung und des Aufruhres in ganz Europa zu verbreiten, und alle Regierungen umzustoßen. Der Hof zu Berlin äusserte, daß er, als Mitglied des deutschen Reiches, seinen Mitständen beystehen, und seinem Bundesgenossen, dem östreichischen Monarchen, die versprochene Hülfe leisten, daß er jenen zum wiederhergestellten Besitze ihrer Rechte verhelfen müsse, und daß es überhaupt nöthig wäre, „dem verderblichen Beyspiele, und den mordbrennerischen Unternehmungen einer unsinnigen Horde,“ ihr Ende zu bestimmen. Solche Aeusserungen trugen freylich dazu bey, die Erbitterung der am meisten geltenden Männer zu vergrößern. Sie waren den Absichten der damahligen Minister des Königs sehr angemessen. Diese bestanden, fast

fast aus lauter Anhängern der herrschenden Parthey, durch deren Wahl sich der König bey dem Volke beliebt zu machen hoffte. Einer derselben Lessart, beförderte die Ernennung von Dumourier, den die Furcht vor seinen Gläubigern nach Niort verbannt hatte. Lessart bezahlte seine Schulden, um ihn nach Paris zurück zubringen, und eben diesem Dumourier mußte Lessart sich aufopfern sehen. Alles, was man in den Verfahren des Königs noch verdienstlich fand, kam nun auf die Rechnung der Minister, deren Leitung der König völlig preisgegeben war. So warf man sich von beyden Seiten dem Ausbruche des unglücklichen Krieges mit Bereitwilligkeit entgegen.

Die französischen Truppen, die man gegen Oestreich an den Gränzen versammelte, sollten drey Heere bilden; die Nordarmee von 35,000 Mann, von Dünkirchen bis Maubeuge; die Centralarmee, 25,000 Mann stark, von Maubeuge bis Bitsch; die Rheinarmee, 24,000 Mann stark, von Bitsch bis Hüningen. Zu Anführern derselben wählte man

man die Generale Rochambeau, la Fayette, und Luckner. Rochambeau hatte, so wie la Fayette, die Freyheit der nordamerikanischen Colonien erkämpfen helfen. La Fayette, der seit der Niederlegung des Oberbefehls über die Nationalgarde, auf einem alten Familiensitze in Auvergne lebte, wo er sich ganz dem Land- und Gartenbau widmete, war (März 1792) wieder zur Armee berufen worden. Luckner war im siebenjährigen Kriege einer der thätigsten und entschlossensten Gegner der französischen Feldherren gewesen. Der König ließ diese Generale im Staatsrathe erscheinen, um sich von dem Zustande der ihnen untergeordneten Armeen Bericht erstatten zu lassen. Rochambeau erklärte, seine Armee wäre gut bewaffnet und montirt, aber ohne Kriegszucht; er würde sich daher auch blos auf Vertheidigung einlassen dürfen. Luckner sagte, im schlechten Französisch, die Kriegszucht bey seinen Soldaten wäre zwar nicht sehr gut; dieß habe jedoch nichts zu bedeuten; denn wenn er sich an die Spitze derselben stelle, so hätten sie vieles Feuer, und sie würden ihm überall folgen; „also offen-

offensiv! offensiv!" La Fayette sagte nur wenig. Ueber den Bericht, den die Generale ablegten, waren die übrigen Minister so unzufrieden, daß sie mit Narbonne, der ihn veranlaßt hatte, nicht mehr im Staatsrathe sitzen wollten. Narbonne besaß zwar, so wenig als die andern Minister, das Zutrauen der Nation; er war aber doch derjenige, der unter ihren Repräsentanten die meisten Anhänger hatte. Dieß zog ihm den Neid und Unwillen seiner Collegen zu. Seine patriotische Thätigkeit gefiel überhaupt dem Hof nicht sehr, weil sie mit seinen Planen nicht überein stimmte. Man beschuldigte ihn, das Auswandern der Seeofficiere befördert zu haben. Narbonne sann schon auf seine Abdankung; als Rochambeau, Luckner und la Fayette ihn schriftlich bathen, seine Stelle nicht niederzulegen. Ihre Schreiben wurden bekannt, und die Minister bestimmten nun den König um so eher, dem ihnen verhaßten Collegen Narbonne (9. März 1792) seinen Abschied zu geben. Luckner äusserte sich darüber sehr freymüthig. Um den Narbonne zu rächen, klagten nun dessen Freunde den Lessart vor der Nationalversammlung an. Er wurde auf Befehl derselben verhaftet. Man machte ihm den Proceß. An seine Stelle trat Dumourier, der ihm seine Emporhebung zu danken hatte. Da Moleville, zugleich mit Narbonne, abgedankt hatte, wurde das Ministerium (zu Anfang des Aprils) ganz verändert; Roland übernahm die Besorgung des Innern, und Claviere die Finanzen.

Dumourier, der sich gleich anfangs als ein unternehmender Mann zeigte, schien der Königin Eigenschaften zu besitzen, von welchen sie sich Vortheil versprach. Sie stimmte sich daher zu immer größerer Freundlichkeit gegen ihn herab. Endlich widmete sie ihm ihr Zutrauen so sehr, daß sie es wagte, ihm ihre Herzensmeynung zu eröffnen. Diese hatte hauptsächlich die Befreyung von dem Joche der jacobinischen Minister zum Gegenstande; von den Ministern, welche die dem Königthume so gefährlichen Plane des Jacobinerclubs begünstigten. Schon hatte (März 1792) die königliche Leibwache den Bürgereid schwören müssen; schon war der König (29. May) durch ein stürmendes Andringen

dringen des Pöbels gegen die Tuilerien zur Abdankung derselben genöthigt worden. Die Garde, sagte man, hätte vom Könige und der Königin, zu einer gewissen Bestimmung, eine weiße Fahne bekommen. Ob man sie nun gleich in dem Gewölbe unter der Ecole Militaire vergeblich suchte, so drang doch die Nationalversammlung auf die Verabschiedung. Der König, der deswegen mit Recht besorgt war, wollte dem Beschlusse der Nationalversammlung seine Sanction entziehen. Aber die Minister weigerten sich das Schreiben, das seine Weigerung ankündigte, zu contrasigniren; sie wollten ihn auch nicht in die Nationalversammlung begleiten. Sie droheten sogar, die ganze Garde würde niedergehauen werden; man würde selbst im königlichen Pallaste sich in Lebensgefahr befinden. Der König bedachte sich nun nicht weiter, die Verabschiedung seiner Leibwache zu sanctioniren. Um eine Kriegsmacht zu haben, deren man sich zur Unterdrückung des Königthums bedienen könnte, beschloß (6. Jun.) die Nationalversammlung, auf Antrieb der Jacobiner, in in der Nähe von Paris 20,000 Freywillige zu

zu versammeln. Diese Zusammenziehung wollte der König auch nicht genehmigen. Jetzt wendete sich die Königin an Dumourier. „Befreyen sie“ sagte sie einst (Jun. 1792) zu ihm, „den König von drey Männern, die ihm gleich unerträglich sind, die ihnen im Wege stehen. Sie können sich dadurch meines Gemahls ganzes Zutrauen erwerben; sie können sich das Ministerium ganz nach ihrem Gefallen aussuchen.“ Hierauf (10. Jun.) zeigte ein königliches Schreiben der Nationalversammlung an, daß die Minister Roland, de la Platrière, Claviere und Servan ihre Entlassung erhalten hätten, und Dumourier, von den auswärtigen Angelegenheiten, zur Aufsicht über das Kriegsdepartement übergegangen sey. Der König hatte sich erst gegen ihn nicht ungeneigt erklärt, zwey Beschlüsse, die für die damahligen Machthaber eine große Wichtigkeit hatten, die Verordnungen wegen der unbeeidigten Geistlichen, und wegen der Zusammenziehung von sogenannten Föderationslagern, die aus Nationalgarden gebildet werden sollten, zu genehmigen. Voll Zuversicht legte ihm Dumourier diese Decrete vor. Wie groß war

war jedoch sein Erstaunen, als er des Königs hartnäckige Verweigerung der Sanction sah, als alle seine Vorstellungen vergeblich waren. Da er nun, als Rathgeber des Königs, das Zutrauen der Nation verlohr; da er aller Aussicht, sich bey seiner Ministerstelle zu behaupten, beraubt wurde, übernahm er, das Kriegsministerium abgebend, den Oberbefehl über die Armee.

Als Kriegsminister entwarf er den Plan, den östreichischen Monarchen auf seiner schwächsten Seite, das heißt, in den Niederlanden, die, seit Josephs II Zerstörung der Barrieren, nur noch durch die Festungswerke von Luxemburg, und durch die Cittadellen von Antwerpen und Namur, geschützt wurden, die den Verlust der republikanischen Verfassung, die ihnen so theuer gewesen war, noch gar nicht verschmerzt hatten, anzugreifen. Auch in Lüttich hoffte man durch die Freyheitsapostel, die man in den Franzosen zu sehen glaubte, von dem Bischofe, der die kostbaren Vorrechte der Nation unterdrückt hatte, befreyt zu werden. Die Zahl der in den Niederlanden versammelten östreichi-

reichischen Truppen war nicht sehr ansehnlich. Um so leichter schien eine Unternehmung gegen die Länder an der Maas und Schelde.

Zur Ausführung dieser Unternehmung waren die Nord- und die Centralarmee unter Rochembeau und la Fayette bestimmt. Während daß Rochambeau von Valenciennes, seinem Hauptquartiere, gegen Mons und Tournay vorrückte, sollte sich la Fayette, von Givet aus, der Stadt Namur nähern. Jetzt zeigte sichs aber, daß der Geist der französischen Armee noch nicht so ganz entschieden für die Revolution gestimmt war; daß ihm vielmehr die zur Aufrechthaltung derselben nöthige Kraft und Entschlossenheit fehlte; daß sich die Häupter der Emigrirten in den schönen Erwartungen, die sie sich von der schwankenden Treue der französischen Truppen machten, nicht ganz irrten. Verschiedene französische Abtheilungen gaben Beweise von Feigherzigkeit, von Pflichtvergessenheit. Der Vortrab der Nordarmee, den Biron anführte, hatte (27. April) kaum den niederländischen Boden betreten, als, bey dem ersten Anblicke der Oestreicher, ein ganzes

zes Cavallerieregiment gleich davon sprengte, als gleich darauf der ganze Vortrab in der ängstlichsten Eile, nach Valenciennes zurükkehrte. Ein ähnliches Schicksal hatte Dillon, als er gegen die bey Tournay mit Entschlossenheit ihn erwartenden Oestreicher anrückte. Es entstand unter seinen Leuten ein plötzliches Geschrey: „Verrätherey! rette sich, wer kann!" und damit eilte alles nach Lille zurück. Hier wurde Dillon, nebst einigen gefangnen Oestreichern, von den erbitterten Soldaten niedergehauen, und der Commandant der Artillerie aufgehängt. Rochambeau schämte sich dieser abscheulichen Kriegszucht so innig; auch ärgerte er sich so sehr über Dumouriers Ministerium, daß er, nebst einigen andern Generalen, abdankte. Noch war in der Hauptsache nichts verlohren, und der den Oestreichern überlegene la Fayette konnte die Unternehmung gegen Namur allerdings fortsetzen. Allein im heimlichen Einverständnisse mit der königlichen Familie, war es ihm mit der Bekriegung der Oestreicher kein rechter Ernst, wollte er vielmehr die Kräfte seiner Armee, und seinen Muth, zum Kampfe gegen die Jacobiner sparen, und

und er nahm daher (1. May) bey Rausennes, in der Nähe von Givet, eine feste Stellung.

Für Rochambeau trat erst Dillon, hernach Luckner, als Oberbefehlshaber der Nordarmee, ein. Die Rheinarmee, die bisher unter ihm stand, hatte weiter nichts gethan, als die Hohlwege bey Bruntrut bewacht. Jetzt (im May) besetzte Luckner manche Stadt in Flandern, die er aber, sobald (im Jun.) die Oestreicher erschienen, wieder räumte. So wenig benutzte man die schwärmerische Bereitwilligkeit der Franzosen, für das Vaterland zu fechten, die, anstatt 50,000 Recruten, die die Regierung verlangte, 100,000 stellten; so wenig benutzten die französischen Heere die Zeit, die ihnen die noch nicht vollendeten Zurüstungen ihrer Feinde gönnten.

Diese Feinde erschienen erst nach vier Monathen an den Gränzen von Frankreich, nachdem Franz II zu Frankfurt am Mayn (5. Jul.) zum römisch-deutschen Kaiser gewählt und (14. Jul.) gekrönt worden war. Während der zu den Krönungsfeyerlichkeiten

 vier

bestimmten vier Tage entwarf man das Manifest, welches das Einrücken der vereinigten Truppen in Frankreich ankündigen sollte. Die erste Idee zu demselben gab Mallet du Pan. Die Ausarbeitung besorgte ein Emigrirter, unter der Leitung des Grafen von Coblenz und von Schulenburg, der Minister von Oestreich und Preussen. Der Herzog von Braunschweig mußte (25. Jul.) als Oberbefehlshaber des vereinigten Heeres, dieses Manifest, als eine Kriegserklärung, unterschreiben. Dieser Fürst hat sich keine Zusätze, und keine Veränderungen, erlaubt, und noch weniger rührt das Ganze von ihm her. Verdient er also in Rücksicht desselben einen Vorwurf, so ist es blos der, daß er sich hat bereden lassen, dieses so schlecht berechnete Manifest, im Nahmen des Kaisers Franz, und des Königs Friedrich Wilhelm, zu unterzeichnen.

Der Kaiser und der König hätten (dieß war der hauptsächlichste Inhalt desselben) bey ihrem Einrücken in Frankreich blos die Wohlfahrt desselben zur Absicht; weit entfernt, sich in die innern Angelegenheiten Frank-

Frankreichs zu mischen, wollten sie nur dem König und seiner Familie ihre Freyheit wieder geben, wollten sie dem König die nöthige Sicherheit verschaffen, um, ohne Gefahr und Hindernisse, die zur Befestigung des Wohls seiner Unterthanen nöthigen Maßregeln ergreifen zu können; die Nationalgarden wurden hierdurch aufgefordert, sich bis zur Ankunft der östreichischen und preussischen Truppen, für die Erhaltung der Ruhe zu verwenden, und dafür verantwortlich zu seyn; diejenigen aber, die sich den vereinigten Truppen bewaffnet entgegenstellen würden, sollten, als Empörer gegen den König, als Friedensstöhrer, gestraft werden; eben diese Behandlung drohete man allen Generalen, Officieren, Soldaten, Municipalitäten, welche die Absicht der vereinigten Höfe nicht befördern würden; wenn aber jemand sich sogar erkühnen würde, auf die Truppen derselben zu schießen, so sollte dessen Haus abgebrennt oder niedergerissen werden; die Stadt Paris sollte sich unvorzüglich dem König unterwerfen, und ihn in Freyheit setzen; alle Glieder der Nationalversammlung, der Departemente, der Distrikte, soll-

sollten dafür verantwortlich seyn; würden die Tuilerien gestürmt, würde dem Könige und seiner Familie die geringste Gewaltthätigkeit oder Beleidigung zugefügt werden, so sollte, zum Denkmahle einer exemplarischen, unvergeßlichen Rache, die Stadt Paris einer gänzlichen Zerstörung preisgegeben werden. Dieser Erklärung folgte zwey Tage später (27. Jul.) eine zweyte nach, die in dem Falle, daß der König, die Königin, oder sonst eine Person von der königlichen Familie, aus Paris fortgeführt werden würde, allen Städten, und andern Oertern, die sich ihrer Durchführung nicht widersetzten, das Schicksal von Paris ankündigte. Der Ton dieser Erklärung erbitterte den Nationalstolz der Franzosen zu sehr, als daß sie nicht ganz das Gegentheil von dem, was die vereinigten Höfe durch dieselbe zu bewirken suchten, hätte hervorbringen sollen. Sie war die Hauptursache von dem Unglücke der königlichen Familie. Sie gab den Jacobinern, und den Girondisten, eine erwünschte Gelegenheit, dem Hasse des Volkes gegen das Königshaus eine stärkere Spannung zu geben. „Man hätte", sagten sie, „jetzt blos die

Wahl zwischen der alten Sclaverey und dem Ruin der Stadt Paris.

Während daß die Gemüther der Franzosen sich für den Empfang der vereinigten Truppen so ungünstig stimmten, rückte das Heer derselben den französischen Gränzen näher. Aber eben diese Truppen, die dem Könige zum Besitze seiner ehemahligen Rechte verhelfen sollten, gaben durch ihr Anrücken die Veranlassung, daß das Königthum in Frankreich um so eher abgeschafft wurde. Die listigen Jacobiner, die (18. Jun.) in ihrem Club die Aufhebung der monarchischen Regierung beschlossen hatten, bestimmten den pariser Pöbel zu einem Aufstande, der der königlichen Gewalt beynahe den letzten Stoß gab. Das Volk drang (am 20ten), unter der Anführung des Bierbrauers Santerre, der jetzt für den abgegangnen la Fayette den Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde vorstellte, 4 bis 5000 Mann stark, mit allerley Mordgewehren, in den königlichen Pallast, bis in das Zimmer des nur von 4 Schweizergardisten umgebenen Königs, um die Sanction des Decrets vom

9.

9. Nov. 1791, welches jeden Emigranten zum Tode verurtheilte, und die Wiedereinsetzung der jacobinischen Minister, zu ertrozzen. Es wurden alle möglichen Schimpfreden gegen ihn ausgestoßen. Der König, der, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, die ihm ein Betrunkener aufgedrungen hatte, sich an ein Fenster angelehnt hatte, versuchte vergeblich alle möglichen Mittel, sich Gehör zu verschaffen. Endlich schrie Santerre zu den lermenden Haufen: „zum Henker! wenn wir alle reden wollen, so kann man nichts verstehen, und es kann nichts kluges herauskommen; hört ihr denn nicht, daß der König reden will?" Der König benutzte den dadurch bewirkten Augenblick des Stillschweigens, mit ziemlich fester Stimme zu sagen: ich habe geschworen, die Constitution aufrecht zu erhalten; jetzt schwöre ich ihr unerschütterliche Anhänglichkeit!" — Nun erhoben sich aber von allen Seiten Stimmen: „oh, davon ist jetzt nicht mehr die Rede; sie haben uns das schon oft versprochen, und nicht Wort gehalten; wir wollen nicht, daß sie falsche Eide schwören sollen; entsagen sie dem Veto, und geben sie uns die patriotischen

schen Minister wieder!" An diese Worte schloß sich wieder ein ganzer Schwall von Schimpfreden. Endlich erschien der Maire Petion, von zwey Grenadieren emporgehoben. Er bewirkte, daß Stille, daß Ehrerbiethung gegen den König zurückkehrte; aber der Pöbel entfernte sich nicht so bald. Der König war über diesen Auftritt so ausser alle Fassung gekommen, daß er die rothe Mütze, auch noch nach der Entfernung des Pöbels, auf dem Kopfe hatte. Er beklagte sich über die seiner Würde unangemessene Behandlung bey der Nationalversammlung; allein Petion berichtete derselben, daß sich die Nation auf eine würdige Art benommen habe, und daß keine Ausschweifungen vorgefallen wären.

Völlige Muthlosigkeit hatte sich des Königs damahls schon bemächtigt. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben, einer gewaltsamen Unterdrückung sich widersetzen zu können. Hierzu kam sein entschiedener Widerwille gegen alle gewaltsamen Maßregeln, zu deren Gebrauche es ihm aber auch an Mitteln fehlte. Seine Garde war (30. May) verabschiedet; die Schweizer sollten mit den Linien-

mientruppen vereinigt werden; der Adel war ausgewandert. Die traurigen Folgen seiner Flucht, und die seit der Zeit erlittenen Demüthigungen und Kränkungen, verleideten ihm jeden Gedanken an eine Unternehmung, sich zu retten, wenn sie nicht mit der größten Sicherheit für seine Familie verknüpft seyn könnte. Vergeblich entwarfen daher seine häuslichen Rathgeber einen Plan nach dem andern, ihn aus seinen bedrängten Zustande herauszureissen. Auch la Fayette schien aufrichtig entschlossen, des Königs Rettung auf alle mögliche Art zu versuchen; aber der König und seine Gemahlin konnten sich nicht entschließen, einem Manne, den sie so lange als ihren Feind betrachtet hatten, ihr Vertrauen zu schenken, und la Fayette gieng, nachdem er (28. Jun.) sich vergeblich bemüht hatte, die Nationalversammlung zu kraftvollen Maßregeln gegen die Jacobiner zu bewegen, wieder zur Armee. Mit ihm verlohr die königliche Familie wieder einen gutmeynenden Anhänger mehr. Sein zweyter Nachfolger Santerre hatte den Plan gemacht, die Königin zu ermorden; er wurde aber noch zu rechter Zeit entdeckt. Seitdem beschäfftigte

tigte

tigte sich aber der König beständig mit dem Gedanken an eine Ermordung, und er erwartete den Tod mit Gleichmüthigkeit. Karls I Geschichte hatte jetzt einen besondern Reitz für ihn. Der gute König wünschte, um die Ehre der Nation gerettet zu sehen, von der Hand eines Meuchelmörders zu sterben, und er vermied daher sorgfältig alles, was einem rechtsbeständen Processe gegen ihn zum Vorwande hätte dienen können.

Weil der König der Zusammenziehung eines Heeres von Freywilligen seine Genehmigung versagte, suchten sich seine jacobinischen Feinde auf eine andre Art eine bereitwillige Kriegsmacht zu verschaffen. Sie versammelten alle entlaufene oder fortgeschickte Soldaten, die, unter dem Nahmen der föderirten, bey Paris ein Lager bildeten. Sie zogen die berüchtigte marseiller Bande herbey. Diese Leute, deren Anzahl zu Anfang des März sich schon auf 750 Mann belief, bekamen zuerst täglich 6 Livres, hernach aber nur 40 Sous. Ihr Befehlshaber war ein Ludwigsritter, dem sie bey ihrer Annahme einen blinden Gehorsam zuschwören mußten.

Er

Er selbst erhielt seine Befehle von dem geheimen Ausschusse der Jacobiner. Diese brauchten alle Verführungskünste, die Linientruppen für ihre Sache zu gewinnen. Die Garnison zu Nancy hatte sich aufrührerisch bewiesen, und das Schweizerregiment zu Chateaux-Vieux hatte sich an die Aufrührer angeschlossen. Die Nationalversammlung verurtheilte die Anstifter zu dem Galeerendienste in Hafen von Brest. Allein die Jacobiner ertrotzten einen Beschluß, durch welchen die Verhafteten ihre Freyheit wieder erhielten; und nun wurde ihnen auf dem Marsfelde ein Triumphschmauß gegeben.

Im Vertrauen auf die Föderirten, die sich täglich vermehrten, arbeiteten die Jacobiner mit entschlossener Emsigkeit an der Ausführung ihres, die Abschaffung des Königsthums, bewirkenden Planes. Diejenigen, die diese Ausführung hauptsächlich leiteten, waren Petion, Manuel und Brissot. Die beyden erstern wurden zwar von der Section, oder dem Gemeinderathe von Paris, mit Genehmigung des Königs abgesetzt; allein Brissot erkühnte sich (9. Jul.) den König und

und seine Minister (jener war sechs Tage vorher schon von Vergniaud förmlich angeklagt worden) vor der Nationalversammlung der Treulosigkeit gegen die Constitution zu beschuldigen. Die Minister mußten am folgenden Tage (10. Jul.) ihren Abschied nehmen, und Petion und Manuel wurden dagegen (13. Jul.) wieder in ihre Stellen eingesetzt.

Zur Beförderung des jacobinischen Planes, nicht nur den königlichen Thron, sondern auch die neue Constitution umzustürzen, und, unter dem Scheine der Freyheit und Gleichheit (zwey dem gemeinen Volke so schmeichelnde Nahmen!) eine republikanische Verfassung, oder vielmehr die Herrschaft einiger weniger, zu befestigen, diente auch das Bundesfest der Föderirten am 14. Jul. Diese hielten am Tage vorher, ihren Einzug in Paris. Ihr Anblick verursachte unter den gutdenkenden Einwohnern der Hauptstadt eine so schreckenvolle Besorgniß, daß ihr Muth, etwas für die Rettung des Königs zu thun, ganz niedergeschlagen wurde. Der arme Ludwig war jetzt, gleichsam von allen redlichen Män-

Männern getrennt, auf allen Seiten von kraftlosen Schwachköpfen, oder von listigen Bösewichtern, umgeben. Wie sollte er da gerettet werden? Schon am 17ten wurde er wieder in der Nationalversammlung treuloser Absichten gegen die Constitution, und des Einverständnisses mit Frankreichs Feinden, beschuldigt. Eben damahls (19. Jul.) verabredten Franz II und Friedrich Wilhelm II, zu Maynz, den Operationsplan gegen Frankreich. Elf Tage hernach hielten die marseiller Banditen ihren Einzug in Paris. Vergebens drang der König (31. Jul.) auf ihre Entfernung; vergebens ließ er die Gärten der Tuilerien schließen. Die Nationalversammlung befahl, sie wieder zu öffnen; sie ließ einen derselben für sich in Besitz nehmen. Noch wagt der König (3. Aug.) einen muthvollen Versuch, die Nationalversammlung zur gemeinschaftlichen Aufrechthaltung der Constitution aufzufordern; aber in eben der Versammlung trug Petion, im Nahmen der Stadt Paris, auf die Absetzung des Königs an, und als sein Antrag von der Mehrheit der Stimmen verworfen wurde, wollte ihn die geheime Commision der Jacobiner,

durch einen Volksaufstand durchsetzen. Die Anstalten zu demselben wurden ganz öffentlich gemacht, und dennoch von der Municipalität nicht gehindert. Petion ließ sich von einen Pöbelhaufen verhaften, damit er einen Vorwand hätte, nichts zu thun. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er von den Anhängern des Königs ermordet worden sey, und die Wuth des Volkes wurde dadurch noch mehr gereitzt.

Am Morgen des zehnten Augusts rief, der getroffenen Verabredung gemäß, die Sturmglocke die Einwohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau ins Gewehr, um, an die Mörderrolle der Föderirten sich anschließend, den Pallast der Tuilerien zu bestürmen. Der Hof war auf diesen Angriff vorbereitet. Der König musterte seine Schweitzergarde, und fragte sie, ob sie zu seiner standhaften Vertheidigung bereit wäre. Die Bataillone von der Nationalgarde, die die Tuilerien bewachten, waren sehr gut für den König gesinnt. Ihre Officiere waren ihm völlig ergeben. Was hätten diese, in Verbindung mit der Schweitzergarde, mit den Edel-

Edelleuten und den Royalisten, welche haufenweise herbeyeilten, zur Rettung der königlichen Familie nicht thun können! Wie entscheidend wäre vielleicht die Hülfe von 3000 Schweitzern, die herbeyrücken sollten, gewesen! Aber es fehlte auch jetzt dem guten Ludwig an kraftvoller Entschlossenheit. Er that, von seinen Hofleuten verleitet, manches, wodurch er sich das Zutrauen des Volkes entzog. Als er, umringt von einigen Grenadieren der Nationalgarde, und von seinem adlichen Gefolge, im Garten der Tuilerien, durch die Glieder der Schweitzer und der bewaffneten Bürger gieng, wurde der Ausruf: „es lebe der König!" den einige Schmeichler ausbrachten, nur einzeln wiederholt. Dieser Ausruf erregte den Unwillen der Nationalgarden, die dafür immer die Nation hochleben ließen. Das adliche Gefolge des Königs, welches das „vive le roi!" immer fortsetzte, ärgerte die Nationalgarden so gewaltig, daß sie, zu dem Könige sich hindrängend, ihn fragten: ob er denn glaubte, daß ihn die Hofschranzen besser, als sie, vertheidigen würden? Allmählig zog der größte Theil der im Garten auf-

gestell-

gestellten Nationalgarden ab, und viele Kanoniere verließen ihre Kanonen. Sie verstärkten die Gegenparthey des Hofes.

Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde war erst, seit la Fayette's Entfernung, Mandat, ein rechtschaffner, von den ihm untergebenen Leuten sehr geachteter Mann. Dieser hatte in der Nacht vom 9-10. Aug. die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, den Ausbruch des bevorstehenden Aufstandes zu verhindern, als er, um 4 Uhr des Morgens, plötzlich vor das indessen neugeschaffne Collegium der Vorsteher der Gemeinde von Paris vorgerufen, und mit den bittersten Vorwürfen der Verrätherey, mit der Beschuldigung, daß er den Mord des Volkes zur Absicht hätte, empfangen wurde. Man befahl ihm, ohne seine Vertheidigung zu hören, sich zu entfernen. Er gehorchte, aber auf der Treppe schoß ihm ein gedungner Bösewicht eine Kugel durch den Kopf, brachten ihm andre verschiedene Stiche bey. An seine Stelle trat der Bierbrauer Santerre, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Mandat, der, als er die Tuilerien verließ, gleich

wie-

wieder zurückzukommen hoffte, hatte keinem von seinen Staabsofficieren den einstweiligen Oberbefehl aufgetragen. Um so leichter war es den Feinden des Hofes, Verwirrung und Uneinigkeit unter die Nationalgarden zu bringen.

Die königlichen Minister ersuchten, als der Zug der Vorstädter und Marseiller (10. Aug.) näher rückte, die Nationalrepräsentanten, die sich indessen versammelt hatten, den König mit einer Deputation von ihren Mitgliedern zu umringen; die Versammlung genehmigte aber dagegen den Vorschlag, daß der König, nebst seiner Familie, sich in ihre Mitte begeben sollte. Petion, den der Hof gleichsam als Geisel im Schlosse behalten wollte, wurde von der Nationalversammlung abgerufen. Hierauf forderte Röderer, damahliger Procurator-Syndicus des Departements von Paris, den König auf, dem Verlangen der Nationalrepräsentanten Genüge zu leisten. Ludwig wankte, aber seine Gemahlin bestimmte ihn, zu bleiben. Röderer schilderte ihnen hierauf die mit ihrem längern Hierbleiben verbundene Gefahr. Die Königin meynte, es fehle nicht an Leuten, die das Schloß vertheidigen würden. Als man sie auf die Pflicht, das Leben des Königs und seiner Familie keiner Gefahr auszusetzen, hinwies, rief sie: „wie, der König soll sich in die Nationalversammlung gerade zu der Zeit, wo man sich über seine Absetzung berathschlagt, begeben?" Röderer erklärte endlich dem König so dringend, man müsse alles befürchten, daß dieser seine Familie aufforderte, ihm in die Nationalversammlung zu folgen. Der König wurde von Nationalgarden und Schweitzern begleitet. Der Officier der Nationalgarde, der über die Bedeckung den Befehl führte, gieng voraus, um dem Volke, das auf der Terrasse stand, zu sagen, daß der König und seine Familie einem Beschlusse der Nationalversammlung zu folgen, im Begriffe wären, und daß kein Soldat den von ihm besetzten Boden betreten sollte. So näherte sich der König, nebst seiner Familie, nur von wenigen begleitet, der Versammlung. Aber man gab ihm auf diesem Wege mehrere Beweise von der höchst ungünstigen Meynung, die das Volk von seiner Gemahlin hegte. Der

König setzte sich in der Versammlung anfangs neben dem Präsidenten hin; man wies ihm aber bald die für die Zeitungsschreiber bestimmte Loge an. Gleich nach der Entfernung des Königs schlichen sich seine adlichen Hofleute, in ihre Ueberröcke eingehüllt, gleichfalls fort.

Nach der Entfernung des Königs erhob sich ein schrecklicher Sturm gegen die Tuilerien. Die zur Vertheidigung derselben aufgestellten 1600 Schweitzer, die nicht eher schossen, als bis es ihnen die Gegenwehre zur Pflicht machte, hielten sich so brav, daß sie auf 200 tödteten, und 300 verwundeten. Aber bald sahen sie sich von den Nationalgarden, deren Weiber und Kinder sich unter dem andringenden Haufen befanden, verlassen. Ihre Kräfte wurden endlich erschöpft; ihre Munition war verschossen. Sie warfen, um Gnade flehend, ihre Waffen weg. Aber nun wurden vom wüthenden Pöbel gegen 900 derselben auf eine schreckliche Weise niedergemetzelt. Die Leichen der Officiere mißhandelte man auf die schändlichste Weise. Alles, was im Schlosse war, wurde niedergestoßen, das Schloß rein ausgeplündert, und zum Theil angezündet. Den ganzen schrecklichen Auftritt rechtfertigte man nun durch den Vorwand, daß die Royalisten mit einer Gegenrevolution umgegangen wären, daß die Schweitzer zu erst geschossen hätten.

Während des mörderischen Lermes that Petion der Nationalversammlung den Vorschlag, die Nation, bey der gegenwärtigen Gefahr, aufzufordern, so schnell als es möglich wäre, zur Wahl einer neuen Repräsentanten Versammlung zu schreiten, und den König, bis zur Ankunft derselben, seines Amtes zu entsetzen. Dieser Vorschlag erhielt sogleich die Genehmigung, und Ludwig wurde seitdem in der Gitterloge, in der er alles dieß mit einer unbegreiflich scheinenden Gleichmüthigkeit angehört hatte, genau bewacht. Zwey Tage hernach (12. Aug.) brachte man ihn, auf Manuels Vorschlag, mit seiner Familie, nach dem sogenannten Tempel, einem hohen, mit Mauern umgebenen Gebäude der ehemahligen Tempelherrn, wo man ihn, von allen seinen treuen Dienern entfernt, einsperrte. Als er dahin fuhr, saßen Petion, und noch ein andrer Muni-

Municipalbeamter, in seinem Wagen, und das an den Seiten der Straßen stehende Volk schimpfte und drohete.

Am Tage nach dem Sturme der Tuilerien (11. Aug.) wurden noch viele Königsfreunde auf dem Greveplatze ermordet, und mehrere Tausend verhaftet. Um der gewaltsamen Vertilgung der Royalisten eine rechtliche Form zu geben, wurde (17. Aug.) von dem Gemeinderathe von Paris, gegen welchen die Jacobiner den alten vertauscht hatten, ein neues Blutgericht angeordnet. Präsident desselben war Robespierre, seitdem der tyranische Alleinherrscher der Franzosen.

Guillot Maximilian Robespierre, zu Arras der Sohn eines verarmten Advocaten, und zuerst Chorsänger, wurde, wegen seiner Fähigkeiten, dem dasigen Bischof von seinen Lehrern so gut empfohlen, daß er ihn, in seinem Pallaste, unter seiner Aufsicht erziehen ließ. Der muntre Knabe genoß hier, unter dem verderbten Hofgesinde des Bischofs, alle Freyheit verzogener Kinder. Seine unzähligen Schurkenstreiche galten

ten lange Zeit für Kindereyen, bis endlich der Bischof von seiner Bosheit so sehr überzeugt wurde, daß er ihn von sich entfernte. Er verschaffte ihm eine Freystelle im St. Louis Collegium zu Paris. Hier brachte Robespierre 9 Jahre zu, und so sehr als man seine Talente bewunderte, so sehr verabscheute man seinen finstern, trotzigen, rachsüchtigen Charakter. Er widmete sich hierauf der Rechtswissenschaft. Aber schon als Mitglied der ersten Nationalversammlung zeichnete er sich als einer der grimmigsten Königsfeinde aus. Seit der Absetzung des Königs war er in den Augen des gemeinen, von den Jacobinern verblendeten Volkes, der Retter der Nation, ihr Abgott; er, der für niemand, selbst für seine Geschwister, keine freundschaftlichen Gefühle hegte. Seine Parthey im Convente erhob sich allmählig zu einem fürchterlich gebiethenden Colosse, und bey den Jacobinern galt nur sein Wille. Und dieser furchtbare Mann war klein und häßlich; er hatte eine schwarzgelbe, gallsüchtige Gesichtsfarbe; seine tiefliegenden, trüben Augen blinzelten beständig; eine Folge convulsivischer Bewegung, die ihm krampfstillende Mittel unent-

unentbehrlich machten. Eben deswegen drehte sich auch sein Hals oft von einer Seite zur andern, waren seine Hände und Schultern in steter Bewegung. Dabey konnte er niemanden gerade ins Gesicht sehen. Durch eine zierliche Kleidung, durch eine sorgfältige Frisur, suchte er die Fehler seines Körpers etwas zu verbergen. Seiner an sich rauhen und schreyenden Stimme wußte er durch seinen Provincial-Accent eine größere Annehmlichkeit zu geben. Seine Declamation blieb sich nicht gleich. Arm an Ideen, aber desto reicher an Spitzfindigkeiten, entwickelte er in seinen Reden ein Gewebe von Gemeinsätzen über Tugend, Verbrechen, Verschwörung. Noch mehr nach literarischem, als nach politischem Ruhme begierig, unternehmend und doch zugleich furchtsam, ließ er sich nicht ungern einen Tyrannen schelten. Schwach und doch rachgierig, mäßig und doch sinnlich, keusch aus Temperament, und dennoch aus Eitelkeit die Gunst der Schönen erobernd, gab er sich oft dem stärksten Argwohn und Mistrauen preis.

An Robespierre schloß sich ein Danton, ein Marat, an. Georg Jacob Danton zu Arcis

Arcis sur Aube, im ehemahligen Champagne (1759) gebohren, von seiner Jugend an in Paris, und Advocat, nahm vielleicht mehr, als jeder andre, an den schrecklichen Auftritten des zehnten Augusts Theil. Er war an diesem Tage Justizminister. In der Folge (20. Sept.) vertauschte er dieses Amt gegen die Stelle eines Volksrepräsentanten, und die Abschaffung des Königthums war der Hauptgegenstand seines Bestrebens. Ihm brachte er eine große Menge Royalisten zum Opfer. Auch dieser schreckliche Mann vereinigte in seinem Charakter mehrere einander widersprechende Eigenschaften; Unvernunft und Kraftlosigkeit mit Klugheit und Kühnheit, Grausamkeit, Rachsucht, Wuth, mit Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth. Bey dem besten Willen erlaubte er sich die verabscheuungswürdigsten Maßregeln. Arm an Kenntnissen, aber reich an Fähigkeiten, an Scharfsinn, an Phantasie, an Erfahrung, hielt er kurze, aber gediegene, eindringende Reden, deren Eindruck durch seine Stentorsstimme, durch seine furchtbare Miene, durch seine lebhafte Geberdensprache, mächtig verstärkt wurde. Und dieser hinreissende Redner war des

des Niederschreibens seiner Gedanken unfähig. Von seinem gedrungnen, nervigen Körper, von seinem feurigen Temperamente, wurde er zur Schwelgerey, zur Wollust aufgefordert. Als Privatmann zeigte er sich offenherzig, dienstwillig, freygebig, ohne Haß, ohne Rachsucht, zeigte er sich populär aus Gewohnheit. Vorzüglich geizte er, so wenig er es auch verdiente, nach dem günstigen Urtheile des gebildeten Publicums.

Verabscheuungswürdiger und boshafter, als Robespierre und Danton, war Marat, aus dem Bezirke von Neufchatel (geb. 1744), vor der Revolution ein unwissender, markschreyerischer Arzt, hernach ein sinnloser Politiker, ein kenntnißarmer Schriftsteller, der das Journal, das er herausgab, nur durch die schändlichsten, mit entsetzlicher Frechheit vorgetragenen Ideen und Grundsätze zu heben suchte; der, während er die Wiederherstellung der Monarchie in Vorschlag brachte, die Fackel des Bürgerkrieges immer stärker entzündete; der ausschweifendste Mensch, der entschiedendste Bösewicht, mit einer abschreckend häßlichen, verzerrten Gesichtsbildung. Durch sein unsinniges

ges Geschrey in den Versammlungen der Sectionen bekannt, schien er der orleanischen Parthey gerade der Mann, wie sie ihn brauchte, wurde er von Danton erkauft, geleitet.

An diese Häupter der jacobinischen Parthey reiheten sich noch einige andre an, die es sich besonders angelegen seyn ließen, die jacobinische Schwärmerey durch ihre Reden und Journale zu verbreiten. Solche Männer waren Brissot, Carra, Gorsas. Brissot, ehedem mit dem Beynahmen de Warville, aus der Nachbarschaft von Chartres (geb. 1754) zeigte frühzeitig eine so ausgezeichnete Anlage zur Taschendieberey, daß man diese Kunst mit seinen Nahmen (brissoter) belegte, daß man die Gewandtheit in der Täuschung brissotage nennte. Seine Gewandtheit und Erfahrung in diesem Fache brachte ihn in den Dienst des berühmten Policeyministers le Noir, verschaffte ihm die Stelle eines französischen Staatsspions in Amerika. Diese both ihm die Materialien zu seiner Geschichte von Nordamerica dar. Um in Amerika desto glücklicher zu täuschen, nahm er die Maske eines Quäkers

kers vor. Seitdem war in seiner Kleidung und in seinen Sitten die Einfachheit herrschend. La Fayette, der ihn in Amerika kennen lernte, ließ ihm seine Unterstützung angedeihen. Sein „französischer Patriot" trug zur Verbreitung des jacobinischen Unwesens sehr viel bey.

Carra, von seinem Onkel, einem Jesuiten, erzogen, aber wegen seiner Diebereyen frühzeitig verdächtig, machte zu Wien und Berlin theils den Sprachmeister, theils den Staatsspion. Er war auch einige Zeit lang Secretär des Hospodars der Moldau. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, eine Geschichte der Moldau und Walachey zu schreiben. Hierauf wurde er bey der Nationalbibliothek angestellt, und er gab sich, als einer der wüthendsten Jacobiner, alle Mühe, dem Haß gegen die Königin, und das Haus Oestreich, die höchste Spannung zu geben.

Gorsas, der Sohn eines Schullehrers zu Versailles, sollte, als Mörder seines Vaters, mit dem Rade bestraft werden, als diese Strafe, durch die Fürsprache des Herzogs

zogs von Polignac, an welchen sich einer von seinen Verwandten gewendet hatte, in lebenslänglichen Galeerendienst verwandelt wurde. Die durch Toulouse gehende Gesandtschaft des Tippo Saib verhalf ihm zu seiner Freyheit; aber unter der Bedingung, sich von Versailles 40 Meilen entfernt zu halten. Die Revolution bewirkte seine Rückkehr nach Paris. Hier sammelte er, zum Dienst für Orleans, manchen von seinen ehemahligen Galeerenfreunden. Lange hatte seine Zeitung „der Courier der 83 Departemente" die jacobinischen Grundsätze zu verbreiten gesucht, als er erst von den Jacobinern in ihren Club aufgenommen wurde, und nun brauchten diese sein Journal, das Volk zum Aufruhr und zum Mord zu reizen, und alle Anklagen gegen den König, die Minister, und die Generale, in demselben niederzulegen.

Neben diesen Hauptbeförderern des jacobinischen Greulsystems spielten auch Chabot und Merlin von Thionville bedeutende Rollen. Chabot, der Sohn eines Beckers, in einem Jesuitercollegium erzogen, spielte mit man-

manchem Weibe und Mädchen einen Roman, bis er, um für seine Sünden zu büßen., in den Capuzinerorden trat. Aus einem Mönch ward er, nach der Revolution, erst Capitain einer Compagnie der Nationalgarde, hernach Caplan des Bischofs Gregoire, und endlich Mitglied der zweyten Nationalversammlung. Unter den Jacobinern zeichnete er sich, durch seinen Eifer für die Abschaffung der monarchischen Regierung, besonders aus. Er gieng aus einer Section in die andre, um das Volk zum Aufruhr zu reitzen; er ließ in der Nacht vom 9ten bis 10ten August die Sturmglocke anziehen; er that in der Nationalversammlung den ersten Vorschlag zur Absetzung des Königs. Merlin, einige Zeit Abbé, hernach Unterlehrer in einer Vorstadtsschule, that sich als Mitglied des Jacobinerclubs bald so sehr hervor, daß ihn derselbe seinen Auserwählten zugesellte, und sein jacobinischer Eifer gieng so weit, daß er sogar seinen Vater, als einen Feind der Republik, angab.

Schade, daß ein Mann, wie Condorcet, sich der Theilnahme an den Planen solcher Leute nicht entzog. Von einem alten Geschlechte zu St. Quintin (geb. 1741) und vor der Revolution Marquis, zeichnete er sich, als philosophischer und mathematischer Schriftsteller, so vortheilhaft aus, daß er (1769) Mitglied der pariser Akademie, und (1773) Secretär derselben wurde. Man schlug ihm, wie man sagt, die Stelle eines Hofmeisters des Dauphins ab. Dieß machte ihn aus einen Aristokraten zum Republicaner. Dennoch trauten ihm die Jacobiner so wenig, daß sie ihn nur aus dem Grunde, weil einige von ihnen seine Gattin sehr liebenswürdig fanden, in ihre Mitte aufnahmen. Er gehörte zur Parthey der Girondisten. Seine republikanischen Gesinnungen äusserte er vornehmlich in seiner Chronik von Paris.

Durch Häupter der jacobinischen Parthey, durch Robespierre, Danton, Marat und ihre Gehülfen, unter welchen sich vornehmlich Collot d'Herbois, ehedem ein Schauspieler, auszeichnete, wurden alle diejenigen, die die königliche Regierung gerettet zu sehen wünschten, auf eine höchst unbarmherzige Art aus der Welt geschafft, wurde

de der König und seine Fammilie ihrer wüthenden Königsfeindschaft geopfert, wurde der schrecklichste Despotismus über die französische Nation verhängt. Der Einführung desselben den Weg zu bahnen, rechtfertigte sich (19. Aug.) die Nationalversammlung wegen desjenigen, was am zehnten August vorgefallen war. An eben dem Tage (26. Aug.) an welchem sie alle Geistlichen, die den Bürgereid verweigerten, als treue Anhänger des Königthums, aus dem Reiche verbannte, scheute sich Verniaud nicht, ein Corps von Tyrannen-Mördern in Vorschlag zu bringen. Dieser wurde zwar nicht angenommen, aber dagegen erlaubte sich zwey Tage hernach (28. Aug.) die Nationalversammlung die grausame Maßregel, zur Auffindung der Königsfreunde, in Paris eine allgemeine Haussuchung zu veranstalten. Man verfuhr bey derselben mit der größten Sorgfalt. Am Ende einer jeden Straße bildeten Nationalgarden eine Kette. Auf der Seine fuhren Schiffe mit Bewaffneten umher. Auf allen zum Fluß führenden Treppen, auf allen Kayen, standen Schildwachen. Die Barrieren wurden genau bewacht. So war es, nach

nach 10 Uhr des Abends, nicht mehr möglich, ausserhalb seiner Wohnung zu seyn; so konnten die, die man suchte, nicht entwischen. Drey Tausend Personen wurden sogleich in die Gefängnisse geschleppt, und die Zahl dieser Unglücklichen vermehrte sich täglich.

Bald kamen jedoch die Tage, (2—7. Sept.) wo diese Unglücklichen, mit der entsetzlichsten Justizform, gemordet wurden. Die Volksrepräsentanten, welche die Aufsicht darüber führten, saßen, vor den Thoren der Gefängnisse, an großen Tischen, auf welchen Papiere, Tabackspfeifen, Säbel, Boutellien und Gläser unter und über einander lagen. Die Verhafteten führten schrecklich aussehende Menschen herbey, die mit Säbeln, Piken, Keulen bewaffnet waren, deren Hände und Arme noch die blutigen Spuren ihrer Henkerbeschäfftigung zeigten. Anstatt die Vertheidigung derer, die man zum Scheine verhörte, mit gesetzlicher Ruhe zu untersuchen, erlaubte man sich über dieselbe noch einen unmenschlichen Spott. Bald lernten diejenigen, denen ihr trauriges Loos noch bevor-

bevorstand, die Sprache ihrer Henker verstehen. „In die Abtey, nach la Force!“ kündigte das Todesurtheil, und „es lebe die Nation!“ die Vollziehung desselben, an. Die in dem Gefängnisse noch zurückbleibenden hörten, ihre Todesstunde erwartend, das Röcheln ihrer sterbenden Mitbrüder, die klirrenden Dolche, und die dumpfen Keulenschläge, vermischt mit dem Brüllen der Ungeheuerrotte, die, im Blute wadend, neue Opfer forderte.

Das unmenschliche Morden verbreitete sich auch über die Schweitzer, die, seit dem 10. August, in der Abtey saßen, über 5 bis 600 Geistliche, die in dem Gefängnisse des Carmeliterklosters eingesperrt waren. Die Zahl aller auf diese Art Hingerichteten belief sich auf 7000. Haupturheber dieser Mordscenen war, ausser Danton, der Maire Petion. Dieser, in seinen jüngern Jahren ein, das Recht mißbrauchender Advocat, hatte durch seine Ränke es durchgesetzt, daß er, anstatt des wackern la Fayette, zum Maire von Paris gewählt worden war. Dieser erschien, zwey Tage vor diesen Mordscenen, an der Spitze

Spitze der pariser Municipalität, vor der Nationalversammlung, und einer von seinen Begleitern äusserte laut: „wir haben die Geistlichen verhaften, und in mehrere Häuser vertheilen lassen; in wenig Tagen wird der Boden der Freyheit von ihnen gereinigt seyn.“ Orleans hatte unter den Opfern dieser grausamen Justiz einen Gegenstand von besondrer Wichtigkeit; die in la Force verhaftete Prinzessin von Lamballe, die Oberhofmeisterin der Königin, deren Vermögen er erbte. Aber im höchsten Grade verabscheuungswürdig war die Behandlung ihres Körpers. Ihr Kopf wurde in den Tempel gebracht, und Ludwig mußte, ihn zu sehen, an das Fenster treten. Man trug ihn hierauf zu Orleans, der ihn mit stiller Kälte betrachtete.

Die Mitglieder des Gemeindeausschusses, welche die Aufsicht über diese Hinrichtungen führten, ein Billaut-Varennes, ein Manuel u. s. w. mischten unter den vielen Branntewein, den sie unter ihre Henkergesellen austheilten, Schießpulver. Billaut gieng, mit der Municipalitätscherpe geziert, über

über Haufen von Leichnamen, in die Abtey, und sagte zu den schrecklich beschäfftigten Mördern ganz kalt: „brave Bürger! ihr vertilgt, wie ich sehe, diese Elenden! ihr thut eure Pflicht, und verdient die größte Belohnung!“ Manuel forderte in einem durch das Siegel des Justizministers Danton bekräftigten Schreiben, alle Departementsräthe zu einer ähnlichen Ausrottung der Vaterlandsverräther auf, und diese Aufforderung veranlaßte zu Lyon, und in andern großen Städten, die Hinrichtung von vielen unschuldigen Leuten, die das Unglück hatten, für Gegner des jacobinischen Systems zu gelten. Um diese Zeit war es, daß man, um die Verurtheilten schneller aus der Welt zu schaffen, die Guillotine einführte. Sie erhielt ihren Nahmen von dem Arzte Guillotin, einem Mitgliede des Convents, der, als er wegen der Beschleunigung der Hinrichtungen befragt wurde, dieses schon weit früher bekannte Werkzeug in Vorschlag brachte. Aber der Kummer über den schrecklichen Mißbrauch desselben machte ihn unglücklich. Die marseiller Mörderotte holte sogar (9. Sept.) 56 Staatsgefangne, von Orleans nach Versailles, um sie daselbst ihrer Wuth aufzuopfern. Unter diesen befanden sich die ehemahligen Minister Lessart und Brissac. Montmorin war schon früher ein Gegenstand derselben.

Viele von den Unmenschen, welche zu Paris, und an andern Orten, diese Mordscenen herbeygeführt hatten, traten nun als Mitglieder in die neue Versammlung, durch welche die französische Nation repräsentirt werden sollte. Die Wahl derselben hatten die Jacobiner durch ihre Ränke zu bewirken gewußt. Durch die Schreckensnachrichten, die sich von Paris in die übrigen Gemeinden verbreiteten, wurde mancher redliche Mann bewogen, sich in seinem Hause zu verbergen, und sich der Theilnahme an den Wahlversammlungen zu entziehen. Um so eher konnten die Jacobiner ihren Einfluß auf dieselben geltend machen, konnten sie durch ihre verführerische Darstellung der republicanischen Freyheit und Gleichheit immer mehrere Leute gewinnen; konnten sie gerade ihre leidenschaftlichsten Anhänger wählen lassen. Aller ihrer ränkevollen Bemühungen ungeachtet,

achtet, bestand doch kaum der dritte Theil der Repräsentanten der Nation aus Mitgliedern des Jacobinerclubs. Diese waren jedoch schon hinlänglich, dem Gang der Verhandlungen die ihren Planen angemessene Richtung zu geben. In dem Jacobinerclub war gewöhnlich alles das, was in dem Convente verhandelt werden sollte, schon vorbereitet. Die etwas vortragenden Häupter derselben konnten mit Sicherheit auf den lebhaftesten Beyfall, auf die kraftvolleste Unterstützung ihrer Meynung, rechnen. Die Hindernisse waren schon vorher aus dem Wege geräumt. Es war gewöhnlich schon vorher ausgemacht, wer Präsident, wer Secretär werden sollte. Die Canzley des Convents befand sich im Einverständnisse mit den Jacobinern. Man verschaffte sich dadurch die Gelegenheit, Gegenstände von Wichtigkeit nur in dem günstigsten Zeitpunkte der Verhandlung zu unterwerfen, und eben diese Verhandlung willkührlich zu schließen. Man konnte, in bedenklichen Fällen, sich durch den Mißbrauch der Präsidenten-Vorrechte helfen. Dieß war der Geist der neuen Versammlung, der sogenannten Nationalconvention

tion, welche die Stelle der (21. Sept. 1792) aufgelöseten zweyten oder gesetzgebenden Nationalversammlung einnahm. Sie wurde, unter des Präsidenten Petion Vorsitze, in den Tuilerien eröffnet. Diese äusserte sogleich als ihren Hauptzweck die Abschaffung des Königthums, und die Aufhebung der bisherigen Constitution.

Vierter Abschnitt.

Die Vereinigten rücken in Frankreich ein. Die Preussen erobern Longwy, Verdun. Kanonentreffen bey Valmy. Traurige Lage und Rückzug der Vereinigten. Lille und Thionville vergeblich bombardiert. Die Franzosen erobern Savoyen, Nizza, Bruntrut. Custine besetzt Speyer, Maynz, Frankfurt. Dumourier siegt bey Jemappe. Belgische Revolutionsgreuel.

Diese schrecklichen Auftritte im innern Frankreich ereigneten sich zu der Zeit, als besonders seine Hauptstadt, von einer ansehnlichen Armee der vereinigten Mächte bedroht wurde, und der Zeitpunkt, mit welchem die Nationalconvention ihre tyrannische Regierung eröffnete, sicherte das Volk von Paris durch

durch einen Waffenstillstand, und durch den Rückzug der Preussen. So wie der Anmarsch der Vereinigten auf die Vorfälle in Paris einen lebhaften Einfluß hatte, so zeigten sich die Folgen dieser Vorfälle wieder sehr wirksam auf die Unternehmungen der Oestreicher und Preussen. Während daß jener Anmarsch, dessen Eindruck das Manifest des Herzogs von Braunschweig verstärkte, den Nationalstolz der Franzosen bis zur höchsten Erbitterung reitzte, diente er den Jacobinern zu einem vortrefflichen Mittel, den Haß gegen die königliche Familie bis zum Untergange derselben zu vergrößern. Es geschah also gerade das Gegentheil von dem, was die Vorspiegelungen der Emigrirten diejenigen, welche die Unternehmung zu leicht beurtheilten, erwarten ließen.

Nachdem die Truppen, aus welchen das vereinigte Heer bestand, in der Gegend von Maynz, schon seit mehrern Wochen versammelt gewesen waren, traten sie endlich, in der zweyten Hälfte des Augusts, ihren Marsch nach den Gränzen Frankreichs an. An die 50,000 Preussen, die ihr König an den

den Rhein marschieren ließ, schloß sich noch eine östreichische Abtheilung unter dem Generale Clairfait, schlossen sich noch einige tausend Hessen unter ihrem Landgrafen, und ein kleines Heer von Emigrirten (etwa 4000) unter dem Prinzen von Conde an. Die ganze Macht unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig betrug über 70,000 Mann, und das Vertrauen derselben wurde durch Friedrich Wilhelms II Anwesenheit gar sehr vermehrt. Die französischen Armeen befanden sich noch gar nicht in der Verfassung, den eindringenden Feinden einen nachdrücklichen Widerstand entgegen zu setzen; ein früheres Anrücken würde daher ihre Verlegenheit sehr vergrößert haben. Vielleicht wären auch die Erwartungen der Emigrirten, die sie auf ihr Einverständniß mit manchem Officiere, und selbst mit dem Oberfeldherrn la Fayette, gründeten, eher erfüllt worden seyn. Dieser General stand zwischen Sedan und Givet, und zwischen ihm und der Rheinarmee unter Luckner war ein unbesetzter Raum von wenigstens zehn Lieues in der Länge. La Fayette, der die Wiederherstellung der Monarchie zur Absicht hatte, wollten den Oestrei-

Oestreichern und Preussen das Eindringen in Frankreich erleichtern. Aber er fühlte sich bald von der Unmöglichkeit, seinen Plan auszuführen, überzeugt. Als er (14. Aug.) die Commissarien der Nationalversammlung, die seiner Armee das Ende des Königthums bekannt machen sollten, in Verhaft nehmen ließ, reitzte er den Unwillen der Jacobinerhäupter so gewaltig, daß er, um den Wirkungen desselben zu entgehen, den Entschluß fassen mußte, nebst seinem Generalstaabe, sich von der seinem Befehle unterworfenen Armee zu entfernen, um nach Holland zu gehen. Aber er gieng auch hier einem sehr ungünstigen Schicksale entgegen. Er gerieth, bey Rochefort im Luxemburgischen, in östreichische Gefangenschaft, und wurde erst nach Wesel, sodenn nach Magdeburg, und endlich nach Olmütz, auf die Festung Spielberg, gebracht. So trat la Fayette vom politischen Schauplatze ab, der, wenn ihn keine jacobinischen Ränke auf seiner Laufbahn hemmten, sehr vieles von dem Unglück, was die französische Nation späterhin traf, verhindern konnte. An la Fayette's Stelle trat Dumourier als Ober-

Oberfeldherr der französischen Armeen, die, nebst ihren Officieren, jetzt den Bürgereid schworen.

Die französischen Armeen schienen anfangs das Eindringen der Feinde nicht kraftvoll genug verhindern zu können. Die Vereinigten rücken (im Aug.) durch Luxemburg und Lothringen heran. Sie bemächtigten sich der festen Stadt Montmedi; die kleine Festung Longwy, an der Mosel, fiel (23. Aug.) nach einer kurzen Gegenwehre der 2,500 Mann starken Besatzung, oder vielmehr nach einem kurzen Bombenangriffe, mit einem großen Vorrathe von Munition und Lebensmitteln, in die Hände der Vereinigten, über welche der General Clairfait den Oberbefehl führte. Die Besatzung bedung sich einen freyen Abzug aus. Die Oestreicher und Preussen drangen hierauf schnell gegen Verdun vor. Sie wollten von da gerade nach Paris gehen, um, durch die Bezwingung der widerspenstigen Hauptstadt, das Ende der Jacobinerherrschaft desto schneller herbeyzuführen. Verdun war diejenige Festung, die ihnen auf diesem Wege noch Hindernisse entgegen setzte. Ihre Werke konnten jedoch keiner langen Belagerung trotzen, und die auf allen Seiten sie umgebenden Anhöhen machten ihren Angriff den Feinden sehr leicht. Als daher die Stadt eine Nacht hindurch bombardirt worden war, drang die die Besatzung an Zahl übertreffende Bürgerschaft, die ihre Stadt einer fruchtlosen Vertheidigung nicht preisgeben wollte, auf die schnelle Uebergabe. Die Garnison durfte (2. Sept.) mit aller militärischen Ehre, sogar mit zwey Kanonen, abziehen; aber der brave Commandant Beaurepaire fühlte die Kränkung, die ihm anvertraute Festung nicht länger vertheidigen zu können so innig, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß.

Nach der Einnahme von Verdun glaubten nun die Vereinigten, durch Champagne ungehindert nach Paris marschieren zu können. Die preussischen Soldaten erkundigten sich schon, wie weit Paris von Verdun noch entfernt wäre, und ihre Officiere dachten schon darauf, wie sie sich, für die ausgestandenen Beschwerlichkeiten, im Palais royal entschädigen wollten. Die Feldherren der

der Vereinigten ließen die hinter ihnen seitwärtsliegende Festung Thionville, durch eine östreichische Abtheilung, einschließen. So reizend aber ihre Erwartungen waren, so wenig wurden sie erfüllt. Dumourier wußte, vom Glück begünstigt, ihren Marsch nach Paris zu verhindern. Diesem Marsche stand der Wald von Argonne, zwischen Sedan und St. Menehould, im Wege. Höchstens 13 Lieus lang, und 3 bis 4 breit, trennt er das fruchtbarste und reichste Land von Frankreich von der sogenannten Champagne pouilleuse, der unwirthsamsten, des Wassers, der Bäume, der Weiden, beraubten Gegend zwischen dem Rheine und dem atlantischen Meere, wo nur wenige Menschen in armseligen Dörfern leben. Durch diese Gegend rückten die Vereinigten an. „Mein Vetter," sagte der Herzog von Braunschweig-Oels, „wollte sich einen Lorbeerbaum pflanzen, aber er fand ein undankbares Erdreich!"

Durch den Wald von Argonne führten fünf enge Wege. Diese beschloß Dumourier zu besetzen, und hier sollten die Vereinigten sein Thermopylä finden. Die ganze Macht, die

die ihm zu dieser Absicht zu Gebothe stand, belief sich aber nicht höher, als auf 23,000 Mann. Unter diesen befanden sich 5000 zu Pferde, die aus vortrefflichen Cavallerie-Regimentern bestanden, und 18,000 Mann zu Fuß, die meistens aus Lienieninfanterie, und sodenn aus geübten Batallionen von Nationalgarde, zusammengesetzt waren. Diese geringe Macht hofte jedoch Dumourier, wenn er nur Zeit gewinnen konnte, ansehnlich verstärkt zu sehen.

Der Schauplatz dieser für Frankreich so wichtigen Vertheidigungsanstalten war in der Nachbarschaft von Clermont an der Marne, westlich von Verdun. Nach diesem setzte sich Dumourier am Tage der Capitulation von Verdun (2. Sept.) in Bewegung. Der General Dillon rückte über Varennes, und durch den engen Paß von Chalade bey Islettes, an. Dadurch wurden die beyden Hauptstraßen von Verdun und Varennes für die Vereinigten gesperrt. Dumourier besetzte hierauf die Stellung bey Gran Pre', nordwestlich von Varennes. Dieß setzte ihn in den Stand, den Weg nach Rheims, so wie

wie den Zugang bey Croix-aux-bois, zu bewachen. Durch eine Abtheilung von der Nordarmee unter dem General Duval wurde auch der fünfte Weg durch den argonner Wald unzugänglich gemacht. Dumourier selbst stellte sich, westlich von Clermont, bey St. Menehould, auf einer beträchtlichen Anhöhe, auf, wo er rechts von dem Walde, links von der Aire, und im Rücken von der Aisne, Nebenflüssen der Marne, gedeckt wurde. Hinter der Aisne stiegen noch höhere Berge empor. Die ganze Stellung schlossen furchtbare Batterien ein.

Friedrich Wilhelm II ließ sich von Dumouriers listigen Antrage, daß er, in Verbindung mit den Vereinigten, nach Paris marschieren wolle, um dem Könige seine Freyheit zu verschaffen, so täuschen, daß er den rechten Zeitpunkt, durch den Wald von Argonne vorzudringen, versäumte. Endlich faßte der König den Entschluß, nur eine Abtheilung von Hessen und Oestreichern vor dem Walde zurücklassend, ihn zu umgehen, und bis zu den Höhen von Landres vorzudrin-

dringen. Hier fand man nun Dumouriers Armee in einer sehr verschanzten Stellung.

Dieser standen die Preussen und Oestreicher mehrere Tage gegenüber, ohne einen Angriff zu wagen; doch zeigte sich ihr längerer Aufenthalt in dieser eingeschränkten Gegend immer besorgnißvoller. In dem von den französischen Armeen schon ausgezehrten Lande wurde der Mangel immer fühlbarer. Die Vorräthe von Longwy und Verdun waren verschwunden. Nur von Trier und Luxemburg, also aus einer ziemlich weiten Entfernung, stand der Weg der Zufuhre noch offen, aber auch dieser wurde von den Franzosen abgeschnitten. Der Herzog von Braunschweig hielt den Rückzug schon für höchst nöthig, als (13. Sept.) Clairfait Dumouriers Versehen, den Posten bey Croix-aux-bois zu entblößen, zur Besetzung desselben benutzte. Indessen drang auch eine Abtheilung von Emigrirten, durch einen zweyten Paß, bis nach Vouziers, westlich von Croix-aux-bois, vor.

Jetzt waren den Vereinigten zwey Wege nach Champagne geöffnet. Dumourier sah

sich nicht nur von den beyden Abtheilungen, die diese Zugänge bewachen sollten, sondern auch von dem mit 10.000 Mann bey Rhetel stehenden Beurnonville getrennt. Vor sich hatte er 40,000 Preussen, und hinter sich den General Clairfait mit 25,000 Mann. Aus dieser Verlegenheit wußte sich jedoch Dumourier durch seine Generalsklugheit herauszuhelfen. Er zog sich bis zu den Höhen von Autry zurück, und bewirkte dadurch seine Vereinigung mit Beurnonville und Kellermann, die ihm 25,000 Mann der besten Linientruppen, ein Drittel gute Cavallerie, zuführten. Kellermann, den nur noch ein Weg von 2 Stunden von Dumourier trennte, besetzte (20. Sept.), aus Unkunde des Bodens, die Anhöhen bey Valmy, westlich von St. Menehould, deren enger Raum unter seinem Gepäcke eine Unordnung veranlaßte, der Kellermanns kluge Anordnungen jedoch bald wieder abhalfen. Die Preussen, die ihn links zu umgehen suchten, machten hier, bey la Lune, als ihre Infanterie in Einer Collonne von der Anhöhe herab in das Thal rückte, um die auf den gegenüberliegenden Anhöhen stehenden, verschanzten Franzosen anzugreifen, ein

ein den taktischen Kenntnissen zur großen Ehre gereichendes Manöver. Es erfolgte jetzt eins der schrecklichsten Kanonenfeuer, welches auf beyden Seiten, von mehr als 20,000 Schüssen, unterhalten wurde. Kellermann, trotzte feststehend den, ganze Reihen von seinen Leuten, wegraffenden Kugeln der Preussen. Von den preussischen Soldaten, die im Thale Halt machten, wurden auch viele von den französischen Kugeln niedergestreckt. Vergebens bathen sie zu wiederholten Mahlen ihre Officiere, sie vorwärts zu führen, und als sie endlich den Befehl zum Rückzuge erhielten, schwenkten sie sich mit der ruhigsten Gelassenheit, um wieder nach ihren Anhöhen zu marschieren. Kellermann machte am Abend dieses Tages, im Angesichte der Preussen, eine so geschickte Schwenkung daß er, mit dem rechten Flügel an Dumouriers Armee sich anlehnend, sowohl seine Fronte, als seinen linken Flügel durch Anhöhen sicherte.

Friedrich Wilhelm II schmeichelte sich, wie man erzählt, noch kurz vorher, ehe seine Infanterie in das Thal rückte, mit dem Wahne,

daß Dumourier sich an ihn anschließen würde, und als er sich in diesem Wahne getäuscht sah, wollte er im Gefühle des Unmuths die Franzosen wirklich angreifen lassen; der überlegsamere Herzog von Braunschweig setzte aber der Ausführung seines Entschlusses wichtige Gründe entgegen. Der Angriff der Franzosen, sagte er, würde, bey ihrer furchtbaren Stellung, vielleicht 6 bis 8000 Mann kosten, und selbst wenn er glücklich ausfiel, doch nichts bewirken. Dumourier könnte sich nach Chalons, südwestlich von St. Menehould ziehen, und sich daselbst an das ehemahlige lucknersche Reservecorps anschließen; durch das weitere Vorrücken der Preussen würde ihnen aber die Verbindung mit Verdun erschwert werden.

Der Herzog von Braunschweig hatte allerdings sehr gegründete Ursachen, den Rückzug anzurathen. Dumouriers Stellung war durch die Natur des Bodens, und durch seine große Artillerie, vollig gesichert. Seine jetzt aus 60,000 Mann von meistens gedienten Leuten bestehende Armee erhielt von allen Seiten neue Mannschaft, um die zur Ein-

Einschließung der Preussen nöthigen Posten zu besetzen. Indessen befand er sich selbst noch immer in einer ziemlich bedenklichen Lage. Der Herzog von Braunschweig bedrohete seine Fronte, der Prinz von Hohenloh seinen Rücken. Sein Heer litt, von Rhetel, Rheims und Chalons abgeschnitten, einen fühlbaren Brodmangel. Schon weissagte man in Paris, so wie in Deutschland, seinen Untergang. Paris zitterte schon vor dem Schicksale, von den Deutschen überwältigt zu werden. Man fieng schon an, die große Stadt zu befestigen. Die Nationalversammlung schickte dem Dumourier einen Befehl nach dem andern, sich zurückzuziehen; aber seine Standhaftigkeit war unerschütterlich. Der im Tempel eingesperrte Ludwig wurde, wie man sagt, von Manuel, Petion und Kersaint beredt, an den König von Preussen zu schreiben, und ihn zu bitten, daß er, um ihn und seine Familie zu retten, sich aus Frankreich wieder herausziehen möchte.

Dem König von Preussen, und noch mehr dem Herzog von Braunschweig, war

 um

um diese Zeit ein Vorwand, den Rückzug anzutreten, sehr willkommen. Die Preussen und ihre Hülfsgenossen befanden sich in einer Lage, die sie aller fernern Unternehmungen in Frankreich unfähig machte. Sie kämpften mit der entsetzlichsten Witterung, mit dem drückendsten Mangel, mit den tödlichsten Krankheiten. Ein anhaltender Regen versetzte ihr Lager so sehr in Wasser, daß sie sich in ihren Zelten nicht mehr trocken zu legen wußten, daß ihre Kleider durchnäßt waren, daß ihre Schuhe faulten, daß ihre Pferde den Huf verlohren. Durch das schlechte Wetter wurden die Wege, auf welchem die Lebensmittel ihrem Lager zugeführt werden sollten, so verdorben, daß sie viel später, als berechnet war, anlangten. Von ihrem Lager bey la Lune bis zu ihren Magazinen in Luxemburg, war die Entfernung nur 28 Stunden. Aber dieser Weg war, obgleich mit Bäumen aus dem nahen Walde belegt, so abscheulich, daß die preussischen Brodwagen, vom frühesten Morgen bis zur dunklen Nacht, oft nur zwey Stunden zurücklegten. Zu nähern Wegen waren die Zugänge von den Franzosen besetzt. In dieser traurigen Lage hatten die preussischen Soldaten manchmahl in mehrern Tagen kein Brod. Der Hunger nöthigte sie nun vieles, zum Theil noch nicht reifes Obst zu genießen. Dieß zog ihnen, verbunden mit der Nässe, die Ruhr zu, an welcher tausende darnieder lagen. Jetzt blieb den Preussen weiter nichts, als ihre kunstvolle Taktik, übrig, und diese konnte ihnen gegen die vortrefflich bedienten Batterien der Franzosen keine großen Dienste leisten. Wie leicht war es für Dumourier, wenn ihm die Verlegenheit der Preussen recht bekannt gewesen wäre, sie bis zur Nothwendigkeit des Gewehrstreckens zu bringen.

Der König von Preussen schickte, zwey Tage nach dem Kanonenfeuer bey Valmy (22. Sept.) seinen Obersten Mannstein in das französische Hauptquartier, einen kurzen Waffenstillstand zu unterhandeln. Vergebens bemühete sich der preussische Oberste dem französischen Obergeneral von der Wichtigkeit des Dienstes, den er, durch die Beförderung des Planes der Vereinigten, nicht nur seinem Vaterlande, sondern dem ganzen Europa

ropa leisten würde, zu überzeugen. Nach zwey Tagen (am 24.) erschien Mannstein zum zweyten Mahl. Unter den Punkten, die er zur Einleitung in die Friedensunterhandlungen in Vorschlag brachte, war die Befreyung des Königs, und dessen Wiedereinsetzung in seine ehemahlige Gewalt, der vornehmste. Dumourier gab dem Herrn von Mannstein, statt aller Antwort, den Nationalbeschluß vom 21. September, durch den die Abschaffung des Königthums, und die Einführung der republicanischen Verfassung, festgesetzt worden war.

Am 28ten Sept. gieng der Waffenstillstand zu Ende. Die Preussen hatten ihn zu den Vorbereitungen zu ihrem Rückzuge so gut benutzt, daß sie gleich in der folgenden Nacht (am 29ten) aufbrechen konnten. Kellermann, der ihren Rückmarsch erschweren sollte, schlug einen unrechten Weg ein. Um so eher konnten sich die Preussen, deren kluge Anordnungen einen Angriff schwer machten, in guter Ordnung zurückziehen. Doch die französische Armee, die eben so, wie die preussische, mit schlimmen Wegen und Mangel kämpfte, war des schnellen Nachrückens nicht sehr fähig. Die Preussen, die sich glücklich fühlten, von den Franzosen nicht mit Ernst verfolgt zu werden, giengen (11. Oct.) bey Verdun über die Maas. Zwey Tage hernach ergab sich Verdun an Kellermann. Aus den Vorräthen dieser Stadt durften sie nicht nur für sich, sondern auch für die mit ihnen verbundenen Hessen und Emigrirten, viele Lebensmittel mitnehmen. Acht Tage später (21. Oct.) trennten sich die Oestreicher von den Preussen, und zogen sich nach Arlon. Kurz darauf (23. Oct.) räumten die Preussen auch Longwy. Nach einem schrecklichen Marsche von drey Wochen kamen sie endlich bey Luxemburg an; aber in welchem Zustande? — ohne Kleider, Schuhe, Strümpfe, die Füße blos in Lumpen gehüllt, ohne Zelten und Lagergeräthe. Durch den anhaltenden Regen, und die schlechten Wege, waren die Pferde so entkräftet, daß man viele Wagen zurücklassen mußte; daß ein großer Theil der Cavallerie, die Pferde vor die Kanonen spannend, und Sattel und Zeug wegwerfend, zu Fuße gehen mußte; daß halbtodte Pferde zu

zu tausenden am Wege lagen; daß neben ihnen nicht selten kranke Soldaten ihrem Ende entgegen schmachteten. In einem solchen Zustande langte die preussische Armee nach 5 Wochen, zu Anfang des Novembers, zu Coblenz an, nachdem sie die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß der Weg nach Paris nichts weniger, als eine kurze Promenade war.

Es folgte den Preussen, bey ihrem Rückzuge aus Frankreich, nicht nur das Mitleiden, sondern auch der Haß der Franzosen. Diesen Haß erzeugten sie durch die unbarmherzige Behandlung der Nation, die sie zur erneuerten Ergebenheit für ihren König zurückführen wollten. Es schien, als wenn die Dörfer, die, bey dem Einrücken der Preussen, an ihrem Wege lagen, sie für das Ungemach, das ihnen der anhaltende Regen verursachte, hätte entschädigen sollen. Die preussischen Soldaten, die sich schon in Holland manche unerlaubte Beute zu verschaffen gewußt hatten, glaubten die gegen ihren König aufrührerischen Franzosen noch weniger schonen zu dürfen; der König und der Herzog von Braunschweig thaten jedoch ihren Plünderungen durch Strafen und scharfe Verordnungen Einhalt. Durch das Verfahren der Preussen konnten die Franzosen also nicht zu ihrem Vortheile gestimmt werden, und diese Stimmung zeigte sich gleich zu Longwy nicht günstig. Sowohl hier, als auf den umliegenden Dörfern herrschte, bey dem Anblicke der Preussen, eine dumpfe Stille, zeigte sich kein heiteres Gesicht. Lebensmittel wurden den Preussen nur aus dem östreichischen Gebiethe, nur aus den französischen Dörfern, die sie erreichen konnten, zugeführt. Kein einziger Franzose gieng zu den Preussen über. Man rechnete so sehr auf den unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmung gegen die Hauptstadt, daß man es durchaus nicht glauben wollte, daß die Preussen nach Paris kommen würden.

An der Veränderung in der Stimmung der französischen Nation war aber auch der zehnte August Ursache. Die Erwartungen der Emigrirten von dem schlechten Zustande der französischen Armee, von dem heimlichen Einverständnisse mit ihren Generalen, und von

von der Abneigung, die der größte Theil der Franzosen gegen die Revolution fühlte, waren allerdings nicht grundlos. Die Abschaffung des Königthums zerstörte aber alle Einverständnisse, und brachte unter der französischen Armee eine neue Schöpfung hervor. Mit den Emigrirten schien auch die ehemahlige Unstetigkeit der Franzosen sich entfernt zu haben. Aber die schrecklichen Auftritte, durch welche die Spuren des Königthums vertilgt wurden, mußten schon dem französischen Nationalcharakter eine andere Richtung geben.

Die damahligen französischen Machthaber, die auf den neuen Schwung der französischen Krieger ein so großes Zutrauen setzten, waren über Dumourier sehr unzufrieden, weil er es versäumt hatte, den Ueberrest der preussischen Armee zu vernichten. So sehr jedoch die neuen Soldaten der Franzosen ein lebhaftes Gefühl ihres Muthes und ihrer Kraft zeigten, so wenig glaubte sie doch der behutsame Dumourier den in regelmäßiger Taktik geübten Preussen so geradezu entgegen stellen zu können. Auch

Auch standen die Oestreicher noch auf dem französischen Boden. Dumourier ließ, als er den Oberbefehl über die Hauptarmee übernahm, eine Abtheilung von 12,000 Mann bey Tournay, in einem verschanzten Lager, zurück, um zugleich Lille und Conde zu decken. Da er aber alle seine Truppen nöthig hatte, um den durch Champagne eindringenden Preussen einen hinlänglichen Widerstand entgegen zu setzen, mußte er auch jene Abtheilung an sich ziehen. In die Stelle derselben rückten 20,000 Oestreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen, die bald hernach Lille einschlossen. Ungeachtet diese Stadt nur schwach besetzt war, so hatten die Oestreicher doch nicht die geringste Aussicht, eine solche Festung in ihre Gewalt zu bringen. Sie ließen sich daher auf keine regelmäßige Belagerung derselben ein, und sie schienen auch hier darauf zu rechnen, daß ihre Absicht auf Lille durch die Stimmung der Einwohner würde begünstigt werden. Sie suchten (seit 24. Aug.) auf diese Stimmung durch eine große Menge in die Stadt geschleuderte Bomben zu wirken. Die Einwohner sahen jedoch ganz ruhig 600 von ihren Häusern zerstören, und

2000

2000 stark beschädigen. Kinder erwarben sich schon eine Uebung, aus den Bomben, die auf die gepflasterten Straßen fielen, die brennende Lunte herauszureissen. Die Belagerten machten durch ihr geschicktes Kanonenfeuer das Geschütz der Oestreicher unbrauchbar, und diese hatten schon alle Hoffnung, sich der Festung zu bemächtigen, aufgegeben, als der Rückmarsch der Preussen sie (8. Oct.) gleichfalls zum Abzuge bestimmte. Ein Heer von Emigrirten, die sich den Nahmen der königlichen Armee beylegten, hoffte indessen (zu Anfang des Septembers) sich der Festung Thionville zu bemächtigen. Sie zählten anstatt 40,000 aber nur 15,000 Mann, lauter Edelleute, mit ungeheuern Säbeln; eine Menge Officiere, eine Belagerung anzuordnen, aber keiner, der den Dienst eines gemeinen Soldaten thun wollte, und so wenig Kriegszucht, daß die Gegend um Thionville bald einer Wüste glich. Die Emigrirten glaubten die Festung, durch einen Bombenangriff (6. Sept.) zur Uebergabe zu zwingen; die Belagerten thaten jedoch zwey Ausfälle, durch die die Emigrirten zurückgetrieben wurden. Sie setzten aber dennoch die Belagerung bis zum 15ten October fort.

Nachdem nun der französische Boden von den Schaaren der Vereinigten ganz gereinigt war, begab sich Dumourier (20. Oct.) nach Valenciennes, um zur Eroberung von Belgien Anstalten zu machen, und einige Tage hernach (24. Oct.) faßte der Vollziehungsrath den Beschluß, daß die Franzosen nicht eher die Waffen niederlegen sollten, als bis sich die Feinde ganz über den Rhein zurückgezogen hätten.

Dieser Beschluß konnte um so eher zur Vollziehung gebracht werden, jemehr die französischen Heere, die zu Anfang dieses Feldzuges dem Zutrauen der Nation so wenig entsprachen, zu Ende desselben schon auf allen Seiten den vaterländischen Boden überschritten. Südöstlich waren sie in Savoyen und Nizza, und östlich, jenseits des Rheins, bis Frankfurth am Mayn, vorgedrungen. Schon im April (1792) stellte man gegen den König von Sardinien, der den französischen Gesandten fortgeschickt hatte, eine Süd-

Südarmee auf, der es aber nicht nur an Truppen, sondern an allen Kriegsbedürfnissen, fehlte. Zum Oberfeldherrn derselben ernennte die Nationalversammlung den General Montesquiou, der sich ihr, vornehmlich im Finanzausschusse, durch seine Talente, seine Kenntnisse und seine Thätigkeit, so wie durch seinen edlen Charakter, empfohlen hatte. Dieser benahm sich mit so kluger Sorgfalt, daß Savoyen in kurzer Zeit (seit 8. Sept.) erobert wurde. Seine redlichen Gesinnungen machten ihn aber den Jacobinern bald so verdächtig, daß sie ihn, durch einen Beschluß des Nationalconvents, absetzen ließen; dieser Beschluß wurde jedoch bald (22. Oct.) wieder zurückgenommen. Montesquiou schloß hierauf mit der Stadt Genf einen Vertrag, der ihr Sicherheit gewährte. Dieß war aber gar nicht nach dem Plane des Finanzministers Claviere, der, von seiner Vaterstadt Genf sich gekränkt fühlend, sie allen Greueln der jacobinischen Anarchie preiszugeben, wünschte. Claviere und seine Anhänger hatten daher über Montesquiou einen so großen Aerger, daß sie einen Verhaftbefehl gegen ihn auswirkten. Sich diesem zu entziehen, flüchtete er nach Genf, und von da nach Nyon, und drey Jahre hernach (1795) genoß er die Freude, sein Benehmen gerechtfertigt zu sehen. Das von ihm eroberte Savoyen wurde (27. Nov. 1792) für einen Theil der französischen Republik, für das 84ste Departement, unter dem Nahmen des Montblanc, erklärt. Die Grafschaft Nizza, deren sich die Franzosen (28. Sept.) unter der Anführung des Generals Anselm bemächtigt hatten, wurde (am 31. Jan. 1793) als das 85ste Departement (Seealpen) der französischen Republik einverleibt. Der zum Bisthume Basel gehörende Bezirk von Bruntrut hatte sich, durch jacobinische Emissarien verleitet, gleichfalls schon an Frankreich angeschlossen, und bildete das Departement des Mont Terrible. So wenig blieb die gesetzgebende Versammlung der Erklärung ihrer Vorgängerin, daß die französische Nation gar keine Eroberungen zum Zwecke habe, treu.

Dieß zeigte sich auch in Deutschland, und in den Niederlanden. In Deutschland machte Custine den Eroberer. Adam Philipp

lipp Custine, (geb. 1740) der Sohn eines französischen Generals, der in der Schlacht bey Rosbach gefangen wurde, und die Ehre genoß, von Friedrich II besucht zu werden, mußte, nachdem er an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Theil genommen hatte, und bis zum Major gestiegen war, einer unrühmlichen Streitsache wegen, abdanken. Er wurde auch nicht eher, als bey der Revolution, wieder angestellt. Wegen seiner, genauen Bekanntschaft mit den Rheingegenden (seine Vaterstadt war Metz) vertraute, man ihm die Aufsicht über einen Theil der Armee, die man hier, 36,000 Mann stark unter dem Befehle des ehemahligen Duc de Biron, aufstellte. Während daß Biron mit einer Abtheilung derselben das Departement des Oberrheins, und den Bezirk von Bruntrut, bewachte, deckte Custine mit der andern die weißenburger Linien. Hier zeigte ihm nun das Glück den Weg zu einer eben so glänzenden, als leichten Unternehmung. Eine Abtheilung von 10,000 Oestreichern, von dem Grafen von Erbach angeführt, stand, bis gegen das Ende des Septembers, in der Nähe von Landau, um die

die deutsche Gränze, und die Zufuhre nach der in Frankreich eingedrungnen Armee, zu decken. Erbach erhielt jedoch Befehle, die Truppen von Thionville zu verstärken. Er langte an den Gränzen von Champagne gerade zu der Zeit an, als die Vereinigten sich aus demselben herauszogen, und er leistete ihnen den wichtigen Dienst, ihren Rückzug zu decken.

Indessen waren in dem Bezirke zwischen dem Rhein und der Mosel, von Speyer bis Coblenz, nicht mehr, als etwas über 3000 Mann deutsche Truppen, unter welchen sich 2200 maynzische Soldaten befanden, zurückgeblieben. Diese sollten das große Magazin zu Speyer beschützen. Wie leicht entstand nun in dem Kopfe des ruhmsüchtigen Custine, dessen Obergeneral Biron der Einfall in das deutsche Reich zur Pflicht gemacht worden war, der Gedanke, durch den Ueberfall dieses kleinen Heeres, alle deutsche Kraft in dieser Gegend zu vernichten, und sich dadurch den Weg zu andern, noch wichtigern Unternehmungen zu bahnen. Die Fürsten des deutschen Reiches, die, in-

nerhalb der Gränzen desselben, über 550,000 Krieger unterhielten, dachten, als ein kleiner Theil derselben zur Bezwingung der Stadt Paris auszog, nicht an die so nothwendige Vorsichtsmaßregel, eine ansehnliche Reservearmee aufzustellen. Wie klug hätte man doch gehandelt, den Rath des damahligen Kurfürsten von Maynz, der die Zusammenziehung eines Beobachtungsheeres, ohne alle feindliche Einmischung in Frankreichs innere Angelegenheiten vorschlug, zu befolgen! Aber man dachte sich, von den täuschenden Darstellungen der Emigrirten geblendet, die Unternehmung, durch welche man die französische Nation zur Wiedereinführung der vorigen Verfassung zwingen wollte, so leicht, daß man sie mit etwa 90,000 Mann auszuführen hoffte.

In das an seinen Gränzen unbewachte Deutschland rückte nun Custine ein. Die Beschützung von Landau, und den übrigen Gränzörtern, einer aus Nationalgarden gebildeten Reserve-Armee anvertrauend, stellte er sich, mit einer Abtheilung von 18,000 Mann aufbrechend, als wenn er den Angriff eines kleinen Heers von Oestreichern und Emigrirten, das, unter dem Oberbefehle des Grafen Esterhazy und des Prinzen von Conde, in der Nähe von Landau, stand, zur Absicht hätte. Unvermuthet schwenkte er sich aber gegen das nur drey Meilen davon entfernte Speyer, wo (30. Sept.) die von ihm auf allen Seiten umringten Oestreicher und Maynzer unter dem Obersten Winkelmann, sich seiner Kriegsgefangenschaft am Ende doch nicht erwehren konnten. Er besetzte hierauf auch Worms, und rückte nun (19. Oct.) vor Maynz. Er hatte in den hinter ihm liegenden Oertern so viel Truppen zurückgelassen, daß die Zahl der Abtheilung, mit welcher er vor Maynz erschien, nicht viel über 11,000 Mann betrug.

Der damahlige Kurfürst aus dem Hause Erthal, hatte sich durch seine vortrefflichen Anstalten, durch seine weisen Anordnungen, um sein Land, vornehmlich aber um die Residenzstadt, ausserordentlich verdient gemacht. Seiner Freygebigkeit verdankte die maynzische Universität die Blüthe, die sie unter

unter die ersten Schulen Deutschlands versetzte. Sein glänzender Hofstaat, seine Prachtliebe, vergrößerten den Wohlstand der Bürger von Maynz, die damahls über 30,000 meistens glücklich lebende Einwohner zählte. Für diese hatte eine Veränderung keinen Reitz. Aber dem ärmern Volke, sowohl in als ausser Maynz, klang die Verkündigung der französischen Freyheitsapostel: „Friede den ruhigen Hütten, und Krieg den Palästen!" gar zu willkommen. Es dachte sich auf einmahl von dem Drucke der Guthsherrn befreyt; es dachte sich den Vornehmern in allen Menschenrechten gleichgesetzt. Aber auch manche von den einsichtsvollsten, von den aufgeklärtesten Männern fühlten sich von der herrlichen Idee der Freyheit und Gleichheit ganz bezaubert, und weissagten dem Menschengeschlechte ein goldnes Zeitalter. Unter diesen befanden sich ein Wedekind, ein Forster der jüngere. Diese und andre Gelehrte, für die der Kurfürst ein so freygebiger Gönner gewesen war, bemüheten sich das Andenken an denselben, als er, bey der Annäherung der Franzosen, nach Wirzburg flüchtete, aus dem Herzen seiner maynzer Unterthanen herauszureissen. Sie beschuldigten ihn, durch seine übertriebene Prachtliebe, besonders bey den beyden letztern Krönungen, die Schuldenlast des Staates ausserordentlich vergrößert zu haben; sie erklärten ihn, wegen seiner Unterstützung der Emigrirten, und wegen der Theilnahme an diesem Kriege, für einen der vornehmsten Anstifter desselben!

Durch eine solche Darstellung seines Benehmens, durch manches, was man von seinem wollüstigen Privatleben erzählte, entzog man ihm die Liebe von vielen seiner Unterthanen so sehr, daß sie der Ankunft der Franzosen mit Sehnsucht entgegen sahen. Die meisten wünschten wenigstens, daß man die Stadt dem Schicksale, mit Gewalt eingenommen zu werden, entziehen möchte. Diesen Wunsch rechtfertigte der schlechte Vertheidigungsstand, in welchem sich Maynz befand. Seine eigentlichen Vertheidiger, die maynzische Soldaten, waren bey Speyer gefangen worden. Der Landgraf von Hessendarmstadt fand es, eben so wenig als der Kur-

Kurfürst von der Pfalz (beyde hatten Besitzungen jenseits des Rheins) für rathsam, ihre Truppen gegen Frankreich fechten zu lassen. Dagegen dachten die Fürsten von Nassau, und der Fürstbischof von Fulda, patriotisch genug, der Vertheidigung der Reichsfestung Maynz ihre Mannschaft zu widmen. An diese schloß sich eine Abtheilung von 200 östreichischen Husaren, und ein noch unbewaffnetes östreichisches Depotbatallion, nebst einem Theil des maynzischen Schützencorps, an. Die Bürger und Studenten schienen auch zu den Waffen greifen zu wollen.

Aber die Zahl aller dieser Vertheidiger von Maynz war für die weitläuftigen Festungswerke noch lange nicht hinreichend. Die Aussenwerke konnten gar nicht besetzt werden. Der Gouverneur von Gymnich, ein alter, braver General, der von den zur Vertheidigung einer Festung unentbehrlichen Bedürfnissen wenig Kenntnisse hatte, verließ sich auf den Bericht des Ingenieur-Major Eikenmayer, eines heimlichen Freundes der Franzosen. Seinem Berichte zufolge,

folge, fehlte es an Leuten, die Kanonen zu bedienen, standen die Kanonen nicht an ihrer rechten Stelle, waren die vorräthigen Cartouchen dem Caliber derselben nicht angemessen, konnte die schwache Besatzung den stürmenden Angriff einer 40,000 Mann stark geschätzten Armee, die mit Belagerungsgeschütz und mit Sturmleitern versehen war, gar nicht lange aushalten. Vergebens erklärte der Befehlshaber der östreichischen Husaren diesen Bericht für unzuverlässig, für übertrieben; vergebens forderte er zur standhaften Vertheidigung auf. Die Nachrichten von dem traurigen Zustande der aus Frankreich sich zurückziehenden preussischen Armee, verbunden mit der Furcht vor einem Aufstande des gemeinen Volkes, das die Stadt nicht wollte beschießen oder mit Sturm einnehmen lassen, bestimmte den Kriegsrath, dessen Urtheil Gymnich das Schicksal der Festung überließ, zur Uebergabe (21. Oct.). Wie schämte sich aber mancher Officier der Besatzung, als er überzeugt wurde, daß die Zahl der Truppen, mit welcher Custine Maynz bedrohete, so schwach war, daß sie kein Belagerungsgeschütz hatten!

Das

Das reiche Frankfurt in der Nähe von Maynz zog die Aufmerksamkeit der revolutionären Franzosen gar zu lebhaft auf sich, als daß nicht der Gedanke, sich desselben zu bemächtigen, in ihnen entstehen sollte. Der General Neuwinger gieng, gleich nach der Uebergabe von Maynz (22. Oct.) bey Oppenheim über den Rhein, und ließ, durch den Obersten Houchard, die Stadt Frankfurt zur Oeffnung ihrer Thore auffordern. Der Magistrat besann sich nicht lange, dieser Aufforderung Gnüge zu leisten. Custine vernachlässigte jetzt seine Generalspflichten so sehr, daß er die Artillerie und Munition im frankfurther Zeughause der Bewachung der Bürger überließ. Um so lebhafter drang er auf die schnelle Entrichtung einer Contribution von zwey Millionen Gulden. Man rechtfertigte diese Contribution durch das Vorgeben, die frankfurter Zeitungen hätten über die französische Revolution ungünstig geurtheilt; die frankfurter Kaufleute wären dem Kaiser und den Emigrirten in ihren Geldgeschäfften behülflich gewesen. So wenig ihnen dieß, vornehmlich der letzte Punkt, zum Verbrechen angerechnet werden

konnte, so wenig bewirkten doch die Vorstellungen des frankfurter Magistrats. Anderthalb Millionen Gulden mußten wirklich bezahlt werden.

Custine's plötzliche Erscheinung in Deutschland, seine Einnahme von Maynz und Frankfurt, verbreitete zwischen dem Rhein, der Nordsee, der Elbe und der Donau, einen allgemeinen Schrecken. Wie vortrefflich hätte ihn der französische General, der nur in prahlerischen Declamationen und Drohungen ein Held war, benutzen können! Wie viel hätte er dazu beytragen können, Dumouriers Plan, den ganzen Rheinstrom in Einem Feldzuge zu erobern, auszuführen! Anstatt seine Kräfte am Mayn zu verschwenden, sollte er sogleich bis Coblenz vorrücken. Die preussische Armee befand sich um diese Zeit (23. Oct.) noch bey Luxemburg, und andre deutsche Truppen, die dem Custine in der Besetzung der Stellung von Coblenz zuvorkommen konnten, waren damahls noch nicht in der Nähe. Dumourier schrieb einmahl über das andre an den Kriegsminister Pache, er möchte den tollen Custine, der so

wenig planmäßig handelte, vom rechten Rheinufer abrufen. Allein der auf Dumouriers eifersichtige Pache konnte sich nicht entschließen, den Custine mit Ernst zur Theilnahme an Dumouriers Plan anzuhalten. Custine, der seinen leichten Sieg bey Speyer, durch das Geschrey seiner pariser Freunde, in das glänzendste Licht zu versetzen wußte, hatte sich bey dem Publicum der Hauptstadt ein solches Ansehn erworben, daß man ihm alles zutraute. Dumourier, schrieb der übermüthige Custine an den Kriegsminister, könne den Rheinstrom nach seinem Plane erobern. Custine wollte erst Kellermann herbey kommen lassen. Ehe dieser aber anlangte, hatte der östreichische Feldzeugmeister, Fürst von Hohenloh, die Stellung bey Trier und Coblenz gesichert.

Custine, der mit seinen 24,000 Mann, die größten Theils aus Nationalgarden bestanden, der ganzen Macht der Deutschen trotzen zu können sich einbildete, der aus dem gemeinen Volke zwischen dem Rhein und Mayn eine Armee sammeln wollte, beschäffte sich am liebsten mit der Eintreibung von

von Brandschatzungen. Eben diese Brandschatzungen entzogen ihm jedoch alles Vertrauen der Deutschen. Seine Politik, die Contribution nur von den innerhalb des frankfurter Gebiethes angesessenen Fürsten, Edelleuten, Patriziern und Geistlichen entrichten zu lassen, brachte ihm keinen Vortheil. Sie zog ihm den unversöhnlichsten Haß dieser Stunde zu, und die ärmere Volksklasse in Frankfurt, die er gegen die Reichen aufwiegeln wollte, wurde durch das kluge Benehmen der frankfurter Obrigkeit so glücklich gewarnt, daß sie sich von der Theilnahme an jacobinischen Entwürfen zürück hielt, daß sie ihnen das Festhalten an der Seite ihrer Brodherren vorzog.

Indessen ließ Custine, durch den Obersten Houchard, Friedberg und Nauheim besetzen. Eine kleine Abtheilung von hessischen Truppen, die das Salzmagazin an dem letzten Orte bewachte, mußte, nach einer braven Gegenwehre, in die Gefangenschaft willigen. Eine große Menge von dem vorräthigen Salz wurde nach Maynz geschafft, und das übrige, für den halben Preis

Preis, an die Bauern verkauft. Andere französische Abtheilungen erpreßten indessen im Homburgischen, im Nassau-Usingischen und Nassau-Weilburgischen, Contributionen. Die Bauern, die mit der größten Schonung behandelt wurden, lobten den General und die Zucht der Franzosen.

Doch während Custine mit der Idee, einen großen Theil von Deutschland zu revolutioniren, sich und den Parisern eine angenehme Unterhaltung gewährte, rückten ihm die aus den Niederlanden herbeyziehenden Preussen immer näher, besetzten sie (28. Oct.) Coblenz. Custine, der sie einer Unternehmung gegen seine Eroberungen gar nicht fähig hielt, gerieth in ein lebhaftes Erstaunen, wie er ihren Anzug gegen die Lahn erfuhr. Er bath sich nun vom Kriegsminister Pache Hülfe aus. Biron, der Obergeneral in Elsaß, erhielt hierauf den Befehl, dem Custine so viel Truppen, als er verlangen würde zu schicken. Biron ersuchte den Kriegsminister, ihm die Stelle eines Obergenerals abzunehmen. Custine, der seidem alle Truppen von Bruntrut bis Frank-

Frankfurt unter seinem Gebothe hatte, ließ von der elsassischen Armee den General van Helden mit 12,000 Mann herbeykommen. Zugleich übertrug er es dem General Beurnonville, der, an der Stelle des nach Savoyen abgegangnen Kellermann, die Truppen an der Mosel commandirte, die Oestreicher, die die Pässe im Trierischen besetzt hielten, zurückzutreiben, und bis an den Rhein vorzudringen. Die Oestreicher, die aber, angeführt von dem braven Fürsten Herrmann Friedrich Otto von Hohenloh-Hechingen, ihre vortreffliche Stellung mit der standhaftesten Entschlossenheit vertheidigten, schlugen alle Angriffe der Franzosen, so sehr auch ihre Nationalgarden in der Tapferkeit wetteiferten, siebenmahl zurück. Beurnonville fühlte sich so geschwächt, daß er sich nach Lothringen, in die Cantonierungsquartiere, zurückziehen mußte. Durch die Oestreicher, die nun an der Mosel, Coblenz, Trier und Luxemburg besetzt hielten, war jetzt alle Verbindung zwischen Dumourier und Custine unterbrochen.

Jetzt kam der Zeitpunkt, wo Custine von den traurigen Folgen seines Versehens, den

den wichtigen Posten von Coblenz nicht besetzt zu haben, überzeugt wurde. Die Preussen und Hessen rückten, in drey Colonnen, gegen Frankfurt an. Die französische Besatzung desselben, die durch ein Bataillon verstärkt worden war, belief sich nicht höher, als auf 1500 Mann, und 6 Feldstücke machten die ganze Artillerie derselben aus. Eine so schwache Besatzung gab Custine in dem schlecht verwahrten Frankfurt Preis! Custine, der selbst nach Frankfurt kam, versicherte den Magistrat, daß die Neutralität der Stadt nicht gestört werden würde, und sollte ja in der Nähe derselben ein Treffen vorfallen: so könnte sie auf eine völlige Entschädigung rechnen. An eben dem Tage (28. Nov.) gab er jedoch dem General van Helden, dem er die Aufsicht über Frankfurt anvertraute, den Befehl der äussersten Vertheidigung. Aber auf den Wällen standen keine Kanonen, und die Besatzung hatte keine Munition

Die Preussen und Hessen kamen indessen näher. Die rechte Colonne führte der Prinz von Hohenloh, die linke der Graf von Kalkreuth; bey der mittlern befand sich der König, der über Usingen nach Homburg gieng. Kalkreuth näherte sich, nachdem er bey Butzbach die Hessen an sich gezogen hatte, dem Mayn. Der Magistrat von Frankfurt schickte in der Nacht vom 28—29ten November Abgeordnete an Kalkreuth, mit der Bitte, die Stadt zu schonen. Der General erklärte sich hierzu bereit, wenn am folgenden Mittage die Stadt von den Franzosen geräumt seyn würde. Aber van Helden durfte sie nicht räumen, so gern er es auch gethan hätte. Er wartete vielmehr den Angriff der vereinigten Preussen und Hessen ruhig ab.

Am zweyten December, an einem Sonntage, rückten die Deutschen zugleich gegen zwey Thore an. Die auf den Wällen stehenden Franzosen empfiengen die anrückenden mit einem lebhaften Musketenfeuer. Um den Mangel von Kanonen zu ersetzen, schickte der Commandant einige Pikete nach dem städtischen Zeughause, die sich, nach Einsprengung der Thore, der Artillerie und Munition desselben bemächtigen sollten. Jetzt war

war diese Maßregel aber zu spät ergriffen. Das vor dem Zeughause in Menge versammelte Volk widersetzte sich der Absicht der Franzosen sehr ernstlich. Während nun der Magistrat, durch die dringendsten Vorstellungen, den französischen General von dem Entschlusse, sich gegen die angreifenden Deutschen zu wehren, abzubringen suchte, entwaffnete ein Haufe von Handwerkspurschen die französische Wache am Neuenthore, und nun drangen, über die niedergelassene Zugbrücke, die hessischen Carabiniers mit muthigem Ungestüm in die Stadt ein. Bald wurde auch einer preussischen Colonne ein Thor geöffnet. Die wenige französische Cavallerie, und einige Abtheilungen von Infanterie, retteten sich durch die Thore, welche von den Deutschen noch nicht besetzt waren; die übrigen wurden theils getödtet, theils gefangen. Unter den letztern befand sich van Helden selbst, der sich zu spät zur Capitulation erboth. Viele französische Soldaten wurden von den mitleidigen Bürgern versteckt. Neuwingers Division, die Custine der Garnison von Frankfurt zu Hülfe schickte, kam zu spät. Am folgenden Tage räumten die Franzosen die ganze Gegend zwischen Frankfurt und Maynz, ließen sie blos Cassel besetzt.

So war denn die Zeit, die Custine zu den Eroberungen am Mayn gebraucht hatte, zum Nachtheil seiner Nation verschwendet! So war der günstige Augenblick, den Rheinstrom in die französische Gewalt zubringen, versäumt! Was hätte diese Versetzung, während daß Dumourier in Belgien vorrückte, nicht für wichtige, vielleicht für den ganzen Krieg entscheidende Folgen haben können! Die Preussen hätten sich alsdenn nach Holland, oder nach Westphalen, zurückziehen müssen. Niemand fühlte die Vereitelung dieses Planes wohl inniger, als Dumourier, der indessen zwischen dem Rhein und der Schelde so glückliche Fortschritte machte. Nachdem Dumourier seiner Armee zu ihrer Erholung und Wiederherstellung einige Tage gegönnt hatte, rückte er der östreichischen Armee, unter dem Herzoge Albert vom Sachsen-Teschen, in die Niederlande, nach. Diese wählte, auf einer Anhöhe bey dem Dorfe Jemappe, eine halbe Stunde von Mons, eine

eine sehr sichere Stellung. Aus dieser beschloß sie Dumourier zu vertreiben.

Schon am 5ten November griffen die Franzosen die Oestreicher an; aber diese widerstanden dem heftigsten Angriffe glücklich. Am 6ten, Morgens sieben Uhr, wiederholte Dumourier seinen Angriff. An der Spitze seines rechten Flügels standen Beurnonville und Dampierre; über den Mittelpunkt führte der General Egalité, der Sohn von Orleans, den Befehl; über den linken Flügel hatte Harville die Aufsicht. Der rechte Flügel der Oestreicher stützte sich auf das Dorf Jemappe. Schon hatte das eben so heftige als mörderische Kanonenfeuer drey Stunden gedauert; schon hatten die Franzosen durch die Kugeln der Oestreicher, die in die Tiefe geschleudert selten fehlten, viel gelitten, als Beurnonville dem Obergeneral Dumourier den Wunsch der Truppen, mit dem Bajonet sich über die Oestreicher herzustürzen, bekannt machte. Keine einzige Colonne blieb zurück. Die Nationalgarden eilten voraus, das marseiller Lied singend. In weniger als einer halben Stunde war die erste Redoute erstiegen.

gen. Aber der zwischen derselben und der zweyten Verschanzungsreihe befindliche Boden war so steil, daß er alle regelmäßigen Manöver hinderte. Um so schrecklicher war die Niederlage, die die östreichischen Kartätschenkugeln unter den französischen Bataillonen anrichteten. Einige derselben wichen schon zurück. Sie sammelten sich jedoch bald wieder, und erkletterten, noch einmahl das marseiller Lied anstimmend, und dem Tode trotzend, die schrecklichen Anhöhen von neuem. Um zwey Uhr Nachmittags hatte Harville das Dorf Jemappe, und Egalité die zweyte Redouten-Reihe, erstiegen. Den dritten Angriff warteten die Oestreicher nicht ab, und am folgenden Tage (7. Nov.) zog Dumourier in Mons ein. Acht Tage hernach sah er sich im Besitze von Brüssel (14. Nov.). Seinen republikanischen Kriegern konnten die in geringer Anzahl, in einzelnen Abtheilungen fechtenden Oestreicher, nirgends einen kraftvollen Widerstand entgegensetzen. So kam der siegreiche Dumourier (28. Nov.) nach Lüttich, wo ihn die auf ihren Bischof aufgebrachten Einwohner mit der lebhaftesten Freude empfiengen, und endlich (8. Dec.)

 nach

nach Aachen. Jetzt hieng die ganze französische Truppenkette von Bruntrut bis Lüttich zusammen. In dieser Linie standen 250,000 Mann, die vier Armeen bildeten. Zuerst kam die Rheinarmee unter Custine und Beurnonville; an diese schlossen sich die Centrums-Nord- und Ardennen-Armee unter Dumourier an. Ueber die Nordarmee führte Miranda, über die Ardennen-Armee Valence, den besondern Oberbefehl. Die Deutschen waren ganz über den Rhein zurückgetrieben; und alles Land auf der linken Seite derselben befand sich in der Gewalt der Franzosen, und alles dieses Land wollten nun die Jacobiner zum Schauplatze ihrer anarchischen Greuel machen. Den Weg zur Einführung derselben bahnten sie durch die Clubs, die sie in den Hauptstädten stifteten. Ein solcher Club, bey welchem der pariser zum Muster diente, entstand zu Maynz, wo ein Forster, ein Böhmer u. a. m. die Rolle der Freyheitsapostel spielten; junge, genievolle Männer, die, ohne die Folgen ihrer Handlungen zu würdigen, von der glänzenden Seite des Freyheits- und Gleichheits-Systems sich hinreissen ließen. Auf ihre Handlungen hatte manches Weib, dessen Neigungen das neue zwanglose System schmeichelte, einen lebhaften Einfluß. Die Damen fanden, in der Gesellschaft der liebenswürdigen französischen Generale und Commissarien, das Freyheitsglück äusserst reitzend. Unter den gemeinen Leuten eilten ihm viele mit schneller Bereitwilligkeit entgegen. Man sehnte sich nach dem paradiesischen Zustande, mit der Republik Frankreich vereinigt zu werden. Einige Abgeordnete, unter welchen sich Forster befand, mußten die Wünsche des maynzer Clubs dem Nationalconvente vortragen. Eben solche Clubs entstanden in Worms, Speyer, und andern Städten am linken Rheinufer; sodenn in Bruntrut, in Savoyen, in Nizza.

Vorzüglich aber trieben die Jacobiner in Belgien ihr Revolutionsspiel. Ihre Häupter bothen den Belgiern, die sie, nach ihrer Sprache, von dem tyrannischen Joche des östreichischen Monarchen befreyt hatten, die Wahl ihrer Staatsverfassung an, und die Freude, die die Bewohner der Hauptstädte darüber empfanden, war so groß, daß schon von

von einem dem Nationalconvent zu widmenden Geschenke von 50 Millionen Livres, daß schon von der Stellung einer Armee von 40,000 Mann, die Rede war. Allein der damahlige französische Finanzminister Cambon wollte die schöne Gelegenheit, in der Plünderung eines freundschaftlich gesinnten Landes eine reiche Hülfsquelle zu finden, nicht unbenutzt lassen. Das reiche Belgien mußte sich daher allen Greueln der jacobinischen Anarchie unterwerfen. Die bisherigen Obrigkeiten wurden abgesetzt, und an ihre Stelle traten provisorische Administrationen, bey welchen die französischen zum Vorbilde dienten. Geistliche und adeliche Güter wurden in Sequestration gezogen. Dagegen hörten die bisherigen Abgaben, hörten Zehnten und Lehnrechte auf. Der Nationalconvent schickte vier von seinen Mitgliedern, unter welchen sich Danton befand, als Commissarien nach den Niederlanden. Diese überließen die einzelnen Revolutionsgeschäffte dem Kriegsintendanten Ronsin, und dieser bediente sich der Hülfe von Soldaten und Schreibern, die lauter Jacobiner waren, die mehr als die Hälfte von dem, was sie

sie für den Staat in Besitz nehmen sollten, ihrer Raubsucht zum Opfer brachten. Cambon, der damahlige uneingeschränkte Gebiether über die französischen Finanzen, ein Mann, der eben so wenig Kenntnisse, als Redlichkeit und Ehrliebe besaß, den nur hartnäckiger Despotismus emporhielt, behauptete, man müsse, das Bedürfniß des Staates zu befriedigen, alles baare Geld und alles Silberwerk aus Belgien fortschleppen; die armen Einwohner desselben würden sich um so leichter an die französische Nation anschließen. Cambon rechnete dabey auf den unterstützenden Beyfall der niedrigen Volksclasse. Zur Ausführung seines Planes kam von Paris eine hungrige Rotte jacobinischer Commissarien, Beamten, und Emissarien, herbey. Diese bewirkten eine völlige Auflösung der Staatsverfassung; diese bewirkten die Fortschaffung aller beweglichen Kostbarkeiten. Die Reichen vergruben ihre Schätze. Der Umlauf der Gelder stockte. Aber auch die Religiosität der Belgier wurde nicht geschont. Man unterwarf sie der Verfassung, die man in Frankreich eingeführt hatte. Bischöfe und Priester flohen. Das belgische

Volk

Volk wurde, um die neue Staatsform, die Vereinigung Belgiens mit Frankreich, zu sanctioniren, in den Kirchen versammelt. Viele verstanden nicht, was man ihnen vorlas; andere unterzeichneten aus Furcht, unterzeichneten durch Geschenke oder Beredsamkeit gewonnen.

Während daß die jacobinischen Commissarien und Beamten sich durch die Plünderung der Belgier bereicherten, litten diejenigen, deren Muth und Tapferkeit die Bezwingung des schönen Landes bewirkt hatte, den größten Mangel an allen Bedürfnissen. Der bis in den Spätherbst fortgesetzte Feldzug hatte die Armee in einen traurigen Zustand versetzt. Zu Ende des Decembers war fast das ganze Fuhrwesen der Artillerie vernichtet, und es fehlten derselben auf 6000 Pferde. Von den Flinten der Infanterie waren nicht 10,000 mehr völlig brauchbar. Die Cavallerie ritt ohne Stiefel und Sättel. Auch wurden gar keine Anstalten gemacht, diesem Mangel abzuhelfen. Dumourier schob alle Schuld auf die jacobinischen Commissarien, und diese beschuldigten ihn dagegen unre-

unrepublicanischer Gesinnungen, und machten die Vereitelung aller seiner Plane zu ihrem Hauptgeschäffte. Ronsin erklärte fast alle Anstellungen Dumouriers für ungültig. Anstatt die Bedürfnisse für die Armee zunächst aus Lüttich, Belgien, Holland, herbeyzuschaffen, ließ er das lüttische Tuch und Leder erst in Paris verarbeiten, ließ er das niederländische Getreide über Nantes nach Paris, und von da, als Mehl, wieder zur Armee bringen. Die Officiere, unter welchen die jacobinische Gleichheit alle Subordination verbannt hatte, begaben sich haufenweise nach Lüttich und Aachen. Ihre ohne Aufsicht zurückgelassenen Soldaten plünderten indessen die Dörfer, hatten aber auch einzeln manchmahl das Schicksal, von den zur Erbitterung gereitzten Bauern todtgeschlagen zu werden. Unter diesen Umständen war dem Dumourier die Erlaubniß, wegen der Verabredung des nächsten Feldzuges, nach Paris kommen zu dürfen, sehr willkommen, und er langte am ersten Tage des neuen Jahres (1793) in der Hauptstadt an.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Verschiedene Partheyen im Nationalconvent. Sansculotten. Ludwig XVI wird vom Convent zum Tode verurtheilt. Des Orleans Versuch, Dictator zu werden, mißlingt. Der 31ste May befestigt die jacobinische Herrschaft. Marat stirbt unter den Händen der Corday. Avignon, Lyon, Toulon, Bordeaux, und andre Städte, die sich dem jacobinischen Joche entziehen wollen, erfahren ein höchst trauriges Schicksal. Vendee. Chouans.

Durch den glücklichen Fortgang der Kriegsunternehmungen wurde der Stolz der pariser Jacobinerhäupter so mächtig gehoben, daß sie in die Ausführung ihres Planes das größte Vertrauen setzten. Frankreich sollte nicht nur kein Königreich mehr seyn; Frankreich sollte auch ihrer raubsüchtigen Willkühr ganz preisgegeben werden. So sehr dieß aber

aber das Ziel der jacobinischen Ränke war, so wenig stimmten alle Mitglieder des Convents in ihren Entwürfen überein. Wenn die sogenannten Anarchisten das Gebäude der neuen Verfassung ganz auf den Trümmern der alten aufführen wollten, so glaubten andre alles zu thun, wenn sie, das Eigenthum und die Sicherheit der einzelnen Bürger mehr oder weniger achtend, Vorurtheile bekämpften, und Mißbräuche ausrotteten. Man nennte diese Moderirte. Ein Theil der Jacobiner, die sich wieder in eigentliche Jacobiner und in Cordeliers absonderten, bildete die orleanische Parthey, für deren erklärte Häupter Robespierre, Danton und Marat galten. Auf den Gang ihrer Handlungen hatte Sieyes einen sehr bedeutenden Einfluß. Sieyes befand sich an der Spitze der Aufgeklärten und billigen Männer, die sich von den Jacobinern trennten, und dennoch schloß er sich in der Folge (seit 21. Sept.) wieder an diese an. Als sein Einfluß sich sehr wirksam zeigte, wurde er durch Lameths Ränke, einige Tage vor des Königs Flucht, zur abermahligen Entfernung bewogen. Jetzt saß er wieder im Con-

Convent. Während daß Sieyes furchtsam sich hinter die andern versteckte, und Marat nur zum Werkzeuge diente, suchten Robespierre und Danton einander gegenseitig zu stürzen. Danton hoffte unter Orleans Regierung ein mächtiges Ansehn zu behaupten, und Robespierre traute sich hinlängliche Talente zu, sowohl Orleans als Danton seiner Ehrsucht aufzuopfern.

So wie die Häupter einander entgegenarbeiteten, so waren auch die Partheyen im beständigen Kampfe begriffen. Die Cordeliers, die Gegner der eigentlichen Jacobiner, ließen sich allmählig einzeln in dem Club derselben aufnehmen, und dennoch hörten ihre heftigen Zänkereyen nicht auf, und dennoch arbeitete die eine Parthey für sich, während daß die andre Orleans Erhebung zum Ziele ihrer Bemühungen hatte. Die Cordeliers hatten in ihrem Club meistens so gute Vorbereitungen gemacht, daß sie der Stimmen-Mehrheit versichert waren. Indessen waren sie doch in manchem Punkte, vornehmlich in der Fortdauer der Anarchie, mit den Jacobinern, einverstanden. Auch unter

unter den Moderirten gab es zwey Partheyen, die, einig wegen der republikanischen Verfassung, in Ansehung der ausübenden Gewalt verschieden dachten. Die eine wünschte die Constitution von (1789, 1790, 1791, erhalten zu sehen; die andre zog ihr eine demokratische Verfassung vor. Unter diesen befanden sich die Repräsentanten aus dem südlichen Frankreich, die sogenannten Politiker, unter welchen Condorcet, Rabaut-Sainte-Etienne, und Louvet sich am meisten auszeichneten. Rabaut, reformirter Prediger, und ein eifriger Verehrer der neuern Philosophie, hegte einen unversöhnlichen Haß gegen die katholische Geistlichkeit, von welcher er sich beleidigt glaubte, und ergriff daher jede Gelegenheit, ihr zu schaden, mit Vergnügen. Rabaut, Condorcet und Louvet waren einige Zeit lang diejenigen, die den Gang der Verhandlungen vorzüglich leiteten, die Ministerstellen begleiteten, die die Redaction der Journale besorgten. Die Spaltung in der Nationalversammlung verbreitete sich auch bald in die Provinzen, in die großen Städte Marseille, Lyon, Bordeaux. Auch hier stimmten die meisten für eine demokra-

mokratische Verfassung, die aber keine jacobinische seyn sollte.

Der Hauptcharakter der letztern bestand in der Gleichheit aller Menschen, durch die die Jacobiner den großen Volkshaufen auf ihre Seite zu ziehen suchten. So wenig als ein Aufgeklärter dem Grundsatze, daß gleiche Talente auf gleiche Rechte Anspruch machen können, widersprechen wird, so wenig hatte doch die jacobinische Gleichheit, die den Reichen mit den Armen, den Verdienstvollen mit den Taugenichts, in eine Classe werfen wollte, einen vernünftigen Grund; so wenig ehrt es doch den Geschmack der Jacobiner, daß sie recht geflissentlich in ihrem Anzuge sich schmutzig und unordentlich darstellten, daß sie, die grobe Mundart der gemeinen Leute nachahmend, durchaus für Sansculotten gehalten seyn wollten. Mit diesem Nahmen belegte das feinere Publicum von Paris die armen Bewohner der Vorstädte, die sich ohne Schuhe und Strümpfe sehen ließen, und jetzt war der Sansculottismus an der Tagesordnung. So weit können sich habsüchtige Menschen herabwürdigen!

Um

Um die abscheulichen Plane der Jacobiner auszuführen, sollten alle diejenigen, die ihnen Hindernisse entgegensetzen könnten, aus der Welt geschafft werden. Marat scheute sich jetzt nicht, in seinem Journale den Mord und die Anarchie laut zu predigen. Es müßten, sagte er, noch 200,000 Köpfe fallen, Frankreich müßte einen Dictator bekommen, der alle Gegner der echten Republikaner vernichtete. Selbst Sieyes meynte, wenn die jetzigen Landeigenthümer den Fortgang der Revolution so mächtig zu hemmen fortführen, müßte man sie gegen andre vertauschen. Diese Aeusserungen wirkten besonders auf die Vorsteher der pariser Gemeinde, auf diejenigen, die ihre Repräsentanten in dem Nationalconvente vorstellten. Das Ansehn des Convents war durch dieselben so gehemmt, daß es der einreissenden Anarchie keinen hinlänglichen Damm entgegenstellen konnte. Die Beförderung derselben betrieben die Jacobiner mit der schändlichsten Geflissenheit. Durch ihre Emissarien ließen sie die Billiette der pariser Cassen, das einzige Geld der Franzosen, in Mißcredit bringen; ließen sie, am hellen Tage den Weibern und Mädchen Ohrenge-

rengehänge, Ringe und andre Kostbarkeiten, abnehmen; ließen sie Kirchen, Hospitäler plündern. Die ungeheuren Summen, die dadurch der Casse der Jacobinerhäupter zugeleitet wurden, dienten derselben zur Bezahlung der Volks-Verführer, welche die zur Erreichung ihrer Absichten nöthigen aufrührerischen Bewegungen unterstützten.

Eine Hauptabsicht derselben war der Proceß des verhafteten Ludwigs XVI, für welchen sie das Volk zu stimmen suchten. Um den Gang dieses Processes nach ihren Absichten einzurichten, suchten die Jacobiner alle diejenigen, die ihnen entgegen arbeiten könnten, als Feinde der Republik darzustellen, klagten sie alle Generale, alle Obrigkeiten und Vorsteher der Gemeinden, alle Ausschüsse und Bureaux des Convents, wegen republikanischer Gesinnungen an. Fabre d'Eglantine, Dichter, und ehedem Schauspieler, der sich durch den Entwurf zu dem neuen französischen Kalender bekannt gemacht hatte, scheute sich nicht, die Auflösung des Convents in Vorschlag zu bringen. Das Volk gegen die constitutionelle Regierung zur Er-

bitterung zu reitzen, wurde, durch die Veranstaltungen der Jacobiner, die Zufuhre nach Paris gehemmt, wurde eine Brodtheuerung erkünstelt. Die Repräsenten der Nation dienten zum Gegenstande des unverschämtesten Spottes.

So leiteten die Jacobiner den peinlichen Proceß gegen den letzten König ein; so brachten sie es endlich zu der Erörterung der Fragen, ob 1) Gründe vorhanden wären, Ludwig XVI einer öffentlichen Anklage zu unterwerfen, ob man ihm 2) den Proceß machen könne; von wem er 3) gerichtet werden könne, und 4) welche Formalitäten dabey beobachtet werden müßten. An Beschuldigungen ließen es die Jacobiner nicht fehlen. Die Untersuchung derselben wurde einem aus 24 Mitgliedern bestehenden Ausschusse des Covents übertragen. Unter diesen Beschuldigungen waren folgende die merkwürdigsten. Die erste betraf eine Summe von 192,000 Livres, die Bouillé vom Könige bekommen hatte, um bey Montmodi eine Truppenabtheilung zusammenzuziehen, und die Bürgschaft für eine Million, die Bouillé gleich-

falls erhalten sollte. Die folgenden Beschuldigungen hatten die Uebersendung des Soldes an die zu Coblenz befindliche königliche Leibgarde, die Begünstigung der Auswanderung, und die den Ausgewanderten angediehene Geldunterstützung, sodenn des Königs Alleinhandel mit Getreide, Zucker, Kaffee, seine Absicht, die beschworne Constitution umzuwerfen, und endlich die Stiftung eines neuen Ritterordens für die der Königin ergebnen Edelleute, zum Gegenstande. Ueber diese Punkte wurden nun dem Nationalconvente zwey Berichte überreicht, und ein Beschluß derselben gab einer besondern Commission den Auftrag, in Zeit von drey Tagen, über Ludwigs Anklage einen umständlichen Bericht abzustatten. Auf diesen Bericht beschloß nun (10. Dec.) der Convent, daß Ludwig der XVI von ihm gerichtet werden sollte.

Da die Vorlesung des Berichtes bis in die Nacht dauerte, bekam Ludwig die Nachricht, daß er vor dem Convente erscheinen sollte, nicht eher, als bis ihn der Maire von Paris (am 11ten) abholte. Um 7 Uhr, die

die Zeit wo Ludwig aufzustehen pflegte, würde Generalmarsch geschlagen; die Truppen versammelten sich; man besetzte die Hauptposten der Stadt, und vornehmlich alle Straßen, durch welche Ludwig geführt wurde. Der Lerm drang bis zu Ludwigs Gefängniß durch. Er wurde unruhig. Seine Familie, die sich zum Frühstück bey ihm versammelte, fühlte die lebhafteste Bestürzung. Anstatt daß Ludwig, nach geendigtem Frühstücke, seiner Gewohnheit gemäß, dem Dauphin eine geographische Lection gab, spielte er mit ihm das Siamsspiel, und der Prinz rief, als er nicht über sechzehn hinauskommen konnte: „die Zahl sechzehn ist doch recht unglücklich!“ „Ich weiß dieß schon lange,“ antwortete ihm Ludwig. Um ein Uhr erschienen Chambon, der Maire von Paris, der Gemeindeprocurator, und ein Secretär, in seinem Zimmer, um ihn, unter dem Nahmen Ludwig Capet, vor den Convent zu laden. „Ich heiße nicht Ludwig Capet,“ sagte der gewesene König; „meine Vorfahren haben zwar diesen Nahmen geführt; ich habe mich aber niemahls so genennt.“

 Lud-

Ludwig ward von Santerre, der die Hand auf seinen Arm legte, vor die Schranken des Convents geführt. Man setzte ihm einen Lehnstuhl. Der Präsident Petion redte ihn hierauf mit folgenden Worten an: „Ludwig, das französische Volk klagt sie an, daß sie dessen Freyheit hätten vernichten wollen; der Convent beschließt, daß sie durch ihn gerichtet werden sollen; man wird ihnen die Anklage-Acte vorlesen; sie können sich setzen!“ Der Präsident eröffnete ihm hierauf die erste Anklage, daß er am 20ten Junius 1789 die Nationalversammlung habe aufheben, und die Repräsentanten der Nation auf eine gewaltsame Art zur Auflösung ihrer Versammlung zwingen wollen. Ludwig antwortete hierauf: dieß habe ihm damahls noch kein Gesetz verbothen. Die zweyte Anklage beschuldigte ihn der Zusammenziehung einer Armee gegen die Stadt Paris. Hierzu, sagte Ludwig, hätte er damahls das Recht gehabt, und es wäre übrigens kein Bürgerblut vergossen worden. Auf die fernern Beschuldigungen: daß er die Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung lange hinausgeschoben, und, um derselben

selben entgegen zuarbeiten, vieles Geld verwendet hatte, antwortete Ludwig, daß alles dieß vor seiner Annahme der Constitution geschehen wäre. Wegen der Flucht nach Varennes bezog er sich auf die Antworten, die er damahls der constituirenden Versammlung, auf ihre Fragen, ertheilt hatte. Die Beschuldigungen, daß er mit seinen Brüdern ein Einverständniß unterhalten, daß er die Armee nicht gehörig verstärkt, oder gar desorganisirt hätte, leugnete er geradezu ab, oder er schob die Schuld auf seine Minister. Eben so blieb er standhaft bey der Behauptung, daß am 10ten August die Schweitzer nicht zuerst gefeuert hätten.

Auf Ludwigs Verlangen wurden ihm die Papiere, welche die Beweise zu den Anklagepunkten abgeben sollten, vorgelegt. Man gab ihm den Inhalt eines jeden laut an, und ließ ihm einige Minuten Zeit, es zu untersuchen. Er erklärte viele für falsch, für ihn unbekannt; seine Unterschrift wäre sehr oft durch einen Stempel vollzogen worden; auch gäbe es sehr viele Personen, die das Wappen von Frankreich in ihrem Petschafte führ-

führten. Ludwig bath sich, nach geendigtem Verhör, einen rechtlichen Beystand aus. Während der Berathschlagung über sein Ansuchen, mußte er noch eine ganze Stunde im Conferenzsaale warten. Indessen kam die Nacht herbey, und Ludwig, der den ganzen Tag fast gar nichts gegessen hatte, fühlte sich äusserst erschöpft. Man untersagte ihm, in sein Gefängniß zurückgekehrt, den Umgang mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, den er sonst dreymahl des Tages, bey dem Frühstücke, und bey dem Mittags- und Abendessen, genossen hatte. Auch nahm man ihm alle möglichen Instrumente, sogar die Rasirmesser, weg. Seiner Gemahlin, und seinen Kindern, erlaubte man nicht einmahl eine Scheere. Aus Ludwigs Zimmer schaffte man auch Dinte, Feder und Papier weg, und doch konnte er sie zur Auffsetzung seiner Vertheidigung nicht entbehren! Diese strenge Maßregeln erschütterten ihn gewaltig. Er aß schnell zu Abend, und gieng gleich darauf zu Bette, um vielleicht die ihm verhaßten Personen, von welchen er den ganzen Tag umringt gewesen war, endlich loszuwerden.

Indes-

Indessen verursachte sein Gesuch wegen eines rechtlichen Beystandes im Convent die lebhaftesten Zänkereyen. Viele Mitglieder widersprachen ihm mit dem heftigsten Ungestüme. Der Präsident mußte sich bedecken. Einige waren der Meynung, daß man Ludwigs Leben, als ein kostbares Unterpfand, auffsparen müsse; aber die Girondisten, und vornehmlich die Jacobiner, bestanden auf der Hinrichtung. Jene aus dem Grunde, weil sie ihr Ansehn nicht verlieren wollten. Dabey thaten sie aber den Vorschlag, daß das Urtheil über Ludwig der Genehmigung der ganzen Nation, in den Primärversammlungen, unterworfen werden sollte. Zur Abfassung der Vertheidigung Ludwigs wurde die Zeit bis zum 26ten December hinaus geschoben.

Hierauf wurde Ludwig durch vier Commissarien des Convents, wegen der Wahl seines rechtlichen Beystandes, befragt. Diese verstatteten ihm wieder den Gebrauch von Dinte, Feder und Papier, und von Rasiermessern; sie erlaubten ihm auch, seine beyden Kinder, jedoch ohne Mutter und Tante,

zu

zu sehen. Ludwigs Wahl seiner Vertheidiger traf zuerst die beyden ehemahligen Parlamentsadvocaten, Target und Tronchet, die zu den berühmtesten Männern ihres Standes gehörten. Target lehnte den Auftrag, unter dem Vorwande der Kränklichkeit, ab. Der Convent wollte nun einen andern Vertheidiger wählen, als sich Malesherbes freywillig zur Uebernahme dieses Geschäfftes erboth. Nie ein Günstling des Königs, vielmehr zweymahl als Minister ein Opfer der Hofränke, lebte er, 72 Jahr alt, auf einem Landsitze, im Schooße seiner Familie, den Wissenschaften und der Humanität gewidmet. Ludwig nahm sein Erbiethen gern an. Ein Frauenzimmer, Olympia Desjouges, bath sich die Erlaubniß aus, den ehrwürdigen Malesherbes bey seiner Arbeit unterstützen zu dürfen. Desitze verpflichtete sich als dritter Vertheidiger.

Am 26ten December erschien Ludwig, begleitet von Tronchet, Malesherbes und Deseze, vor dem Convente. Deseze antwortete in Ludwigs Nahmen auf die ihm am 11ten gemachten Beschuldigungen. Diese Antwort diente

diente aber so wenig, den unglücklichen Ludwig vor der gegen ihn leidenschaftlich eingenommenen Versammlung zu rechtfertigen, daß sie vielmehr den Beschluß faßte: „der König, der seinem Eide zuwider handelt, erscheint als einer, der seine Krone niedergelegt hat, und tritt in die Classe andrer Bürger zurück.“ Ludwig sprach noch einige Worte zu seiner Entschuldigung; besonders bedauerte er es, daß ihm das am 10ten August vergossene Bürgerblut zur Last gelegt wurde. Er wurde hierauf in den Tempel zurückgebracht.

Noch jetzt blieb ein Theil der Conventsmitglieder bey der Meynung, daß man das Urtheil über Ludwig, der Nation unterwerfen müsse. Aber die jacobinischen Zuhörer erregten einen solchen Lerm, und stießen, zum Tische des Präsidenten sich hindrängend, solche Drohungen aus, daß der Convent den Beschluß faßte: Ludwigs Proceß sollte bis zum Urtheil der einzige Gegenstand seiner Verhandlungen seyn. Um dieses Urtheil vorzubereiten, brachten Robespierre, und seine Anhänger, an den folgenden Tagen, noch neue

neue Beschuldigungen gegen Ludwig vor. Unter diesen befand sich auch der Vorwurf, daß er beständig, neben dem öffentlichen Ministerium, noch ein geheimes unterhalten habe. Mit den Jacobinern arbeiteten die Mitglieder der pariser Municipalität zu einem Zwecke hin. Auf Antrieb der Municipalität ließen die pariser Sectionen gemeinschaftliche Adressen, welche die Beschleunigung eines entscheidenden Urtheils über Ludwig zur Absicht hatten, dem Convent übetreichen. Auf dieses Urtheil drangen auch alle andre mit dem pariser Club in Verbindung stehende Volksgesellschaften, als wenn es gleichsam die Stimme der ganzen Nation wäre. Brissot, der in seinem Journal, „der französische Patriot", die Schändlichkeit dieses Verfahrens rügte, zog sich die wüthendste Verfolgung der Jacobiner zu. Man erklärte ihn für das Haupt einer mit Frankreichs Feinden im Einverständnisse sich befindenden Parthey.

So näherten sich Ludwigs Feinde dem Ziele ihrer Bemühungen. Am 7ten Januar (1793) beschloß der Convent, daß die Verhandlungen über Ludwigs Prozeß ihr Ende erreicht haben sollten, und 9 Tage hernach (am 16ten) wurde durch die Mehrheit der Stimmen das Urtheil gesprochen. Von 745 Mitgliedern waren 25 abwesend: alle übrigen, einen einzigen, der nicht antwortete, ausgenommen, bejaheten die Frage: ob Ludwig einer Verschwörung gegen die Nationalfreyheit, und einer Theilnahme an dem Plane gegen die Sicherheit des Staates, schuldig wäre. Der Präsident machte dieß der Versammlung bekannt, und erklärte zugleich, daß der Ludwigs Verurtheilung betreffende Beschluß der Genehmigung der Nation nicht weiter bedürfe. Der folgende Tag (16. Jan.) war zur Bestimmung der Strafe angesetzt. Die 36 Stunden dauernde Sitzung war äusserst stürmisch. Erst um 8 Uhr Abends nahm der namentliche Aufruhr seinen Anfang, und er wurde bis zu der nehmlichen Stunde des folgenden Tages fortgesetzt.

Der Präsident erhielt während der Zeit (am 17. Jan.) zwey Schreiben, die Ludwigs Rettung zur Absicht hatten; das erste von dessen rechtlichen Beyständen, das zweyte von dem Könige von Spanien. Die Beystände sollten

sollten erst erst nach geendigtem Aufruf gehört werden! Nach einer tiefen Stille folgte endlich die Entscheidung. Es fehlten 24 Stimmen, und von den übrigen 721 erklärten sich 366 für Ludwigs Tod. Eigentlich nur eine Mehrheit von 5 Stimmen! Erst jetzt wurden Ludwigs Vertheidiger vorgelassen. Deseze übergab dem Convent eine von Ludwig unterzeichnete Appellation an das Volk. „Ich bin es“, sagte Ludwig, „meiner Familie schuldig, einem Urtheile, das sich auf ein mit Unrecht mir Schuld gegebenes Verbrechen gründet, feyerlich zu widersprechen.“ Deseze blieb vornehmlich bey dem geringen Ausschlag der Stimmen-Mehrheit stehen. „Zittert“, sprach er, „der Convent nicht bey dem Gedanken, daß von 5 Stimmen das Wohl der ganzen Republik, das Wohl von 25 Millionen Menschen abhängt?“ Tronchet drang auf die Beobachtung des Criminalgesetzes, daß zur Bestimmung der Strafe zwey Drittel der Stimmen erforderlich seyn sollten. Diese Appellationen wurden aber, als den Rechten des Volkes, und der Gewalt der National-Repräsentanten widersprechend, für ungültig erklärt. Zugleich wurde

festgesetzt, daß jeder, der noch fernerhin über das gefällte Urtheil sprechen würde, als ein Störer der öffentlichen Ruhe anzusehen wäre. In der Sitzung vom 19ten bis zum 20ten wurde endlich, durch eine Mehrheit von 29 Stimmen, beschlossen, daß das Urtheil ohne Aufschub, und zwar in Zeit von 24 Stunden, vollzogen werden sollte.

Sonntags (20. Jan.) begab sich der Justizminister Garat, nebst zwey Mitgliedern des Vollziehungsrathes, und einem Secretär, in den Tempel. Ludwig mußte die sein Urtheil betreffende Protocolle vorlesen hören. Vergebens bath er um einen Aufschub von drey Tagen. Kaum erlaubte man ihm noch eine Zusammenkunft mit seiner Familie, die bis Nachts halb elf Uhr dauerte. Hierauf ließ Ludwig seinen Beichtvater, den vortrefflichen Edgeworth, einen Irländer, zu sich kommen. Dieser blieb bis 2 Uhr bey ihm. Am 21ten, an seinem Todestage, stand Ludwig um 6 Uhr auf. Um 7 Uhr hörte er die Messe an, genoß er das Abendmahl. Um 8 Uhr übergab er seinem Kammerdiener Clery einen Trauring, und ein kleines silber-

nes Petschaft; jenen für seine Gemahlin, dieses für seinen Sohn. Gegen 9 Uhr wurde er zur Hinrichtung abgeholt. Er bestieg den Wagen mit der standhaftesten Fassung. Ausser dem Beichtvater, saßen noch zwey Officiere von der Gens'darmerie in demselben. Der Wagen war von einer beträchtlichen Anzahl von Gensd'armerie, unter der Anführung von Santerre, umringt. Um 10 Uhr langte er auf dem Revolutionsplatze an. Die Richtbühne stand nicht weit von dem Piedestal der Statue Ludwigs XV, dem Garten der Tuilerien gegenüber, auf dem jetzigen Platze de la Concorde. Sie war von 12 bis 15,000 Bewaffneten umringt. Am Fuße der Bühne sprach Ludwig noch fünf Minuten lang mit seinem Beichtvater. Sodenn stieg er mit männlicher Festigkeit hinauf. Er trug ein violettes Kleid, eine weiße Weste, und graue Beinkleider. Die Haare waren frisirt. Die Gesichtsfarbe zeigte sich gesund. Als Ludwig das Gerüst bestiegen hatte, trat er einige Schritte vor, und sprach, dem Volke, oder eigentlich der bewaffneten Mannschaft, die das Gerüst umringte, zugewendet: „Franzosen! ich sterbe unschuldig; ich verzeihe meinen

nen Feinden, und wünsche, daß mein Tod" — — hier ließ Santerre plötzlich alle Trommeln rühren. Noch einmahl streckte Ludwig seine Hände gegen das Volk aus, um stilles Gehör bittend. Als er alles vergebens sah, zog er seine Kleider aus, band er die Halsbinde los, und um halb elf Uhr fiel sein Kopf. Santerre zeigte ihm dem Volke, das in den brüllenden Ausruf: „es lebe die Republik!" ausbrach.

Die Jacobiner hatten nun ihre Absicht erreicht. Frankreich war kein Königreich mehr; Frankreichs letzter König war hingerichtet. Aber eben die geringe Stimmenmehrheit, die für Ludwigs Tode entschieden hatte, bewies die Verschiedenheit der Gesinnungen, die zwischen den Mitgliedern des Convents herrschte. Diese Verschiedenheit bewirkte, daß diejenigen, die in ihren Meynungen nicht übereinstimmten, auch in Ansehung der Sitze, die sie im Conventssaale einnahmen, sich von einander absonderten. Die heftigsten Jacobiner, vornehmlich Danton, Marat, Robespierre, nahmen die höchsten Bänke, an der linken Seite des Präsidenten,

denten, ein, während die Moderirten sich auf die niedrigen Bänke setzten. So entstanden die Nahmen der Partheyen des Berges und der Ebene. Die Bergparthey war aber in ihren Planen verschieden. Die Cordeliers arbeiteten noch immer für Orleans, während daß die eigentlichen Jacobiner die Anarchie zur Absicht ihrer Bemühungen hatten. Dem Plane der Cordeliers gemäß sollte Orleans, oder Egalité, als Dictator oder Protector, an die Spitze der Republik gestellt werden. Neue Mittel, seine Freunde zu vermehren, verschaffte ihm (4. März 1793) die reiche Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters Penthievre, dessen einzigen Sohn, Orleans durch den Arzt, den er bey einer gewissen Krankheit brauchte, aus der Welt zu schaffen wußte. Am 9ten März sollte Orleans Erhebung durchgesetzt werden. Man wollte zu dieser Revolution durch die Ermordung der angesehensten Mitglieder der Thalparthey vorbereiten. Diese benutzte jedoch zu ihrer Rettung den Umstand, daß man die Sitzung des Convents eine Stunde unterbrach. Auch zeigte Orleans, als der entscheidende Augenblick der Ausführung kam, zu wenig Entschlos-

schlossenheit und Standhaftigkeit. Er fiel, als ihn eine gedungne Horde auf das Stadthaus bringen, und daselbst zum Dictator ausrufen sollte, in Ohnmacht. Die Bergparthey wollte sich mit dem kraftlosen Manne nun nicht mehr abgeben, und er wurde nicht lange hernach, auf den Antrag der Girondisten, in ein gemeines Gefängniß eingesperrt.

Jetzt trat die Schreckensregierung ein. Seit Ludwigs Hinrichtung arbeiteten Robespierre und seine Anhänger, an der Einführung einer gänzlichen Anarchie, durch die sie sich zu ihrer tyrannischen Herrschaft den Weg bahnen wollten. Im Nationalconvente saßen aber noch zu viele gegen ihr Vaterland redlich gesinnte Männer. Er sollte entweder ganz aufgelöset, oder wenigstens von den Gegnern des jacobinischen Systems gereinigt werden. Man klagte diese daher wegen der Verbrechen an, deren man sich selbst schuldig machte. Der Justizminister Garat bekam vom Nationalconvente den Auftrag, die Urheber der Mordscenen vom 2ten Sept. dem gerichtlichen Verfahren zu unterwerfen. Die Jacobiner erklärten sie aber für Männer, die sich um das

Vaterland besonders verdient gemacht hätten, und sie droheten, von den marseiller Föderirten unterstützt, so sehr mit einem allgemeinen Volksaufstande, daß der Nationalconvent sich bewogen sah, das schon erlassene Decret wieder zurückzunehmen.

Durch aufrührerische Bewegungen, welche ein eigner Revolutionsausschuß organisirte, setzte die Bergparthey alle ihre Plane durch. Durch einen solchen Aufstand gerieth am 20ten Februar die Hauptstadt in eine lebhafte Unruhe. Die Anstalten zu demselben wurden schon am vorhergehenden Tage gemacht. Um die Tuilerien rotteten sich große Menschenhaufen zusammen. Man hörte die Aeusserung: daß man einen Theil der Deputirten aufhängen müsse. Den Unwillen des Volkes vermehrte der Brodmangel, den man durch Emissarien noch vergrößerte. In Marats Journale wurde das Volk aufgefordert, die Magazine zu plündern, und die Aufkäufer an ihren Hausthüren aufzuhängen. Am 20ten wurde diese Aufforderung ins Werk gesetzt. Der aufrührerische Pöbel plünderte nicht allein die Becker, sondern bemächtigte

sich auch der Vorräthe von Zucker, Kaffee, Chocolade, Oehl, Lichtern u. s. w., die in den Materialisten-Läden vorhanden waren. Manches wurde für einen niedrigen Preis verkauft, manches umsonst genommen. So machte man dem Pöbel Lust, zu aufrührerischen Scenen sich brauchen zu lassen.

Durch solche Scenen wurde die Errichtung eines öffentlichen Revolutionsausschusses, der den Feinden der Republik, das heißt, den Feinden der Bergparthey, den Proceß machen sollte, durchgesetzt. Man nennte diesen Aufruhr die Verschwörung vom 10ten März. Die Anzeige, die dem Nationalconvente von derselben gemacht werden sollte, wurde durch den Lerm der mit Säbeln und Pistolen bewaffneten Anhänger der Bergparthey, die sich auf den Tribunen befanden, verhindert. Die Commissarien, die der Convent, der Beschleunigung der Recrutierung wegen, an die pariser Sectionen abschickte, meldeten insgesammt in ihren Berichten, daß das Volk die Errichtung eines Revolutionstribunals, ohne allen Verzug, erwarte. Um die Zahl der Verschwornen zu vergrößern, setzte der

aus Belgien zurückgekommene Danton eine Verordnung durch, die allen wegen Schulden verhafteten ihre Freyheit verschaffte. Die Stimme der patriotisch-gesinnten Journalisten sollte sich nicht mehr hören lassen. Man schickte daher Banditen in die Häuser derselben; man ließ ihre Pressen zerschlagen.

Es folgte hierauf eine lange Reihe von Anklagen gegen diejenigen, von welchen sich die Bergparthey befreyt zu sehen wünschte. Collet d'Herbois that den Vorschlag, alle diejenigen Mitglieder, die sich für die Apellation an die Nation erklärten, von den Commissionen auszuschließen. Die Stimmen der Conventsmitglieder, die sich den tyrannischen Maßregeln der Verschwornen widersetzten, wurden durch wildes Geschrey zum Stillschweigen gebracht. Robespierre sprach sehr lange über die Nothwendigkeit, sich aller derer, die er Verräther nennte, zu entledigen. Die Sitzung wurde während der Nacht fortgesetzt. Danton rief den Tribunen mit seiner Stentorstimme zu: „Frankreich schreitet nicht fort, aber Clairfait rückt vorwärts, und die Feinde im Innern sind thätig; die Nacht paßt sich besser für die Dolch-Operationen!"

Der Convent gieng nur auf eine Stunde auseinander. Als es zur Wahl der Mitglieder des Revolutionsausschusses kam, traf sie auch einige redlichgesinnte Männer. Doch Marat, der es nicht abwartete, ob sie sich für die Annahme erklärten, forderte schon das Mordgesindel, mit welchem die Tribunen angefüllt waren, zum Beystande auf. Dadurch erzwang er ein Decret, welches das von ihm aufgesetzte Verzeichniß der Mitglieder des Ausschusses bestätigte; fast lauter Mörder des 2ten Septembers, die jetzt im Nahmen des Gesetzes morden sollten. Indessen scheiterte damahls doch der Plan der Bergparthey, ihre Gegner durch diese Verschwörung aus der Welt zu schaffen. Diese waren, durch die Aufseher des Saals gewarnt, nicht in die Sitzung zurückgekehrt, und von dem Erscheinen in den folgenden Sitzungen wurden sie, durch den stürmischen Geist der Berathschlagungen, entfernt. Ein heftiger, die ganze Nacht hindurch dauernder Regen hatte viele Verschworne in ihren Woh-

Wohnungen zurückgehalten, hatte die Zahl der Bewaffneten von einer Zeit zur andern vermindert. Darüber verlohren die Anführer der Mörder den Muth; sie wurden unschlüssig; sie setzten in die Ausführung ihres Planes ein Mißtrauen. Zwey Tage hernach erhielt der Nationalconvent ein Schreiben des Generals Dumourier, das, einem Manifeste ähnlich, der Versammlung seinen Anmarsch mit einem Theile seiner Armee meldete, um die von schändlichen Horden dem Convente zugefügten Beleidigungen zu ahnden, um die wüthende Gesellschaft der Jacobiner von Grund aus zu vernichten. Die Jacobiner konnten, so sehr sie es auch wünschten, damahls noch kein Anklagedecret gegen ihn durchsetzen; la Croix vertheidigte ihn zu kraftvoll. Aber sie schwuren ihm unversöhnliche Rache zu.

Da noch so viele Mitglieder des Convents sich den Absichten der Jacobiner entgegensetzten, so faßten die Häupter derselben den Entschluß, die Auflösung des Nationalconvents durch gewaltsame Mittel zu bewirken. Die Vorbereitung zu derselben machte man (10. März) durch ein Revolutionstribunal, und durch

durch die Commission des allgemeinen Wohls, die bald darauf (6. April) in einen öffentlichen Wohlfahrtsausschuß übergieng. Dieser bestand aus 9 Gliedern, unter welchen sich Barrere, Cambon, Danton, Treilhard befanden; zu diesen kamen bald hernach noch Robespierre und Carnot hinzu. Unter den schönen Namen dieser Ausschüsse verbarg man den schrecklichen Despotismus einiger menschlichen Ungeheuer. Durch sie verschaffte man sich die erwünschteste Gelegenheit, alle diejenigen, die es mit der französischen Nation redlich meynten, die dem abscheulichen Despotismus entgegen zu arbeiten suchten, aus der Welt zu schaffen.

Unter diese gehörten die Häupter der Thalparthey, die Robespierre und Danton, zu wiederholten Mahlen, als Verräther des Vaterlandes anklagten. Zweymahl wurde diese Anklage für verläumderisch erklärt. Marat schlug im Jacobinerclub eine Aufforderung an die Bewohner aller Departemente vor, daß sie einen Aufstand erregen, und nach Paris marschieren möchten. Die Adresse dieser Aufforderung überreichte der

Maire

Maire Pache (15. April) dem Nationalconvente an der Spitze des Insurrectionsausschusses. Marat forderte auch in seinem Journale zur Reinigung des Convents auf. Noch 250,000 Köpfe aus dem Volke müßten der Sicherheit der Nation aufgeopfert werden. Die Girondisten klagten deswegen den Marat als einen Aufwiegler, an. Aber sie erlebten bald das Mißvergnügen, daß dieser Bösewicht, über alle Anklagen siegte. Marat, der das Anklagedecret (20. April) sehr unerwartet fand, hielt sich einige Tage verborgen, bis seine Anhänger das über die Theuerung schon aufgebrachte Volk in Bewegung gesetzt hatten. Nur erschien er vor dem Revolutionstribunale; nun vertheidigte er sich, nicht wie ein Angeklagter, sondern wie ein über alle Gesetze erhabener Mann. Aber die Mitglieder des Revolutionstribunals waren auch alle von der Bergparthey. Um alle Gegner zum Stillschweigen zu bringen, hatte man alle Tribunen und Zugänge des Convents mit jacobinischen Emissarien besetzt. Schon bey dem Anbruche des Tages (24. April) waren die Höfe des Pallastes mit Schaaren von Mänern und Weibern

angefüllt, deren sich die Jacobiner zur Erregung eines Aufstandes bedienten. Ehe noch die Sitzung des Revolutionstribunals ihren Anfang nahm, hatte der Pöbel schon Saal und Hallen angefüllt. Während der Sitzung ließ er Marat immer hochleben; auch drohte mancher Dolch den Richtern, die den Freund des Volkes nicht frey sprechen würden. So gieng es ganz natürlich zu, daß Marat vom Revolutionstribunale völlig freygesprochen wurde. Den Pallast im Triumphe verlassend, wurde er vom Volke, das ihn mit Kränzen von Eichenlaub schmückte, feyerlich in den Saal des Nationalconvents gebracht, wo diejenigen, die das Anklagedecret gegen ihn veranlaßt hatten, auf eine kränkende Weise verhöhnt wurden. Auf die ehrenvolle Auszeichnung, die dem Marat widerfuhr, war selbst Robespierre eifersüchtig; aber der gemeinschaftliche Vortheil machte ihre Verbindung noch fortdauernd.

Wenig Tage nach Marats Freysprechung (1 May) machten die Jacobiner einen neuen Versuch, ihren Plan durch einen Volksaufstand durchzusetzen. Sie benutzten hierzu die

die, die lebhaftesten Besorgnisse erregende, Theuerung der Lebensmittel. Große Haufen des Pöbels umringten den Convent. Eine aus 40 Köpfen bestehende Deputation desselben verlangte, unter den heftigsten Drohungen, daß der Preis aller Lebensmittel bestimmt werden sollte. Der Redner schloß seine Anrede an den Convent mit den Worten: „wenn sie unsern Vorschlag nicht annehmen, so erklären wir hiermit, daß wir auf die Insurrection ganz gefaßt, daß wir in derselben schon wirklich begriffen sind.“ Eben diese Worte erregten aber bey den meisten Deputirten den lebhaftesten Unwillen; sie wollten, wie sie sagten, lieber auf ihrem Posten sterben, als sich von einem verblendeten Volkshaufen Gesetze vorschreiben lassen. Die meisten Deputirten von Paris giengen hierauf hinaus, und unterhandelten mit den Abgeordneten der Vorstadt St. Antoine so glücklich, daß die Volksmasse sich wieder verlief.

Die Hoffnung der Jacobiner, den Nationalconvent zu sprengen, wurde durch vergebliche Versuche nicht niedergeschlagen. Sie arbei-

arbeiteten vielmehr mit entschlossener Standhaftigkeit an der Aufwiegelung des großen Haufens. Ein sehr erwünschtes Mittel both ihnen die allgemeine Unzufriedenheit der pariser Bürger über die Recruten-Aushebung dar. Adel und Geistlichkeit hatten sie gern vernichtet gesehen; daß aber jetzt ihre Söhne an die Gränze marschieren, daß sie die armen Vertheidiger des Vaterlandes nähren und kleiden sollten, das fanden sie unerträglich, und die Jacobiner unterließen es nicht, ihren Unmuth immer mehr zu reitzen. Robespierre und Marat wollten ihre Anhänger in Paris nicht fortziehen lassen. Sie widersetzten sich daher der pariser Aushebung mit aller ihrer Kraft. Die Hauptstadt, sagten sie, dürfe als das Zeughaus der Republik, nicht entblößt werden.

Die Jacobiner kamen ihrem Ziele immer näher, und leider gaben ihnen ihre unbesonnenen Gegner selbst die Gelegenheit, ihre Vernichtung zu beschleunigen. Durch Marats Anklage hatten die Girondisten ein gefährliches, ihnen selbst in der Folge sehr nachtheiliges Beyspiel gegeben. Die Unverletzlich-

letzlichkeit der Conventsmitglieder war seitdem verschwunden, und die Girondisten hatten ihren Feinden gleichsam das Schwerdt in die Hände gegeben. Vergebens brachte es Barrère (18. May) dahin, daß es der Convent einer eignen Commission von 12 Mitgliedern übertrug, auf diejenigen, die zum Aufstande aufwiegelten, besonders aufmerksam zu seyn; vergebens berichtete (23. May) die Section der pariser Brüderschaft dem Convente eine gegen die Girondisten gerichtete Verschwörung; vergebens ließ die ausserordentliche Commission den Aufwiegler Hebert verhaften; Marat sprach dem ganzen Convente Hohn, und ausserordentliche heftige Zänkereyen zwischen der Bergparthey und den Girondisten hatten endlich (27. May) den Erfolg, daß der Nationalconvent die ausserordentliche Commission wieder aufheben mußte. Zwar wurde am folgenden Tag (am 28ten) die Beybehaltung dieser Commission durch die Stimmen-Mehrheit entschieden; die Mitglieder und Anhänger der Bergparthey trafen jedoch die Veranstaltung, daß ihre Verschwornen, vornehmlich Heberts Anhänger, eine blutfarbene Mütze

zur Fahne, und die Erklärung der Menschenrechte mit einem schwarzen Flor umhüllt, durch den Saal des Convents zogen; daß sie die Mitglider der Commission verhöhnten, und als Verräther anklagten; daß sie dieselben, als sie wegen der Verschwörung einen Bericht abstatten wollten, nicht zum Worte kommen ließen.

Jetzt beschlossen die Häupter der Bergparthey die gewaltsame Unterdrückung ihrer Gegner nicht länger aufzuschieben. Hierzu stand ihnen ein aufrührerischer Volkshaufe zu Geboth. In der Nacht vom 30ten bis 31ten May versammelten sich die Verschwornen der Jacobiner im erzbischöflichen Pallast. Man vertauschte den bisherigen Gemeinderath gegen einen andern, und erklärte die Stadt Paris im Insurrectionszustande begriffen. Der Jacobiner Henriot wurde zum provisorischen Commandanten ihrer Nationalgarde ernennt. Am 31ten Morgens um vier Uhr hörte man schon die Sturmglocke, die Trommel des Generalmarsches, und die Lermkanone, wurden die Barrieren der Stadt geschlossen. Schon um 6 Uhr waren die

Mitglieder des Nationalconvents versammelt. Der Vollziehungsrath, die Municipalität, der Departementsrath, wurden vorgefordert, um wegen des ausserordentlichen Lerms Rechenschaft abzulegen. Indessen war der Pallast von mehr als hundert tausend Bewaffneten umringt. Diese äusserten jedoch fast einstimmig, daß sie nicht den entferntesten Gedanken hätten, etwas gegen die Repräsentanten der Nation zu unternehmen, daß sie vielmehr zu ihrer Vertheidigung bereit wären. Die Verschwornen befanden sich in Verlegenheit. Jetzt erschien jedoch der Maire Pache, nebst einem Theil des Insurrectionsausschusses, vor den Schranken der Versammlung, und der Lerm ward so drohend, daß der Convent zur Nachgiebigkeit bewogen wurde. Die Commission der Zwölfer sollte aufgehoben, und jeder im Dienste befindliche Sansculotte täglich 40 Sous bekommen. Dieß gnügte aber den Absichten der Verschwornen, die den Convent von ihren Gegnern gereinigt zu sehen wünschten, gar nicht. Die Maratisten wendeten daher alle Mühe an, die um den Pallast herumstehenden Bewaffneten zu Gewaltthätigkeiten gegen

gegen den Convent zu reitzen; aber die rechtlichen Gesinnungen des größten Theiles vereitelten auch dießmahl ihre Bemühungen. Marat lief in der Verzweiflung auf das Stadthaus, um sich Unterstützung zu verschaffen; er forderte auf der Straße die Leute zum Aufstande auf; er ermahnte die Verschwornen, sich nicht eher von den Schranken zu entfernen, als bis alle ihre Forderungen erfüllt wären.

Am Morgen eben dieses Tages war im erzbischöflichen Pallast ein Central-Revolutionsausschuß errichtet worden, dem die ganze Leitung der Insurrection, nebst der vollziehenden Gewalt, übertragen wurde. Den Präsidenten desselben stellte Marat vor, und die Mitglieder waren meistens Ausländer, Niederländer, Spanier, Schweitzer. Am Morgen des folgenden Tages (1. Jun.) schallte die Sturmglocke von neuen. Die Bürger eilten aber nicht, auf ihren Versammlungsplätzen zu erscheinen, und viele blieben gar zu Hause. Die Sitzung des Convents hatte kaum ihren Anfang genommen, als ihm der Verhaft der Gemahlin des Ministers Roland, auf Befehl der Munici

nicipalität, gemeldet wurde. Die Mitglieder überzeugten sich nun, daß der Plan mehrere von ihnen auf eine gewaltsame Weise aus dem Wege zu schaffen, noch nicht aufgegeben wäre. Viele entfernten sich daher, und kehrten auch nicht wieder zurück. Die Sitzung des Convents war, als die Verschwornen ihre Leute endlich beysammen hatten, aufgehoben. Aber man ließ die Sturmglocke von neuen erschallen; man ließ von neuen Generalmarsch schlagen. Alle Bürger kamen nun in Bewegung. Der Convent hielt eine nächtliche Sitzung. Endlich erschien vor demselben der Insurrectionsausschuß im Nahmen aller constituirten Gewalten der Gemeinde und des Departements von Paris, mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß nicht nur die schon angegebenen 22 Mitglieder, sondern noch 4 andre, für Vaterlandsfeinde erklärt werden sollten. Nach langen und lebhaften Berathschlagungen faßte endlich der Convent den Beschluß, daß der Wohlfahrtsausschuß in Zeit von drey Tagen deswegen Bericht abstatten sollte.

Die Verschwornen hiermit nicht zufrieden, machten nun den dritten Versuch, ihren Plan

Plan auszuführen, und dieser gelang ihnen. Die Sturmglocke ließ sich wieder hören. Die Bürgerbatallione zogen (2. Jun.) abermahls vor dem Pallaste des Convents (den Tuilerien) auf. Henriot brauchte aber jetzt die Vorsicht, die Batallione, bey welchen die meisten Jacobiner waren, in die Nähe des Pallastes zu stellen. Die Macht derselben vergrößerte man durch eine 3000 Köpfe starke Schaar von Sansculotten, die man von den nächsten Dörfern, wo sie zum Aufbruche gegen die Vendee lagen, in die Stadt zog. Durch einen Theil derselben besetzte man, ohne daß es der Convent erfuhr, die Thüren. Indessen wurden auf Veranstaltung des Insurrectionsausschusses manche Gegner des jacobinischen Unwesens verhaftet. Nach diesen Vorbereitungen drängten sich zu allen Thüren furienartige Weiber herein, denen Männer mit Piken und Knitteln folgten. Der Saal wurde gedrängt voll. Die Conventsmitglieder, die sich entfernten, wurden verhöhnt, gemißhandelt. Barrere trug nun förmlich auf die Ausschließung der Angeklagten an. Viele derselben erklärten sich bereitwillig, ihre Stellen niederzulegen. Dieß war den Maratisten noch nicht genug. Selbst

 die

die Mitglieder der Bergparthey waren in Ansehung des Schicksals der Ausgeschlossenen nicht einig. Aber Marat, Danton und Robespierre stimmten für gewaltsame Unterdrückung.

Barrere hielt hierauf eine kurze, aber feurige Rede, in welcher er die Versammlung zum Patriotismus aufforderte. Während derselben befanden sich die Jacobiner, des Ausganges der Sache noch nicht versichert, in heftiger Angst. Robespierre hatte das Fieber. Danton that endlich den Vorschlag, die Versammlung sollte sich selbst zu den Bewaffneten hinausbegeben, um sich von ihren Gesinnungen zu überzeugen. Im Saale blieben nur einige Jacobiner zurück, um gewisse Maßregeln zu treffen. Als der Convent, der Präsident Herault Sechelles voraus, durch die ersten Schildwachen gieng, hielten diese, das Decret wegen der Ausgeschlossenen anhörend, sie nicht auf. Jetzt kam die Versammlung aber in den Hof, wo sie eine dreyfache Reihe von Bajonnetten, Säbeln und Piken vor sich sah, wo sich Henriot mit seinen Adjutanten, einer Abtheilung von Cavallerie,

vallerie, und einer Cartätschen-Batterie, befand. Der Präsident las das Decret abermahls vor. Allein Henriot, den Hut auf dem Kopfe, sagte: ich weiß von nichts, als von dem erhaltenen Befehle, den Convent nicht durchzulassen. Auf einige Vorstellungen, auf einen Versuch des Convents, sich durchzudrängen, rief Henriot, einige Schritte zurücktretend; „Gewehr in die Hand! Kanoniere abgeprotzt!“ Die Officiere vom Generalstaabe zogen den Säbel. Eine Abtheilung von Infanterie legte auf die Deputirten an. Jetzt kehrte der Präsident, nebst den Mitgliedern, wieder in den Saal zurück. Sein Versuch, hinauszukommen, wurden eben so noch an drey andern Ausgängen vereitelt.

Hierauf traten etwa hundert Banditen, in schmutzige Lumpen gekleidet, und Galeerensclaven ähnlich, hervor. Vor ihnen her gieng Marat. Die Conventsglieder drängten sich nach ihnen hin, um die Ursach ihrer Erscheinung zu erforschen. Aber Marat geboth ihnen, auf seine Begleiter zeigend, mit lauter Stimme, im Nahmen des Volkes, sich wieder an ihren Platz zu begeben, und

ihre Geschäffte abzuwarten. Die Deputirten waren aber kaum in den Saal zurückgekehrt, als alle Thüren mit fremden Freywilligen besetzt wurden, und nun erfolgte der Verhaft von den Zwölfern, und von noch 19 andern Mitgliedern. Vergebens erklärten verschiedene von ihren Collegen, daß unter solchen Umständen keine Stimmen-Freyheit stattfinden könne. Der Präsident Sechelles behauptete, mit schändlicher Unredlichkeit, eine falsche Stimmen-Mehrheit, und alle dagegen gemachten Einwendungen wurden überschrieen. Der Convent konnte, wenn er mehr Entschlossenheit besaß, sein Ansehn wohl retten. Der größte Theil der pariser Nationalgarde war zu seiner Vertheidigung bereit. Aber viele von den Bewaffneten, die den Pallast umringten, wußten nicht, was im Saale vorgieng. Erst um 10 Uhr des Morgens erlaubte man den Deputirten, nachdem sie 12 Stunden eingesperrt gewesen waren, nach Hause zu gehen.

Die Verschwornen befanden sich jetzt im Besitze der ganzen physischen Staatsgewalt. Wenigstens wurde ihnen diese zu Paris nicht mehr

mehr streitig gemacht. Ihre Emissarien wußten ihr Ansehn in den Sectionen der Hauptstadt so geltend zu machen, wußten dem jacobinischen Grundsatze, daß die Souverainität des Volkes auf dem größern und ärmern Theile desselben, auf den Sansculotten, beruhe, aller Einwendungen ungeachtet, so in Ausübung zu bringen, daß alle redlichen Bürger sich entfernten, daß die Versammlungen immer leerer wurden. Reiche, wohlhabende, kenntnißvolle Leute wären (sagte man) eben so verdächtig, als Adliche und Geistliche. Sie dürften also eben so wenig geschont werden. Der 26 Jahre alte, feurige St. Just las im Montesquieu, daß Luxus die Völker verderbe, und im Rousseau, daß Lykurg sein Heldenvolk nur durch die Aufhebung der Vermögens-Ungleichheit, nur durch Dürftigkeit, gebildet habe. Nun declamirte er auf der Tribune: „nicht das Glück von Persepolis, sondern das Glück von Sparta, haben wir den Franzosen versprochen!“ Collot d'Herbois wollte, um den Franzosen das Glück der Lacedämonier zu verschaffen, 12 Millionen Menschen hinrichten lassen, und er nennte die Ermordungen, die täglich vorfielen

fielen, nur „ein Ausschwitzen des politischen Körpers.“

Wie sehr sahen sich nun diejenigen getäuscht, die von der Vollendung der Constitution die Rückkehr der Ruhe und Sicherheit erwartet hatten! Der von Herault de Sechelles in aller Eile ausgearbeitete Entwurf derselben wurde schon acht Tage nach der von den Jacobinern durchgesetzten Revolution (10. Jun.) dem Nationalconvente vorgelesen, und 14 Tage hernach (24. Jun.) im Nahmen desselben feyerlich proclamirt. Man lud, um dieser Constitution ein rechtliches Ansehn zu verschaffen, die Nation zur Stimmen-Sammlung in ihren Urversammlungen ein. Die Deputirten, die sich gegen den 31ten May erklärt hatten, erhielten drey Tage Bedenkzeit, und die meisten wagten es nicht, ihm länger zu widersprechen.

Aber in den Departementen zeigte sich eine desto größere Entschlossenheit, sich der tyrannischen Regierung der Bergparthey nicht zu unterwerfen. Diese zeigte sich schon früher in der der päbstlichen Herrschaft unterworfenen Stadt

Stadt Avignon. Hier wünschte (1790) ein Theil der Einwohner die neue französische Verfassung, so weit sie mit ihren dem Pabste schuldigen Pflichten nicht im Widerspruche stand, auch bey sich einzuführen. Ihr Wunsch wurde zwar vom Pabste nicht genehmigt; sie ließen sich aber dadurch nicht abhalten, alle für sie passende Beschlüsse der Nationalversammlung anzunehmen. Dieß veranlaßte zwischen den Verehrern der neuen Constitution, die jetzt (1791) von jacobinischen Emissarien geleitet wurden, und den treuen Anhängern des Pabstes, einen lebhaften in Thätlichkeiten ausbrechenden Streit. Die Jacobiner ließen viele Nationalgarden aus der Nachbarschaft herbey kommen. Durch diese überwältigten sie die Gegenparthey so entschieden, daß sie (11. Jun.) vier der angesehensten Männer konnten hängen lassen. Viele von den Adlichen und den übrigen wohlhabenden Personen der Stadt entfernten sich nun. Hierauf schickte die jacobinische Parthey eine Deputation an die Nationalversammlung, um dieselbe (25. Jun.) um die Erlaubniß zu ersuchen, daß sich Avignon und Venaissin mit Frankreich vereinigen dürften. Die

Die Jacobiner klaschten diesen Gesuche zwar Beyfall zu; durch die Mehrheit der Versammlung wurde jedoch die Sache gemißbilligt. Die Jacobiner brachten es indessen nach einigen Monathen dahin, daß Truppen nach Avignon geschickt wurden, um die neue Constitution zu befestigen, und zu sichern. Ihnen folgte, als Volksrepräsentant, der Kopfabhacker Jourdan, der (Oct. 1791) gegen die Adlichen, die Geistlichen und Reichen, die sich als Feinde der neuen Verfassung zeigten, mit der unmenschlichsten Strenge verfuhr. Hierauf wurden Avignon und Venassin, durch einen Beschluß der zweyten Nationalversammlung, mit Frankreich vereinigt.

Anhaltender und schrecklicher waren die Unruhen, welche die jacobinische Tyranney in den großen Städten veranlaßte. Einige von den 22 verhafteten Deputirten waren entflohen, und hatten zu Lyon, Marseille, Bordeaux, und in der Normandie, alles in Bewegung gesetzt. Das erste Beyspiel, sich gegen die jacobinische Regierung zu erheben, gaben (im Monat Jun. 1793) Bor-

deaux

deaux und Marseille." An diese schlossen sich noch viele andre Städte im Südfrankreich an, die einen furchtbaren Bund bildeten, die eine ansehnliche Armee nach Paris schikken wollten, um dem Convent die Freyheit der Berathschlagungen wieder zu verschaffen. Dieß war der Federalisme; ein Hauptverbrechen in den Augen der Jacobiner. Um demselben, zu rechter Zeit entgegenzuarbeiten, schickten die Jacobiner alle ihre pariser Anhänger, die sie entbehren konnten, in die Provinzen. Da ihnen Staatsgewalt, Kriegsmacht, und Assignaten zu Gebothe standen, so gelang es ihnen bey Marseille und Bordeaux, ihre in diesen Städten befindlichen Feinde zu unterdrücken. Man öffnete ihren abgeschickten Horden die Thore. Aber die blutdürstige und raubsüchtige Art, wie die Einwohner von Marseille und Bordeaux behandelt wurden, vergrößerte den Haß und den Abscheu gegen die jacobinische Regierung.

Von diesem wurden besonders die Bewohner des Departements Calvados, eines Theiles der ehemahligen Normandie, angetrie-

ben.

ben. Hier hatten die für Vaterlandsfeinde erklärten Deputirte Petion, Rabaut St. Etienne, Barbaroux, dem Unwillen gegen die Jacobiner die höchste Spannung gegeben. Bald theilten mehrere benachbarte Departemente den Entschluß, sich der jacobinischen Tyranney zu widersetzen. Sie stellten ein kleines Heer auf, welches einen ehemahligen Schweitzer-Officier, Felix Wimpfen, zum Befehlshaber hatte. Aber es fehlte an Einigkeit. Die gemeinen Soldaten widerstanden den jacobinischen Verführungskünsten zu wenig. Die Officiere giengen haufenweise fort. Diese Unruhen dienten indessen den Jacobinern zum Vorwande, die 22 ausgeschlossenen Deputirten der Absicht, die königliche Regierung wieder herstellen zu wollen, zu beschuldigen.

Unter diesen Jacobinern war Marat derjenige, der die Schreckensregierung mit dem ungestümsten Feuer predigte, den man, mit Recht, in den Departementen für einen der thätigsten Urheber der jacobinischen Greuelthaten ansah. Das Vaterland von demselben zu befreyen, beschloß ein Mädchen. Marie

rie Charlotte Corday, von edler Herkunft im Departement Calvades, noch nicht völlig 25 Jahr alt, von schlankem, herrlichen Wuchs, von würdevollen, Bewunderung und Ehrerbiethung einflößenden Anstand, sorgfältig gebildet, und mit den besten französischen, auch griechischen und römischen Schriftstellern, bekannt. Kaltblütig entschlossen, aber vor dem nahen Bürgerkriege zitternd, und gegen den Urheber mit Wuth angefüllt, faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, denselben mordend, ihr Leben dem Vaterlande zu weihen. In dieser Absicht reisete sie am 9ten Jul. nach Paris ab. Den 13ten bestimmte sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Gegen 8 Uhr gieng sie, ein Messer in dem Busen, und von einer Fieberhitze glühend, nach Marats Wohnung. Die Aufwärterin desselben wollte sie nicht vorlassen. Sie gab ihr nun einen Brief an Marat, worin sie ihn dringend bath, ihren Besuch anzunehmen. Als sie Abends 7 Uhr wieder kam, wollte ihr das Mädchen eben so wenig, als am Morgen, den Zutritt gestatten. Auch Marats Maitresse versagte ihr denselben. Corday blieb jedoch standhaft. Endlich hörte

hörte der eben im Bade sitzende Marat den lebhaften Wortwechsel. Mit der Ursache bekannt, befahl er das Frauenzimmer zu ihm zu führen. Er fragte sie nach ihrem Nahmen, nach den nach Caen geflüchteten Deputirten, nach der Verwaltung des Calvados-Departements. „Die dortigen Aufrührer" setzte er hinzu, „werden es nicht lange mehr antreiben, ihre Köpfe werden im kurzen unter der Guillotine fallen!" Jetzt stieß Corday das schnell hervorgezogene Messer dem Tyrannen so tief in die Brust, daß er nach den Worten: „mich, meine Beste, mich!" — — sogleich niedersank, daß er nach wenig Minuten todt war.

Die Maitresse hielt die Corday fest. Diese machte jedoch gar keine Anstalten, zu entfliehen. Sie wanderte vielmehr mit der gleichmüthigsten Fassung in das Gefängniß. Marat wurde drey Tage hernach (16. Jul.) mit der ausgezeichnetsten Feyerlichkeit begraben. An eben dem Tage erschien Corday vor dem Revolutionstribunale. Ihr würdevolles Benehmen, ihre unerschrocknen, kraftvollen Antworten nöthigten eben sowohl den Richtern, als den Zuhörern, Bewunderung ab. Ihr freymüthiges Geständniß war sogar mit Witz verwebt. Es gründete sich hauptsächlich auf die Meynung, daß sie es für ihre Pflicht gehalten habe, ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Das Urtheil, das ihr die Todesstrafe, und die Einziehung ihres Vermögens, zuerkannte, hörte sie mit aller Ruhe an. Mit stillem Lächeln näherte sie sich der Richtbühne. Selbst durch das unaufhörliche Auszischen und Schimpfen des Pöbels wurde die liebliche Heiterkeit in ihrer Miene nicht verwischt. Die Bühne besteigend, grüßte sie das umstehende Volk so freundlich, daß es ihr ein lautes Bravo zurief. Nur das Abnehmen des Mantels und Halstuches umzog ihre schönen Wangen mit der jungfräulichen Schamröthe, die sogar an ihrem abgehauenen Kopfe noch sichtbar war. Sie hatte diesen Kopf selbst unter das Beil gelegt.

Die Bergparthey erklärte den ermordeten Marat für einen Märtyrer, und seinen Tod für einen der schrecklichsten Unglücksfälle. Sie betrachtete ihn als den überzeugendsten Beweis des der Freyheit drohenden Föderalismus,

lismus, der, wie sie behaupteten, den Plan gemacht habe, alle Mitglieder der Bergparthey ermorden zu lassen; diese wollten täglich neue Verschwörungen, die Revolution zu vernichten, entdeckt haben. Alles dieses diente ihnen zum Vorwand, ihre tyrannische Herrschaft zu befestigen. Die neue Constitution, die (10. Aug.) durch Commissarien der Primärversammlungen beschworen worden war, erklärten sie, in der jetzigen bedenklichen Lage der neuen Republik, für unzureichend. Sie schlossen sie in das Archiv ein. Die Gewalt des Convents übertrugen sie (13. Aug.) zwey Ausschüssen, denen sie den Nahmen des öffentlichen Wohles und der allgemeinen Sicherheit beylegten. Diese provisorische Regierung, für welche das Wohl der Nation die einzige Richtschnur seyn sollte, war keiner andern Gewalt, keinem andern Richter, keinem Gesetze, keiner Einschränkung, unterworfen. Sie sollte, wenn es das Nationalwohl erforderte, über das Eigenthum, über die Freyheit, über das Leben eines jeden Bürgers, gebiethen dürfen; von ihr sollten Justiz, Policey, und alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung, abhängen; nur sie sollte das Recht haben, Bevollmächtigte, denen sie die Ausübung ihrer Gewalt anvertraute, in die Departemente zu schicken. Der Wohlfahrtsausschuß bestand schon seit dem April. Seine ursprüngliche Bestimmung war die vollziehende Gewalt, ingleichen die Leitung der auswärtigen und der militärischen Angelegenheiten gewesen. Jetzt, da man ihm auch die gesetzgebende Macht des Conventes auftrug, machte er die Seele der ganzen Staatsverwaltung aus. Er bestand aus 11 Mitgliedern, zu welchen, ausser Robespierre, Barrere, de Sechelles, St. Just, und Carnot gehörten. Carnot, ein an Kenntnissen und Erfahrungen reicher Ingenieur, beschäfftigte sich blos mit der Leitung der Kriegesunternehmungen. Robespierre stellte den Präsidenten, den Dictator vor; Barrere und St. Just waren seine Secretäre. Die Sorge für die innere Sicherheit, für die Sicherheit des Convents und der Republik (das heißt der Bergparthey) übernahm, unter der Leitung des Wohlfahrtsausschusses, der Ober-Sicherheitsausschuß.

So

So wurde die jacobinische Schreckensregierung in Frankreich befestigt. Jetzt wurde auf der Tribune der Jacobiner, und der Bergparthey, die Plünderung alles Eigenthums decretirt. Jetzt reiheten sich Confiscationen und gezwungene Anleihen an einander an. Arbeitsame, wohlhabende Männer galten jetzt für Feinde der Revolution. Ein unbehutsames Wort, eine unvorsichtige Handlung, wurde schon als ein Hauptverbrechen angesehen. Jeder Nicht-Jacobiner befand sich in Gefahr. Man mußte, der großen Menge der Verhafteten wegen, neue Gefängnisse anlegen. Allmählich gab man jeder bedeutenden Stadt ein eignes Revolutionstribunal. Die Seele dieser schrecklich herrschenden Parthey war Robespierre, der, nach der Meynung seiner Anhänger unbestechliche Robespierre. Ein einziges von ihm geschriebenes Wort war ein über allen Widerspruch erhabener Befehl. Seine unerbittliche Strenge verfolgte aber hauptsächlich die Anhänger von Danton und Orleans. Diese wurden überall aufgesucht, und oft in die Kerker, die sie für ihre Feinde bestimmt hatten, eingesperrt, und oft, zugleich mit diesen Unglück-

glücklichen, hingerichtet. Die Aufsuchung und Ermordung der sogenannten Feinde der Revolution, war das Geschäffte einer besondern Revolutionsarmee, die, von der Guillotine gefolgt, von einem Orte zum andern zog. Frankreich wurde damahls mit Strömen von Blut überschwemmt. Zugleich sank aber die französische Nation, von einer hohen Stufe der Cultur und Urbanität, zum Stande der wildesten Roheit herab. Alle wissentschaftlichen, alle gottesdienstlichen Anstalten wurden vernichtet. Die Kirchen sollten Tempel der Vernunft vorstellen. Manche Kirche wurde ihres kostbarsten Eigenthums, ihrer ehrwürdigen Denkmähler beraubt; manche wohl gar zerstört. Das traurigste Loos traf die Schlösser, die Häuser des Adels, und andrer Reichen. Die französische Nation schien damahls von einer wahren Zerstörungs- und Plünderungswuth, die nichts Edles, nichts Schönes schonte, befallen. Das Elend der Nation vergrößerte auch noch die ungeheure Anhäufung der Assignater. Schon zu Ende des vorigen Jahres galt ein Louisd'or 37 Livres in Assignaten (9 Th. 6 Gr.) Die dringende Nothwendigkeit, kleine As-

 signa-

signaten zu verfertigen, verursachte einen ungeheuern Aufwand. Der Werth aller ausgegebnen Assignaten betrug schon 2,100 Millionen Livres. Doch waren zu Ende des Jahres bereits für 369 Millionen verbrennt worden. Die Nationalgüther, die ihnen zur Sicherheit dienten, wurden zu 3,500 Millionen geschlagen; aber schon im Februar des vorigen Jahres waren für mehr als 2,253 Millionen verkauft worden. So sank, während daß die Assignaten sich anhäuften, ihr Werth immer tiefer. Hierzu kam die Unbilligkeit der Regierung, die dieses so schnell sinkenden Werthes ungeachtet, für die Bedürfnisse des Staates nur ein Drittel mehr, als im Jahr 1790, bezahlte. Dadurch wurde alles Gewerbe, aller Verkehr mit Ausländern, völlig gehemmt.

Durch diese grausamen Maßregeln wollte sich die jacobinische Parthey bey ihrer von so vielen, vornehmlich von den großen Städten angefochtenen Herrschaft behaupten. Unter diesen Städten zeichnete sich Lyon durch seinen heftigen Widerstand, aber auch durch sein trauriges Schicksal, ganz vorzüglich aus. Die

große, von 200,000 Menschen bewohnte, und durch die vortrefflichsten Manufakturen verherrlichte Stadt, stand mit Paris in der genauesten Verbindung, und da sie gleichsam die Hauptstadt des südlichen Frankreichs vorstellte, so hielten es die Jacobiner für nöthig, auch hier ihre Herrschaft aufzurichten. Nach dem 2ten Sept. 1792 fanden sich verschiedene Propagandisten des Jacobinerclubs auch zu Lyon ein. An ihrer Spitze stand Charlier, aus Piemont, ein Beutelschneider und muthwilliger Bankroutierer. Dieser erfrechte sich, (Jan. 1793) fünf Personen, geringer Verbrechen wegen, ermorden zu lassen; dieser zwang die Leute zur Unterzeichnung eines Glückwunsches für die gesetzgebende Versammlung.

So wenig die guten, betriebsamen Bürger Lyons an dem jacobinischen Mord- und Raubsysteme einen Wohlgefallen hatten, so fehlte es doch auch unter ihren Mitbürgern nicht an schlechten Leuten, die sich an Charlier und seine Mitbrüder anschlossen. Aus etwa 2000 derselben bildete Charlier (6. Febr.) einen Centralclub. Er redte zu der blos

 durch

durch den Schein einiger Lampen erleuchteten Versammlung mit dem Dolch in der Hand, den Zuhörern wegen der Geheimnisse, die er ihnen im Nahmen des Convents mitzutheilen im Begriffe wäre, Stillschweigen gebiethend. Diese Geheimnisse bestanden in dem Plane, den die Kaufleute von Lyon entworfen haben sollten, den Emissarien des Königs von Sardinien, und den Emigranten, die Thore zu öffnen. Der geringste Aufschub, diesen Plan zu vereiteln, wäre um so gefährlicher, jemehr die reichen Manufakturisten auf den Beystand ihrer zahlreichen Arbeitsleute rechnen könnten. Die am Rhone versammelten Truppen der Republik erwarteten nur einen Wink, ihnen Hülfe zu leisten. Die Kaufleute, denen die Jacobiner den Untergang bestimmt hatten, waren schon so bekannt, daß sie von einigen Mitgliedern geradezu genennt wurden. Allein um Mitternacht ließ der entschlossene Maire die Nationalgarde, durch den Generalmarsch, zusammenberufen. Die Jacobiner verlohren den Muth, und Charlier schätzte sich glücklich, daß ihm das Leben geschenkt wurde. Der Club wurde geschlossen.

Doch

Doch die Reichthümer von Lyon waren für die Jacobiner eine zu anlockende Beute, als daß sie sich hätten entschließen können, dieselbe fahren zu lassen. Sie brachten es dahin, daß die Einwohner von Lyon für Beförderer der Gegenrevolution erklärt wurden. Es zögen nun mehrere Batallione republikanischer Truppen hin. Bazire und Legendre erschienen als Abgeordnete des Convents. Die jacobinische Parthey hob nunmehr ihr Haupt wieder empor; ihr Club wurde wieder hergestellt; alle Stellen der Administrationen wurden mit Jacobinern besetzt, und Charlier bekam das wichtige Amt eines Gemeindeprocurators. Seitdem fand man täglich an allen Straßenecken schriftliche Aufforderungen, die Feinde der Revolution zu plündern und zu morden. Man fand die Erklärung von einer Verschwörung von 300 Republikanern, die allen denjenigen, die in ihren Gesinnungen nicht mit ihnen übereinstimmten, den Tod drohete. Man bildete eine Revolutionsarmee, deren Unterhaltungskosten auf das Vermögen der reichsten Leute angewiesen wurden. Manche waren zu mehr als 400,000 Franken, manche über ihr Vermögen,

mögen, angesetzt, und diese Summen mußten, ohne Weigerung, und in der kürzesten Frist, bezahlt werden. Die Söhne der Reichen und Wohlhabenden wurden zur Armee geschickt, und man behielt blos diejenigen zurück, die den Jacobinern ihre Dienste widmeten. Man gab sich alle Mühe, die Einwohner von Lyon, so wie die Bürger aller andern großen Städte, zum Aufruhr zu reitzen, damit man zur unbarmherzigen Behandlung derselben einen um so scheinbabarern Vorwand haben möchte. Die Gefängnisse zu Lyon wurden mit einer großen Anzahl der besten Bürger angefüllt. Diese mußten sich ihre Freyheit durch ansehnliche Geldsummen verschaffen. Ein Geistlicher, Laussel machte den Unterhändler. Anstatt sechs Millionen wurden 33 erpreßt.

Der Convent gab um diese Zeit (May 1793) jeder großen Gemeinde das Recht, die zu ihrer Sicherheit nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Dieses Rechtes bedienten sich auch die guten Bürger von Lyon. Desto eifriger betrieben die Jacobiner die Befestigung ihrer tyrannischen Herrschaft. Auf Be-

fehl

fehl der unter ihrem Gebothe stehenden Municipalität, wurden in der Nacht vom 28ten May über hundert Familienväter in das Gefängniß gebracht, um am andern Morgen hingerichtet zu werden. Jetzt versammelten sich aber die Bürger-Batallione aller Sectionen. Sie bemächtigten sich des Zeughauses, und des in demselben befindlichen Geschützes. Für die Jacobiner war das Stadthaus der Punkt, von welchem ihre Unternehmungen ausgiengen. Ihre Macht wurde eben jetzt durch eine Abtheilung der republikanischen Armee in Savoyen verstärkt. Lyon's Einwohner theilten sich jetzt (29. May) in zwey Partheyen; die eine wollte morden, und die andre sich nicht morden lassen. Jede hatte einen besondern Theil der Stadt in ihrer Gewalt. Erst um Mitternacht gelang es den Bürgerbatallionen, sich des Stadthauses, des Hauptquartiers der Mörder, zu bemächtigen. Charlier, und seine Anhänger, wurden verhaftet, und einer sehr regelmäßigen und gesetzlichen Untersuchung unterworfen.

Einige

Einige der benachbarten Departemente, schickten Abgeordnete nach Lyon, um wegen der Maaßregeln, die man der anarchischen Regierung vom 2ten Junius entgegenstellen könnte, mit der städtischen Regierung von Lyon Abrede zu nehmen. Sie faßten zusammen den Beschluß, die Decrete des Convents nicht eher anzuerkennen, als bis die verhafteten Deputirten wieder eingesetzt seyn würden. Dieß war jedoch eine von den Hauptursachen, die die Bergparthey zur schleunigen Vollendung der Constitution bestimmte; der Constitution, die sie der Nation in Zeitungen und Journalen anpreisen ließ. Einige Zeit stellten sich die Jacobiner, als wenn sie auf die Beschwerden der Lyoner Rücksicht nehmen wollten. Als aber die Bergparthey sich der nöthigen Gewalt versichert hatte, um die Urheber des jacobinischen Umfanges zu Lyon der Strafe zu entziehen, ließ sie, durch ein Decret des Revolutionstribunals, den Criminalrichtern zu Lyon die Fortsetzung des Processes gegen die am 29ten May verhafteten, bey Todesstrafe, untersagen. Die Lyoner Sectionen achteten jedoch auf dieses Geboth so wenig, daß sich durch eine

eine Jury den Charlier, als den Urheber eine Verschwörung, durch die Lyon in einen Aschenhausen verwandelt werden sollte, zur Guillotine verurtheilen ließ.

Durch das Benehmen der Stadt Lyon erhielt der Unwille der Jacobiner die höchste Spannung, und sie bestimmten nun die Einwohner derselben zum ausgezeichnesten Gegenstande ihrer Rachsucht. Um ihnen alle Vertheidigungsmittel zu entziehen, mußte sich der General Kellermann 20 Kanonen von ihnen geben lassen. Die Marseiller konnten, durch eine besondre jacobinische Armee bedroht, den Lyonern nur wenig Unterstützung gewähren. Ihr kleines Heer wurde bald zurückgeschlagen. Von jedermann verlassen, hoffte Lyon dem einbrechenden Gewitter, durch die Annahme der Constitution von 1793, sich zu entziehen. Aber ihre Deputirten entgiengen dem Gefängnisse nur durch eine schleunige Flucht. Schon kamen Commissarien des Convents nach Macon, der an der Saone liegenden Hauptstadt des Departements Saone und Loire, um die Belagerung von Lyon zu leiten. Die Lyoner mußten also zur Gegenwehre

wehre Anstalten machen. Dem Grafen Perrin de Précy, einem der ausgezeichnetsten Gegner der Demokraten, vertrauten sie die Aufsicht über ihr Kriegswesen an. Alle ihre jungen Leute ergriffen muthvoll die Waffen. Alles vorräthige Metall wurde angewendet, um Kanonen daraus zu gießen. Aber durch Verrätherey war ihnen das Mittel, Vierundzwanzig- und Sechzehnpfünder zu gießen, entzogen worden, und sie mußten sich daher mit Zwölfpfündern begnügen.

Die jacobinische Armee, die unter dem Befehle von Dubois-Creance, vor Lyon erschien, bestand aus 10,000 Mann Linientruppen, 3000 Mann Cavallerie, und einer großen Anzahl von Nationalgarden. Ein Artilleriepark von 100 Kanonen, und vielen Mörsern, wurde von 500 Artilleristen bedient. Mehrere Einwohner von Lyon giengen diesem Kriegsvolk mit Oehlzweigen entgegen; sie wurden aber umringt und auf eine barbarische Art niedergehauen. Dubois versuchte in eben dem Augenblicke einen stürmenden Angriff der Stadt, der aber zurückgeschlagen wurde. Er nahm hierauf zu

listi-

listigen Unterhandlungen seine Zuflucht; er suchte, durch die in der Stadt befindlichen Jacobiner, unter ihren Bürgern Uneinigkeit zu stiften. Seinen Soldaten, denen das Lesen der Zeitungen bey Lebensstrafe verbothen war, erzählte man, daß die aufrührerischen Einwohner von Lyon weiße Cocarden trügen, daß weiße, mit Lilien gestickte Fahnen auf allen Plätzen flatterten, daß die Patrioten im Gefängnisse schmachteten. Der Kriegscommissar Panis sagte das Gegentheil. Sein Bericht an den Convent wurde gedruckt. Dubois-Creance hielt jedoch seine Soldaten von der Bekanntschaft mit demselben zurück. Dagegen brachte er, aus den benachbarten Gegenden, theils durch Ueberredung, theils durch Geld, theils durch die der Plünderungssucht gezeigten schönen Aussichten, ein Heer von 60,000 Sansculotten zusammen. In Lyon gab es nicht mehr, als etwa 40,000 wehrhafte Leute. Von diesen nahm jedoch kaum die Hälfte an der Vertheidigung Antheil. Diese wurden ausserdem auch noch durch die Aufmerksamkeit auf das Beginnen vieler Uebelgesinn-

ten

ten abgezogen. Ihre Anstrengung und ihre Mühseligkeit war daher ausserordentlich.

Dubois machte noch einen Versuch, unter den Bürgern eine völlige Uneinigkeit zu stiften. Er ließ, durch einen Trompeter, der Stadt zu wissen thun: nach den Gesetzen des Convents könnten die Repräsentanten des französischen Volkes sich mit Administratoren, die es nicht anerkannte, nicht in Unterhandlungen einlassen; sie müßten sich daher an das lyoner Volk selbst wenden. Die bisherigen Regierungsverwalter legten daher ihre Aemter nieder, um dem Volke vollkommne Freyheit zu lassen; das Volk erklärte aber, daß es sich nur an seinen Magistrat halten würde. Seinen Beschluß bestätigten 20,000 Unterschriften.

Jetzt (23. Aug.) schritt Dubois zum Bombenangriffe, der in der Nacht doppelt schrecklich und verwüstend war. Verräther gaben den Artilleristen Zeichen, die Richtung ihrer Bomben zu bestimmen. Um die Standhaftigkeit der Lyoner noch mehr zu erschüttern, schnitt man ihnen auch alle Zufuhre

fuhre ab, verbrennte man alle Mühlen. Bald riß in der volkreichen Stadt ein fürchterlicher Mangel ein. Weiber, Kinder, Greise mußten sich mit einem halben Pfunde Haferbrod für den Tag begnügen. Das wenige Weitzenbrod sparte man für die Vertheidiger der Stadt auf. Fast alle Pferde wurden geschlachtet. Reiche und Arme theilten einerley Schicksal. Die ganze Stadt bildete das rührende Schauspiel einer großen Familie, die keinen andern Wunsch, als standhafte Gegenwehre, fühlte. Dubois gieng jetzt nach Paris zurück. Seine Collegen Couthon, Maignet und Collot d'Herbois wollten mit ihrer bis auf 100,000 Mann angewachsenen Armee einen stürmenden Angriff wagen; sie wurden jedoch durch die Nachricht, die sie von den guten Vertheidigungsanstalten der Lyoner erhielten, davon abgehalten.

Lyon war, keine eigentliche Festung, und doch hatte es sich, von Linientruppen und schwerem Geschütze entblößt, gegen eine so große, mit allen Bedürfnissen vortrefflich versehene Belagerungsarmee, schon zwey Monathe

nathe lang gehalten. Aber der vierte Theil der Stadt war ganz zerstört, und das übrige sehr beschädigt. Die Anzahl der Wehrhaften, war durch Gefechte und Krankheiten, schon um die Hälfte vermindert. Man konnte die Posten nicht mehr ablösen. Oft mußte eine Abtheilung, die eine Schanze glücklich vertheidigt hatte, so gleich einer andern zu Hülfe eilen. Selbst die Weiber theilten die Gefahr des Vertheidigungskampfes. Man knüpfte den Faden der Unterhandlungen wieder an. Die Commissarien des Convents bestanden auf der Auslieferung derjenigen, die in ihren Augen die Urheber der Empörung waren. Die Lyoner verweigerten diese Auslieferung standhaft. Diejenigen, die den Gegenstand derselben ausmachen sollten, faßten hierauf den heldenmüthigen Entschluß, sich selbst zum Opfer zu bringen. Die bürgerlichen und militärischen Befehlshaber, und alle die übrigen, die auf der Proscriptionsliste der Jacobiner standen, zogen (9. Oct.) unter der Anführung des Grafen von Precy, aus der bedrängten Stadt, um auf fremdem Boden eine Freystätte zu suchen. Diesem kleinen Heere folgten einige

Wagen, mit ihren besten Habseligkeiten, und einige Vierpfünder. In ihrer Mitte wanderte eine ziemliche Anzahl von Weibern, die sich nicht von ihren Männern trennen wollten, mit den kleinsten Kindern, zu Fuße fort. Der Zug begann in der Nacht, mit der behutsamsten Stille. Allein die Belagerer, die durch Spione von demselben Nachricht bekommen hatten, ließen durch Couriere, die sie nach allen Straßen schickten, die Bewohner der umliegenden Gegend zur Bewaffnung gegen die Abziehenden auffordern. Auf allen Seiten hörte man nun die Sturmglocke. Von allen Seiten eilten Haufen von bewaffneten Bauern herbey. Bald sahen sich die Flüchtlinge, in den engen Pässen bey St. Germain, von vielen tausend Feinden umringt. Die Lyoner wehrten sich so standhaft, daß die meisten von ihnen als Helden starben. Etwa 50 derselben, unter welchen sich Precy befand, verdankten menschlichgesinnten Bauern ihre Rettung; die übrigen, fast 500 meistens schwer verwundete, wurden, als Gefangne, von Kerker zu Kerker geschleppt. Endlich, als die Stadt erobert war, brachte man sie in den

Keller des dasigen Rathhauses, wo man sie auf verschiedene Weise hinrichtete.

Nach dem Abzuge des vorzüglichsten Theils der Vertheidiger, blieb (9. Oct.) den Lyonern keine Hoffnung übrig, den Belagerern, über welche der Repräsentant Dubois Crance, und der General Doppet, den Oberbefehl führten, ihre Thore länger verschließen zu können. In den ersten Tagen rückten nur einzelne, nur kleine Truppen-Abtheilungen ein. Die Conventsdeputirten Javognes und Collot d'Herbois sprachen nur von einer gnädigen Behandlung, und das lyoner Volk freute sich des wiederhergestellten Ueberflusses. Aber wie sehr wurde seine freudige Aussicht getäuscht. Der Centralclub begann von neuem. Zum Sitze desselben diente eben das Theater, auf welchem Collot d'Herbois, seiner mittelmäßigen Talente wegen, oft ausgepfiffen worden war. An denen, die seiner gespottet hatten, beschloß der mächtige Mann sich jetzt zu rächen. Im Jacobinerclub forderte er, durch seine feurigen Reden, die gemeinen Leute zur Plünderung der Reichen auf, die, wie er sagte, das Vermögen der Sansculotten an sich gerissen hätten. Die Fabrikanten setzte er hinzu, wären durch die Manufakturarbeiter so lange unter ein schändliches Joch gedrückt worden; jetzt sollten sie das, was ihnen gehörte, sich wieder zueignen; die Zerstörung der prächtigen Gebäude von Lyon wäre das einzige Mittel, die Gleichheit und Freyheit eines kriegerischen Volkes, das der zur Ueppigkeit hinziehenden Künste entbehren müsse, zu erhalten.

Die Commissarien des Convents machten hierauf (12. Oct.) den Lyonern ein Decret bekannt, nach welchem ihre Stadt künftig nicht mehr Lyon, sondern ville afranchie (in Freyheit gesetzte Stadt) heißen sollte. Dieß war ein ahnungsvolles Zeichen der schrecklichen Zukunft. Zugleich mit der Bekanntmachung dieses Decrets, wurden alle Patrioten aufgefordert, die Richter und Geschwornen, die den unsterblichen Charlier zum Tode verurtheilt hätten, anzugeben. Auf ihre Liste kamen nicht nur die Mitglieder der provisorischen Municipalität, sondern auch alle Officiere, alle Ausschüsse, alle reiche und wohlhabende Leute. Zuletzt rechnete man einem

einem Republikaner selbst die Angabe seines Vaters zur Tugend an. Die Folge war eine große Anzahl von Hinrichtungen. Viele suchten sich, der sorgfältigsten Verhinderungsmaßregeln ungeachtet, durch die Flucht zu retten. Hierauf gebothen die Repräsentanten des Convents: jedermann sollte sein Gewerbe forttreiben, und dieß bey der Municipalität anzeigen; die Kaufleute sollten die Fortsetzung ihrer Geschäfte, durch ihre Handelsbücher, beweisen. Die geflüchteten Lyoner kehrten nun in ganzen Schaaren zurück und in Schaaren zu tausenden wurden die grausam getäuschten Leute verhaftet. Alle ihre Papiere wurden versiegelt, alle ihre Handelsbücher verbrennt. Dieß war das Geschäffte einer besondern Commission.

Zu den jacobinischen Söldnern, die die Vollziehung dieser tyrannischen Anordnungen unterstützten, kam jetzt auch eine Abtheilung der pariser Revolutionsarmee. Nun wurden täglich wenigstens 40 Bürger hingerichtet, und bey jedem fallenden Kopfe riefen einige gedungene Bösewichter: „es lebe die Republik!" Jetzt galt selbst die Aeusserung von

von Schrecken, von Entsetzen für ein unrepublikanisches Verbrechen. Durch Anschlagezettel wurden die geringsten Zeichen von Traurigkeit in den Mienen, von Mitleiden in den Worten, für Beweise des Aristokratismus erklärt. Der täglichen Hinrichtungen ungeachtet, waren die Gefängnisse doch immer angefüllt. Um das Blut abzuleiten, waren tiefe Graben so wenig hinreichend, daß man, der Ueberschwemmungen wegen, den Richtplatz schon dreymahl hatte verlegen müssen. Die Scharfrichter waren von der unausgesetzten Arbeit ganz entkräftet. Das schreckliche Unglück einzelner Familien stimmte das ganze Publicum zur traurigsten Niedergeschlagenheit. Gegen diese stach das Vergötterungsfest von Charlier höchst auffallend ab. Die Guillotine arbeitete jedoch für den unmenschlichen Collot nicht rasch genug. Er ließ an Einem Tage 269 Personen von beyden Geschlechtern, allemahl zwey an einander gebunden, auf einem freyen Platze, durch Cartätschenkugeln, zusammenschießen. Viele von denselben wurden nur verwundet; einige versuchten die Flucht; sie wurden aber von Dragonern niedergehauen, und, zum Theil

 noch

noch lebendig in den Rhone geworfen. Collot sah diesem empörenden Schauspiele zu. Fünf Monathe lang währte das Morden, und über 500 Bürger wurden gemordet. Manufakturen und Fabriken waren so in Verfall gerathen, daß die Zahl der Einwohner bis auf 90,000 herabsank.

Für die Jacobiner, die an Lyon so schrekliche Rache ausübten, war noch eine andre Stadt im südlichen Frankreich, der Kriegshafen Toulon, ein Gegenstand ihres anarchischen Unmuths. In den Mauern dieser Stadt hatten die reichsten Einwohner von Marseille, und ihre kostbarsten Habseligkeiten, eine sichere Zuflucht gefunden. Die wegen der jacobinischen Erbitterung zitternden Einwohner von Toulon übergaben einer englisch-spanischen Flotte, unter dem Admiral Hood, die sich in der Nähe befand, (29. Aug.) ihren Hafen, und mit diesem nur allein 25 Linienschiffe, nebst ganz unermeßlichen vielen Vorräthen von allerley Schiffsbedürfnissen. Frankreich hatte seitdem auf dem mittelländischen Meer keine Flotte, und es war der Mittel, sich einer Landung auf seiner südlichen Küste zu widersetzen, beraubt. Zu der spanisch-englischen Flotte im Hafen von Toulon stieß in der Folge auch ein portugiesisches Geschwader. Frankreichs Feinde glaubten sich, durch eine so große Seemacht, um so eher bey dem Besitze Toulons zu behaupten; allein die Uneinigkeit, die zwischen den Oberbefehlshabern der verschiedenen Flotten ausbrach, bewirkte gerade das Gegentheil. Die jacobinische Regierung von Frankreich wollte die vereinigten Seemächte durchaus nicht in dem Besitze von Toulon lassen. Die Armee, die Lyon eingenommen hatte, rückte daher (im October) sogleich zur Belagerung von Toulon an. Sie wurde durch Abtheilungen von der Alpen- und italienischen Armee, und durch alle Requisitionsmannschaft aus den benachbarten Departementen, sehr ansehnlich vergrößert. Auch war sie mit einer gewaltigen Artillerie versehn.

Die Engländer hatten Toulon durch neue Verschanzungen in einen sehr befestigten Zustand versetzt; sie ließen auch die Anhöhen um Toulon durch 3000 Mann vertheidigen, und ihre Artillerie war sehr furchtbar. Die fran-

französische Belagerungsarmee stand unter dem Oberbefehle des Generals Dugommier. Dieser bekam den spanischen General Ohara, bey einem Ausfalle, den dieser (30. Nov.) aus Toulon that, gefangen. Die eigentlichen Angriffe der Franzosen fiengen aber erst in der Mitte des Decembers an. Die französischen Soldaten stürzten sich (16. Dec.) unaufhaltsam in das Gewehrfeuer und die Bajonnette derer, die die Anhöhen besetzt hatten. Die entkräfteten Truppen wurden immer durch frische Mannschaft abgelöset. Schon am folgenden Tag (17. Dec.) war die Hauptverschanzung erobert. Die Engländer machten nun Anstalten, die Anker zu lichten. Zugleich nahm die Division des Generals Lapoype, des gewaltigen Regens, der schlechten Wege, und des heftigen Kanonen- und Gewehrfeuers ungeachtet, alle Verschanzungen auf dem Berge Pharon weg, und die Engländer hielten es, nach einem ununterbrochenen Kampfe von vier Tagen, für rathsam, (20. Dec.) die Stadt und den Hafen zu räumen. Ihnen folgten auch viele Einwohner von Toulon, die der ihnen drohenden Nachsucht der Jacobiner nicht zum Opfer

dienen wollten. Von 27 Linienschiffen blieben nur drey in den Händen der Engländer; 9 wurden von ihnen verbrennt, und 15 noch gerettet. Die Engländer mußten auch das Taumagazin, und die Arsenalvorräthe, zurücklassen.

Unter den großen Städten im südlichen Frankreich, die sich der jacobinischen Tyranney wiedersetzten, deren Bürger dem unterjochten Convent zu Hülfe eilen wollten, spielte das von 120,000 betriebsamen Menschen bewohnte Bordeaux eine vorzügliche Rolle. Dafür sollte es nun gleichfalls gezüchtiget werden. Der Convent decretirte (6. Aug. 1793) daß alle diejenigen, die sich mit der Organisation der Truppen des Departements der Gironde abgegeben, oder diese Organisation hätten geschehen lassen, als Feinde des Volkes, behandelt werden, sollten. Unter dem Vorwande, sowohl diejenigen, die gegen die Republikaner die Waffen ergriffen hatten, als die von dem Convent ausgeschlossenen Deputirten, zur Strafe zu ziehen, wurde nun im Bordeaux eine allgemeine Haussuchung veranstaltet. Die Auf-

sicht über dieselbe führten Abgeordnete der Bergparthey, und zur Unterstützung derselben diente ein Heer von 5000 Sansculotten, die ein Aufruf derselben, als eine Revolutionsarmee, in einem Lager bey der Stadt versammelt hatte. Die Departementstruppen von Bordeaux waren abgedankt. An der Spitze der Stadtregierung standen schwache, furchtsame, unentschlossene, nicht übereinstimmend handelnde Männer. Die Masse der kraftvollen Bürger entbehrte eines Anführers. Von dem Lager aus schlichen sich unter ihnen Aufpasser und Uneinigkeitsstifter ein. Nur einer Section, in welcher die Jacobiner herrschten, wurden Lebensmittel zugeführt. Diese Section bemächtigte sich des Departementshauses. Die Mitglieder der Departementsregierung ergriffen die Flucht. Hierauf zog der General der Revolutionsarmee, mit seinem Generalstabe, in Bordeaux ein. Der bisherige Magistrat wurde gegen einen neuen von lauter Jacobinern vertauscht. In jeder Nacht fielen nun Verhaftungen vor, und jeder redliche Bewohner von Bordeaux mußte befürchten, am nächsten Morgen seiner Freyheit sich beraubt, sein

sein Haus geplündert und verwüstet zu sehen. Ein militärisches Tribunal vergoß mehrere Monathe hindurch Ströme von unschuldigem Blute. Unter den Ermordeten befand sich Rabaud-Saint-Etienne, einer der talentvollsten und gebildetsten Männer, der, als Präsident der Zwölfer, die Rachsucht der Bergparthey auf sich gezogen hatte. Er wurde hingerichtet, ohne verhört worden zu seyn. Seine Gattin wollte ihn nicht überleben.

Zu dem Opfer der jacobinischen Rache gehörte damahls auch Johann Maria Roland. Dieser schon durch sein Aeusseres einnehmende, sanfte Mann, der seinen hellen, sehr richtig urtheilenden Verstand mit den ausgebreitetsten Kenntnissen in Handlungs-, Manufaktur- und Schiffahrtssachen ausgeschmückt hatte; ein fleißiger, meistens mit eignen Augen sehender Arbeiter, war bis zwey Tage nach Ludwigs Hinrichtung, Minister des Innern gewesen. Die Girondisten brachten ihn zu einem Vergleiche, den sie mit den Jacobinern schlossen, diesen zum Opfer, damit Pache, über den alle Armeen klagten, gleichfalls entfernt werden möchte.

Rolands

Rolands Gattin, zwischen 30 und 40 Jahren, lieblich gebildet, äusserst geschmackvoll gekleidet, und in ihrem ganzen Wesen sehr einnehmend, vielleicht nur mit zu vielem Aufwand von Verstand sprechend, versammelte in ihrem Hause ansehnliche Gesellschaften von Conventsdeputirten und Gelehrten, wo mancher politischer Entwurf zur Reife gedieh. In diesem Cirkel, in welchem keine andre Ministerfrau erschien, verrieth Madame Roland nur zu oft die große Gewalt, die sie über ihren Mann ausübte. Sie blieb in Paris selbst als ihr Mann, von den Jacobinern als Föderalist verbannt, von Höhle zu Höhle sich fortschlich. Sie wurde aber endlich vom Revolutionstribunale zum Tode verurtheilt. „Wie viele Verbrechen,“ sagte sie, mit festem Muthe sterbend, „begeht man, o Freyheit! in deinen Nahmen!“ Ihr Mann nahm sich nun (12. Nov. 1793) selbst das Leben.

Ungleich länger und standhafter als das südliche Frankreich, kämpfte die Vendee gegen die jacobinische Schreckensregierung. Die Einwohner dieses zwischen der Loire und Charente,

rente, in dem ehemahligen Poitou, sich ausbreitenden Landes, die meistens nur vom Ackerbau und von der Viehzucht lebten, und nur zum kleinern Theile lesen und schreiben konnten, glaubten, mit dem übrigen Frankreich fast in keiner Verbindung stehend, das, was ihnen die vielen Adlichen und Geistlichen, die bey ihnen Zuflucht suchten, von dem Verfahren der damahligen Machthaber erzählten, mit vieler Bereitwilligkeit. Die Geistlichkeit erklärte die Einziehung ihrer Güther für den Anfang, die katholische Religion abzuschaffen. Den Abscheu, den sie dadurch dem gemeinen Volke gegen die republikanische Verfassung beybrachten, vergrößerten die Adlichen durch die lebhafteste Schilderung, die sie von der anarchischen Tyranney der Jacobiner machten. Die constituirende Nationalversammlung vernachlässigte es zu sehr, die unruhigen Bewegungen in der Vendee in ihrem Auflodern zu ersticken. Anstatt dieses wichtige Geschäffte einigen Commissarien aus ihrer Mitte anzuvertrauen, überließ sie (vom Sept. 1791) die Vollziehung ihrer die Vendee betreffenden Decrete dem Hofe. Die gesetzgebende Versammlung, der Con-

Convent hatte zu wenig Ansehn, um das Versehene gut zu machen. Der König wollte die Bestrafung der zum Aufruhre reitzenden Geistlichen nicht zugeben. Mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die ruhige Unterwerfung der Vendee die Rettung der gefangnen königlichen Familie befördern würde, brachten die Vendeer derselben ihre Standhaftigkeit zum Opfer. Doch Ludwigs Hinrichtung, die die schönen Erwartungen so unbarmherzig täuschte, entzündete das Feuer der Empörung von neuem. Dieses Feuer wurde von den vielen über das jacobinische Verfahren mißvergnügten Adlichen und Geistlichen, die alle nach der Vendee wanderten, noch stärker angefacht.

Eine Hauptrolle spielte bey dem Anfange dieses Bürgerkrieges der Marquis de le Rouarie, ein Mann von einem großen, feurigem Geiste, der, mit den Talenten eines Staatsmannes, den Ueberblick eines Feldherrn, und die Unerschrockenheit eines Kriegers, vereinigte. Als Officier unter der Garde, zog er sich, eines Duells wegen, den Unwillen des Königs zu. Dieses kränkte ihn so sehr, daß

daß er das Ende seines Lebens durch Gift beschleunigen wollte; er wurde jedoch durch die zur rechten Zeit angewandten Gegenmittel noch gerettet. Hierauf büßte er in dem Orden de la Trappe. Dem traurigen Leben desselben durch seine Freunde wieder entzogen, diente er als Oberster unter den französischen Truppen in Amerika. Als Deputirter seines Vaterlandes Bretagne vertheidigte er hierauf die Privilegien desselben mit so großer Freymüthigkeit, daß ihn die erzürnten Minister in die Bastille einsperrten. Ueber die Revolution von 1789 freute er sich anfangs; bald verdroß es ihn aber, daß ihn die Revolutionshäupter von der Theilnahme ausschlossen, daß sie die Vorrechte des Adels so wenig schonten. Er entwarf nun den Plan, die ehemahlige Verfassung wieder herzustellen. Mit diesem begab er sich (im December 1791) zum Grafen von Artois, nach Coblenz. Sein Plan wurde von den Prinzen genehmigt.

In das Vaterland zurückgekehrt, organisirte de la Rouarie eine förmliche Insurrection. In der Hauptstadt eines jeden Bisthumes

thumes sollte eine Centralcommission, unterstützt von Hülfscommissionen in den kleinen Oertern, die Organisationsgeschäffte verwalten, sollte sie es zu ihrem Hauptzwecke machen, Geld herbeyzuschaffen, und sowohl Nationalgarden, als Linientruppen, zum Aufstande zu verleiten! Um diese Zeit begann schon der englische Einfluß auf die Hindernisse, die man dem Fortgange der Revolution entgegen setzte. Die Emigrirten von Bretagne fanden auf den ihrer Küste so nahe liegenden Inseln Jersey und Gernsey eine bereitwillige Aufnahme. Man wollte sie hier mit Waffen und Munition versehen. Das Oberhaupt dieser Emigranten stellte der Graf Botherel, der ehemahlige Generalprocureur der Stände von Bretagne, vor. Allein Botherel und Rouarie handelten nicht übereinstimmend.

Rouarie bewies übrigens eine bewundernswürdige Thätigkeit. Er opferte derselben selbst die nächtliche Ruhe auf. Eine ungemeine Stütze gewährte ihm dabey Theresie Moelien aus Fougeres, einer Fabrikstadt im Departement Ille und Vilaine, die, jung,

jung, schön, muthig, an seinen kühnen Streifereyen Theil nahm. Es schlossen sich auch viele andre talentvolle, und angesehene Männer an ihn an. Die Betreibung seiner Angelegenheiten zu Paris vertraute er einem jungen Arzt von glänzenden Fähigkeiten, Latouche-Chevetel, an. Dieser verieth jedoch sein Geheimniß dem mächtigen Danton, der nur den zur Benutzung dieser Entdeckung schicklichen Zeitpunkt abwartete.

Rouarie, dessen Muth, durch den Angriff der verbundenen Mächte, die höchste Spannung erhielt, versammelte die vornehmsten Theilnehmer seiner Verschwörung auf seinem Stammschlosse Rouarie zwischen St. Malo und Rennes. Eben theilt er ihnen die am 2ten März 1792 unterzeichnete Vollmacht des Prinzen, durch die er für das Haupt der westlichen Royalisten, für den Oberbefehlshaber der ganzen militärischen Macht des bretonischen Bundes der umliegenden Departements, erklärt würde, mit, als ein Haufe von Nationalgarden gegen sein Schloß anrückt. Rouarie und seine Mitverschwornen eilten hinweg; sie kehrten jedoch

jedoch, als sich die Nationalgarden entfernt hatten, bald zurück, und betrieben die Anstalten zur Ausführung ihres Planes mit erneuertem Eifer. Als jedoch der Krieg, den die vereinigten Oestreicher und Preussen in Frankreich führten, einen so unglücklichen Ausgang hatte, geriethen die Verschwornen in Bretagne in die lebhafteste Bestürzung. Jetzt erschien in ihrem Lande Latigant-Morillon, der ehedem unter der großen Gensd'armerie diente, und hernach Musicus, Spion, Falschmünzer war; ein kühner, kein Mittel schonender Mann, als Commissär des Convents. Die Niedergeschlagenheit, die der Rückzug der Preussen unter den Mitgliedern des bretonischen Bundes veranlaßte, erleichterte ihm sein Geschäfte. Rouarie schlich sich nun von Schloß zu Schloß, von Ausschuß zu Ausschuß. Er irrte, die gewöhnlichen Wege vermeidend, in Wäldern und auf Bergen umher. Oft übernachtete er in unzugänglichen Höhlen, am Fuße eines Eichbaumes, in einer Schlucht.

Morillon machte die Entdeckung, daß die englische Regierung schon für 200 Millionen falsche

falsche Assignate nach Frankreich geschickt hatte, um im Innern sich Anhänger zu verschaffen, und zugleich den Werth dieser Papiere herunter zu setzen. La Touche, der von Danton als Unterhändler nach England geschickt worden war, drang in die Plane der französischen Prinzen tiefer ein. Die Gelegenheit hierzu verschaffte ihm eine Zusammenkunft mit Calonne, wozu ihm die Bekanntschaft mit dessen Secretär verhalf. Genug, die Geheimnisse der Gegenrevolution wurden so verrathen, das die Prinzen es nicht wagen durften, nach Frankreich überzusetzen. Ludwigs XVI Proceß schlug den Muth von Rouarie und dessen Anhängern vollends nieder. Seit dem 10 Aug. (1792) öffentlich angeklagt und verfolgt, war er, nach so vielem Herumirren, endlich der Ruhe bedürftig. Diese suchte er in dem Schlosse Laguyomarais, 1 Stunde von Lamballe. Hier befiel ihn ein Faulfieber, das, auf die Nachricht von Ludwigs Hinrichtung, in Raserey übergieng, und (30. Januar 1793) seinen Tod beschleunigte. Die Familie des Schlosses ließ seinen Körper in eine Grube legen, und mit ungelöschtem Kalk bedecken. Morillon

rillon entdeckte die in einem Pokale unter der Erde verborgenen Papiere des Bundes. Dieß zog vielen Mitgliedern desselben den Tod der Guillotine zu. Die übrigen wählten aber, an die Stelle des unglücklichen Rouarie, einen unerschrocknen Officier Malsayne, zu ihrem Oberhaupte.

Das ehemahlige Bretagne war auch der Schauplatz der Chouans, die der jacobinischen Regierung so furchtbar entgegen kämpften. Vor der Revolution genossen Bretagne und Maine die Freyheit des Salzhandels; die Bewohner der Normandie mußten hingegen eine Salzsteuer bezahlen, und die Generalpächter hielten, um den Schleichhandel zu verhindern, ganze Schaaren von Aufpassern. Um so größer wurden die Gesellschaften der Schleichhändler. Die Vertraute derselben waren angewiesen, ihnen durch gewisse Zeichen, unter andern durch ein dem Pfeifen der Nachteulen ähnliches Geschrey, die Nähe der Feinde anzuzeigen. Aus Chathuants wurde nun, in der Sprache des Landes, Chouans. Da diese Leute, seit der Revolution, zur Betreibung ihres Gewerbes,

bes, keine Gelegenheit mehr hatten, konnten sie sich der herumschweifenden, halbkriegerischen Lebensart doch nicht so leicht entwöhnen, setzten sie dieselbe, in Verbindung mit manchen ehemahligen Aufpassern, fort. Die Edelleute in Bretagne beförderten ihre Zusammenrottungen, weil sie durch Hülfe derselben, unterstützt von den Engländern, eine Gegenrevolution durchzusetzen hofften. Der Aufstand der Chouans gewann seit der Zeit, daß so viele junge Leute für die Armeen ausgehoben wurden, an Furchtbarkeit. Die meisten Jünglinge verabscheuten einen Krieg, der 200 Lieues von den Gränzen ihres Vaterlandes entfernt war. Sie ergriffen lieber die Waffen gegen diejenigen, die in ihrem Vaterlande alle gesellschaftlichen Verhältnisse zerstören wollten. Ihnen gesellten sich einzelne Reste von den Truppen der Vendee bey.

Die Vendee war aber hauptsächlich der Zufluchtsort für die Feinde der Revolution. Bald bildete sich hier eine 40,000 Mann starke Armee, die, unter erfahrnen Befehlshabern, und geführt von Priestern, die das Kreutz vor den Colonnen vorantrugen, die,

in

in der festen Ueberzeugung, daß sie Gott zu Werkzeugen seiner Rache bestimmt hatte, mit erstaunenswürdiger Begeisterung fochten. Robespierre und Danton hatten die grausame List, den Empörungsgeist der Vendee noch stärker anzufachen. Sie schickten nach dem aufrührerischen Lande Commissarien, die durch ihr empörendes Verfahren die Gemüther noch mehr erhitzten. Sie machten vor der Revolution des 31ten Mays, deren Vorbereitungen sie so vorzüglich beschäftigten, nicht die geringsten Anstalten, die Armee der Vendeer, die, von der Loire bis Tours sich ausbreitend, an der einen Seite Rochelle bedrohend, an der andern Nantes belagernd, sich den Weg nach Bretagne öffnete, mit Nachdruck zu bekämpfen. Als sie endlich ein ansehnliches Heer gegen sie aufstellten, übergaben sie den Oberbefehl über dasselbe solchen Generalen, die, als die ausschweifendsten und lasterhaftesten Menschen bekannt, durch Plünderung, Mord, Abbrennen, und andre grausame und schändliche Handlungen, die sie ihren Soldaten erlaubten, die Bewohner der Vendee zur Verzweiflung reitzten. Biron verfuhr als Obergeneral für

die Jacobiner zu schonend. Es wurde ihm daher, als einem Verräther, der Proceß gemacht, und ihm die Todesstrafe zuerkannt. Seine Nachfolger waren Sansculotten, die, nach einträglichen Plünderungen begierig, alle Kriegszucht vernachlässigten. Alle Dörfer, selbst diejenigen, die sich nicht an die Royalisten anschlossen, wurden abgebrennt, und ihre Einwohner ohne Unterschied ermordet. Die Republikanischen Generale hatten, um die Gelegenheit zu ungerechten Bereicherungen desto länger zu behalten, gar nicht die Absicht, diesen Krieg sobald zu endigen.

Sechster Abschnitt.

Frankreichs Feinde werden durch Spanien und Holland vermehrt. Dumourier will Holland erobern; der Prinz von Koburg treibt ihn aber aus den Niederlanden heraus. Die Vereinigten erobern einige französische Festungen; sie nehmen den Franzosen Maynz wieder weg; sie dringen in Elsaß ein. Allein auch dieser Feldzug nimmt für die Vereinigten ein nachtheiliges Ende. Anfang des spanischen Krieges.

Doch während der Zeit, daß die neue Republik in ihrer Mitte von so vielen Feinden angefochten wurde, befand sie sich mit einer furchtbaren Coalition in einem gefahrvollen Kampfe. Schon der Beschluß des Nationalconvents (vom 15. Dec. 1792) durch den alle Völker aufgefordert wurden, sich mit Hülfe Frankreichs, in Freyheit zu setzen, mußte die Souveraine, die seitdem nicht mehr sicher war, gegen die jacobinische Regierung zur Erbitterung

reitzen. Seit der Hinrichtung Ludwigs erklärte sich ein Staat nach dem andern gegen die jetzige französische Regierung. Die Holländer schienen anfangs sehr friedlich gegen dieselbe gesinnt, und es dauerte ein beträchtlicher Handelsverkehr zwischen den Holländern und den Franzosen fort; allein der französische Gesandte Noel, ein ehemahliger Professor, wußte sich das Vertrauen der holländischen Regierung so wenig zu erwerben, daß er nach Paris zurück gieng. In London wurde Chauvelins, nach Ludwigs Hinrichtung, nicht mehr als Gesandter anerkannt. Er mußte London in 24 Stunden, und England in Zeit von acht Tagen, verlassen. An seine Stelle schickte die französische Regierung den Herrn von Taleyrand-Perigord, Bischof von Autun (im Departement Saone und Loire) als ausserordentlichen Bothschafter, nach England. Diesen setzten die Aufwiegelungen der Emigranten so vielen Neckereyen aus, daß er seinem Auftrage keine Gnüge leisten konnte. Man that hierauf dem französischen Ministerium den Vorschlag, dem Maret, der sich, durch seine mehrmahligen Reisen nach London, Pitts Bekanntschaft erworben hatte, den wichtigen Ge-

Gesandtschaftsposten anzuvertrauen; er mußte sich aber, als er nach London kam, sogleich wieder einschiffen. Man sah mit Ueberzeugung voraus, daß Holland Englands Haß gegen die neue Republik theilen würde, und alle Partheyen vereinigten sich in der Meynung, daß beyden Staaten der Krieg angekündigt werden müsse. So wurde, auf Brissots Vorschlag (1. Febr. 1793) dem König von Großbritannien, und dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, eine Kriegserklärung zugeschickt. Fünf Wochen später (7. März) kündigte der Nationalconvent auch dem Könige von Spanien die Freundschaft auf. Die neue Republik befand sich also nun schon mit fünf Staaten im Kampfe; mit fünf Staaten, die vereinigt 4 bis 500,000 Mann gegen sie aufstellen konnten. Ihre ganze Kriegsmacht bestand aber nur aus 300,000 Mann. Aber schon am 25ten Januar faßte der Nationalconvent den Beschluß, daß die Landarmee der Republik für das Jahr 1793 auf 502,000 Mann (50,000 Cavallerie und 20,000 Artillerie) vermehrt werden sollte, und am 27 Februar wurde von ihr die Aushebung von 300,000 Recruten beschlossen. Bey der traurigen Verfassung der französischen Finan-

nanzen, die noch überdieß so treulos verwaltet wurden, schien die Ausrüstung und Unterhaltung einer halben Million Soldaten eine fast an die Unmöglichkeit gränzende Unternehmung. Es fehlte indessen nicht an Recruten, weil so viele unbeschäfftigte Manufakturisten, weil so viele brodlose Hof- und Staatsdiener, aus Noth sich ihnen beygesellen mußten. So gab es viele neue Soldaten, die aber durchaus nicht dafür angesehen seyn wollten, und bey welchen der Mangel an Erfahrung durch republikanischen Enthusiasmus ersetzt wurde.

Mit einer auf diese Weise gestimmten Armee brach Dumourier (22. Febr.) von Antwerpen auf, die vereinigten Niederlande zu erobern. Zu Antwerpen befand sich ein kleiner Revolutionsausschuß der holländischen Emigrirten. Auch versammelte sich daselbst die 10,000 Köpfe starke batavische Legion. So wenig es dem Dumourier an Streitern fehlte, so herrschte doch unter seiner Armee, bey welcher Miranda und Valence als Untergenerale angestellt waren, eine solche sanscülottische Zuchtlosigkeit und Unordnung, daß

die Eroberung von Holland für ihn allerdings eine gefährliche Unternehmung war. Während er in das durch bedeutende Festungen verwahrte, von Kanälen durchschnittene, und durch künstliche Ueberschwemmungen leicht unzugänglich gemachte Land eindrang, hatte er hinter seinem Rücken die Belgier, die für ihre Stände, ihre Geistlichkeit, ihre Klöster, ihre gottesdienstliche Verfassung, eine so eifersüchtige Anhänglichkeit hegten. Die vereinigten Niederlande wurden jedoch von der französischen Kriegserklärung so sehr überrascht, daß dem Erbstatthalter zu ernstlichen Kriegsrüstungen keine Zeit übrig blieb. Ein mächtiges Hinderniß ihrer eifrigen Betreibung aber waren die mit ihm und der bisherigen Staatsverwaltung höchst unzufriedenen Patrioten, die den größten Theil der Nation ausmachten. Auf die kräftige Unterstützung derselben konnte Dumourier mit Zuverlässigkeit rechnen. Schon hatten mehrere der reichsten Banquiers, auf den Fall, daß die französische Armee den holländischen Boden betreten würde, dem Dumourier die Auszahlung ansehnlicher Summen versprochen.

Schon

Schon waren viele Holländer um Dumourier versammelt.

Am 4ten Tage nach dem Aufruhre von Antwerpen (25. Febr.) sah Dumourier schon die Festung Breda in seiner Gewalt. Ihrem Beyspiel folgten bald mehrere kleine Festungen; selbst Gertruydenberg, das durch vortreffliche unter Wasser gesetzte Forts geschützt wurde, ergab sich (4. März) nach einer Beschießung von sechs Tagen. Miranda beängstigte indessen die Stadt Mastricht durch heftige Bombenangriffe, während daß Valence, mit der belgischen Armee, in der Gegend von Cöln und Aachen, den Rhein und die Deutschen im Auge hatte.

Aber eben hier war es, wo der Prinz von Koburg, schon durch seine Feldzüge gegen die Türken rühmlich ausgezeichnet, den erneuerten Kampf gegen die Franzosen begann. Clairfait hatte, während des Winters, seine Stellung zwischen dem rechten Rhein und der Erfft, mit einer geringen Mannschaft, behauptet. Jetzt both jedoch Oestreich alle seine Kräfte auf, um Belgien wieder

der zu erobern, und, wenn es möglich wäre, Frankreich von der jacobinischen Tyranney zu befreyen, und den bourbonischen Thron wieder herzustellen. So viel Mannschaft hatte es lange nicht auf einmahl in Bewegung gesetzt. Man gab die ganze Zahl derselben zu 210,000 Mann an. Davon standen 28,000 im Italien, und 50,000 bildeten die Reserve-Armee. Der am Rhein versammelten östreichischen Streiter waren also 132,000 Mann. Der König von Preussen, Oestreichs Bundesgenosse, vergrößerte seine Streitkräfte gleichfalls ansehnlich. Außer den Ergänzungen der Regimenter, die im unglücklichen Feldzuge des vorigen Jahres so viel gelitten hatten, und die für manches Regiment 300 bis 500 Mann betrugen, fügte er zu denselben noch eine von dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels angeführte Truppen-Abtheilung von 11,000 Mann, insgleichen ein andres Corps, von 7,500, unter welchen sich seine Fußgarde befand, hinzu. Seine ganze gegen Frankreich aufgebothene Kriegsmacht betrug also, wenn die Regimenter wieder vollständig waren, zwischen 60 und 70,000 Mann.

An

An 200,000 Oestreicher und Preussen, die jetzt gegen Frankreich auftraten, schloßen sich aber noch viele tausend andre Deutsche an. England nahm 13,000 Hanoveraner und 8000 Hessen in Sold. Für Holland fochten 2000 Darmstädter, und 1600 Münsterer. Noch schlossen sich 6000 von Hessenkassel, und 5000 von Hessendarmstadt, an die Vertheidiger Deutschlands an. Diese sollten aber auch durch eine Reichsarmee vermehrt werden. Von jeher hatte das deutsche Reich sich der Theilnahme an den Kriegen, die sein Oberhaupt mit dem Erbfeinde Frankreich führte, nicht entziehen können. Einen Vorwand, auf diese Theilnahme zu dringen, fand man sehr leicht. Frankreich hatte ja die Besitzungen der deutschen Reichsfürsten in Elsaß und Lothringen beeinträchtigt. Schon zu Anfang des Sept. des vorigen Jahres (1792) erfolgte von Seiten des Kaisers der Antrag zu einem Reichskriege gegen Frankreich, und die Stimmung der Reichstagsglieder war für die damahlige französische Regierung so ungünstig, daß der französische Gesandte Caillard, und andre Franzosen, sich nicht mehr zu Regensburg aufhalten durften. Custine's

Ein-

Einfall in Deutschland schlug zwar die Neigung der Reichsfürsten, an diesem Kriege Theil zu nehmen, wieder nieder. Indessen hob sie sich doch wieder so sehr, daß in der Mitte des Novembers die dreyfache Stellung des Reichsheeres (also 120,000 Mann) beschossen wurde. Diejenigen, die ihre Contingente stellen sollten, übereilten sich aber eben so wenig, wie gewöhnlich. Der Kurfürst von Pfalzbayern wollte seine Neutralität durchaus nicht aufgeben. Sehr viele Fürsten kauften ihre Contingente ab, und der Hof zu Wien, der schon eine übermäßige Anzahl von Truppen gestellt zu haben glaubte, betrachtete die Reluitionssummen als schöne Zuflüsse seiner Kriegscasse. Nur die größern Reichsfürsten lieferten ihre Contingente in Mannschaft, und das ganze Reichsheer betrug, mit Ausschluß der Oestreicher und Preussen, nicht mehr als 16,000 Mann. Die ganze deutsche Kriegsmacht, die man gegen Frankreich aufgebothen hatte, belief sich aber zusammen auf 240 bis 250,000 Mann. Der Hof zu Wien both dem alten Feldmarschall Lascy den Oberbefehl an. Als dieser aber die Last desselben seiner Alterschwäche nicht ange-

angemessen glaubte, kam die Reihe an den Prinzen von Koburg, der sich, unter andern Generalen, den Herrn von Wurmser ausbath.

In den französischen Cantonierungsquartiren herrschte, während diesen großen Zurüstungen der Deutschen, die schon in der Mitte des Februars (1793) vollendet waren, so große Sorgenlosigkeit, daß man auf den Angriff des Prinzen von Koburg gar nicht vorbereitet war. In der Nacht vom 25ten Febr. bis zum 1ten März wurden von den 60,000 Mann starken Oestreichern, unter den Generalen Clairfait und la Tour, die französischen Vorposten bey Aldenhoven bey Jülich zurückgetrieben, die französischen Verschanzungen erstiegen, die Franzosen zur Räumung von Aachen genöthigt, und die Oestreicher drangen so schnell und unaufhaltsam gegen Mastricht vor, daß Miranda schon am 3ten März abziehen mußte. Am folgenden Tage (2. März) wurde eine Abtheilung der Franzosen von dem Erzherzog Karl bey Tongern geschlagen, und die Franzosen mußten sich (am 5ten) auch aus Lüttich zurückziehen. Fast über-

überall zerstreuten sie sich in wilder Unordnung. Miranda und Valence zogen sich, mit großem Verlust, nach Brabant zurück. Während der Zeit drang der Herzog von Braunschweig-Oels, über Roermonde und Venlo, bis Herzogenbusch, vor.

Dumourier, des Zutrauens der Jacobiner schon ohnedieß beraubt, befand sich jetzt in einer sehr gefährlichen Lage, aus welcher er sich nur durch eine glückliche Entschlossenheit herausziehen konnte. Durch seine Reden, und durch ein Beyspiel, suchte er den gesunkenen Muth seiner Soldaten von neuen zu heben. Er zog alle Abtheilungen seiner Armee zwischen Löwen und Tirlemont zusammen. Aus der letztern Stadt wurden (13. März) die Oestreicher, nach einem mörderischen Gefechte, wieder herausgetrieben. Das Selbstvertrauen der Franzosen hob sich wieder. Ihre Armee stellte sich hierauf zwischen den beyden Nethen, nicht weit von ihrem Ursprunge, auf. Nur durch den kleinsten dieser beyden Flüßchen war sie von dem zwischen Tongern, Saint-Tron und Landen, bey dem Dorfe Neerwinden, stehenden östreichischen Heere getrennt. Diese Stellung zog (18. März) eine Schlacht nach sich. Vor der östreichischen Linie lagen, ausser dem gedachten Dorfe, noch zwey andre Dörfer, Mittelwinden und Oberwinden. Der rechte Flügel der Franzosen stand unter Valence, das Centrum unter dem ehemahligen Duc de Chartres, der linke Flügel unter Miranda. Das Treffen begann Morgens zwischen 7 und 8 Uhr. Die französischen Colonnen des rechten Flügels und des Centrums drangen bis Neerwinden glücklich durch. Jetzt sprengte aber die östreichische Cavallerie in die Ebene zwischen Neerwinden und Mittelwinden. Valence setzte ihr, an der Spitze der französischen Cavallerie, den muthigsten Widerstand entgegen, bis er verwundet sich entfernen mußte. Die östreichische Cavallerie drang jedoch auch nicht weiter vor. Ihre übrigen Angriffe waren gleichfalls nicht entscheidend. Die Nacht wurde auf dem Schlachtfelde zugebracht. Der linke Flügel der Franzosen wurde aber vom Glück weniger begünstigt. Schon waren die zwey Colonnen desselben beträchtlich vorwärts gedrungen; als plötzlich die Bataillone der Freywilligen so sehr von einem panischen Schrek-

Schrecken ergriffen wurden, daß sie, „rette sich, wer kann!“ rufend, von den Linientruppen sich trennten. Diese Unordnung benutzte eine Abtheilung östreichischer Cavallerie zum glücklichen Einhauen, und die beyden Colonnen des linken französischen Flügels wurden ganz in Unordnung gebracht. Ihr Oberbefehlshaber Miranda, der sie weder durch sein Zureden, noch durch sein Beyspiel zum Stehen bringen konnte, gerieth in Verzweiflung. Dumourier mußte sich zum Rückzuge entschließen. Voll Unmuth klagte er den Miranda als den Urheber des verlohrnen Treffens an. Miranda schob dagegen alle Schuld auf die Anordnungen des Obergenerals. Beyde, Dumourier und Miranda, hatten aber ihre Pflicht gethan, und die eigendliche Ursache des Unglücks, welches die französische Armee bey Neerwinden traf, lag in den heimlichen Ränken der Jacobiner, die zur Ausübung ihrer Rachsucht gegen Dumourier einen Vorwand zu haben wünschten. Schon auf dem rechten Flügel war, durch das Anstiften der jacobinischen Feinde Dumouriers, eine so große Unordnung sichtbar, daß Dumourier, unterstützt von den

den einsichtsvollsten Generalen, den schlimmen Folgen derselben kaum vorbeugen konnte. Auf dem linken Flügel waren die Ränke der Jacobiner noch wirksamer. So sehr aber der jacobinische Geist auf den Erfolg dieser Schlacht Einfluß gehabt haben mag, so wenig läßt sich doch ableugnen, daß die dadurch veranlaßte Unordnung unter der französischen Armee von den östreichischen Generalen vortrefflich benutzt wurde.

Dumourier's Muth war durch die bey Neerwinden verlohrne Schlacht so wenig ganz niedergeschlagen, daß er vielmehr vier Tage hernach (22. März) bey Löwen den anrükkenden Oestreichern sich noch einmahl entgegen stellte. Die Oestreicher waren bereits zurückgedrängt, als der Prinz von Koburg mit einer frischen Abtheilung herbey kam. Nach einem langen, eigentlich unentschiedenen Kampfe, zog sich Dumourier, über die Dyle, nach Brüssel zurück. Doch Dumourier stand jetzt schon mit dem Prinzen von Koburg in einem geheimen Einverständnisse. Wegen der verfolgenden Rachsucht der Jacobiner mit Recht besorgt, wußte er kein

wirksameres Rettungsmittel, als sich mit den Oestreichern zur Zerstörung ihrer tyrannischen Herrschaft zu vereinigen. Er schmeichelte sich dabey mit der Hoffnung, daß ihm wenigstens ein Theil seiner Armee, zur Beförderung dieses Planes, treu bleiben würde. Schon vor dem Ausbruch dieses Krieges hatte sich Dumourier, vermittelst des Grafen von Metternich, des Generalgouverneurs der östreichischen Niederlande, mit dem Hofe zu Wien in geheime Unterhandlungen eingelassen. Er wollte sich verbindlich machen, dem Könige die Gewalt, die ihm zur Aufrechthaltung der Gesetze nöthig wäre, wieder zu verschaffen. Sein Antrag fand jedoch so wenig Eingang, daß er vielmehr von dem Fürsten von Kaunitz mit kaltem Stolz zurückgewiesen wurde. Dadurch gekränkt, beförderte Dumourier aus allen Kräften den Ausbruch des Krieges; aber selbst nach dem Sieg bey Jemappe, nach der Eroberung Belgiens, beschäftigte er sich noch immer mit dem Gedanken, seinen Plan auszuführen. Selbst nach der Schlacht bey Neerwinden, glaubte er Frankreichs Schicksal bestimmen zu können. Sein Abgeordneter Montjoy hielt deswegen

wegen mit dem östreichischen Obersten Mack (22. März) eine Unterredung. Die erste Bedingung der Uebereinkunft war die Räumung Belgiens. Um das Einverständniß des Oberbefehlshabers zu verbergen, sollte der kleine Krieg noch einige Zeit fortgesetzt werden. Fünf Tage hernach, (27. März) wurde eine bestimmtere Verabredung getroffen. Die Franzosen sollten an ihren Gränzen, einige Zeit hindurch, unangefochten stehen bleiben. Dumourier sollte hierauf, sobald ihm die Umstände günstig schienen, mit seiner Armee nach Paris marschieren, und die Oestreicher sollten, wenn es nöthig wäre, als Hülfstruppen, sich nach seinen Befehlen richten. Dieser Verabredung wohnten die Generale Valence, Thouvenot und Chartres bey.

Dumouriers Plan blieb der jacobinischen Parthey nicht verborgen. Der verdächtige General mußte von der Armee entfernt werden. Man benahm sich dabey mit aller Vorsicht. Um seine Gesinnungen zu erforschen wurden vom Convent drey Commissarien nach Belgien geschickt. Diesen entdeckte Dumourier, ohne alle Zurückhaltung, seine Gedanken

ken über die Wiederherstellung der Verfassung von 1789, 1790, 1791. Zugleich scheute er sich nicht, ohne alle Schonung, über das unmoralische, unverschämte Verfahren der Jacobiner sich zu äussern, und ihnen alles damahlige Unglück der französischen Nation zuzuschreiben. Die Jacobiner bedachten sich nun nicht länger, den Sicherheitsausschuß zu Dumouriers Verhaft zu bestimmen. Dem Auftrag desselben zufolge, luden die bey der Nordarmee befindlichen Commissarien (29. März) durch ein Billiet den Dumourier ein, nach Lille zu kommen, um sich, von den Repräsentanten des Volkes, über wichtige gegen ihn angebrachte Beschwerden vernehmen zu lassen. Er könne, antwortete er ihnen, sich in der Nähe des Feindes nicht von seiner Armee entfernen; sie möchten sich daher in sein Hauptquartier begeben. Jetzt wurde ihm aber durch eine Verordnuug des Convents (30. März) die Erscheinung vor den Schranken desselben befohlen. Vier Commissarien erhielten den Auftrag, mit Zuziehung des Kriegsministers Beurnonville, diese Verordnung zur Vollziehung zu bringen.

Dumouriers Hauptquartir war seit einigen Tagen zu Boues St. Amand. Als die vier Repräsentanten und Beurnonville (2. April, Abends gegen 4 Uhr) angekommen waren, überreichte Camus, als Wortführer, dem Dumourier das Decret des Convents. Dieser gab es ihm, als er es gelesen hatte, wieder zurück. In der jetzigen bedenklichen Lage der Armee (setzte er hinzu) wäre es ein übereilter Beschluß; er weigere sich zwar nicht, zu gehorchen; er verlange jedoch Aufschub, um vorher die Gränzposten sichern zu können; auch erböte er sich zu seiner Abdankung; er würde sich aber ihrem Revolutionstribunale keineswegs überliefern. Diese Unterredung, eine eigentliche Zänkerey, bey welcher viele Officiere vom Generalstaabe gegenwärtig waren, endigte sich mit der Erscheinung von 25 Husaren, die, auf Dumouriers Befehl, in den Saal traten, und den Kriegsminister, nebst den vier Commissarien, in Verhaft nahmen. Eine Abtheilung von 200 Husaren führte sie, als Geiseln, in das östreichische Hauptquartier nach Tournay. Clairfait ließ sie erst zu dem Prinzen von Koburg, nach Mons, bringen. Von hier wurden sie nach Ma-

stricht, und endlich in das Innere der östreichischen Staaten, versetzt, und in verschiedene Festungen vertheilt. Nach ihrer Ablieferung fand die dritte Zusammenkunft mit den Oestreichern statt. Dumourier machte sich nun verbindlich ihnen die Festungen Valenciennes und Conde zu überliefern.

Allein die Armee hegte entweder nicht die Anhänglichkeit für Dumourier, auf die er gerechnet hatte; oder die jacobinischen Unterhändler hatten ihren repulikanischen Enthusiasmus zu heben gewußt. Sie wollte daher seinen Befehlen nicht mehr gehorchen. Valenciennes und Conde weigerten sich, die Thore zu öffnen, und als Dumourier seine Soldaten aufforderte, ihm nach Paris zu folgen, um dort, unterstützt von den Oestreichern, einen constitutionellen König herzustellen, wurde er zu seinem Erstaunen von dem Uebergewicht der republikanischen Gesinnungen überzeugt, sah er eine Abtheilung nach der andern abmarschieren. Zuletzt blieben ihm nicht mehr, als 1500 Mann, übrig. Mit diesen gieng er (4. April) durch die Flintenschüsse und die Verwünschungen der übri-

übrigen begleitet, gleich einem Ausreisser, zu den Oestreichern über. Diese wollten sich, da ihre Erwartungen so getäuscht worden waren, nicht mit ihm einlassen. Doch behielt er seine Freyheit, und er hat seitdem seinen Aufenthalsort manchmahl geändert. Eine so kurze Rolle spielte ein talentvoller Mann, der seinem Vaterlande noch wichtige Dienste leisten konnte. Wie gut hätte der Prinz von Koburg den damahligen der Auflösung nahen Zustand der französischen Armee zu großen Vortheilen benutzen können; aber er blieb ihm zu lange unbekannt, und der Krieg mußte jetzt mit desto größerer Anstrengung fortgesetzt werden.

Diese Anstrengung konnte Oestreich vermeiden, wenn es einem vortheilhaften Vergleiche die Hand biethen wollte. Der Nationalconvent war, durch Dumouriers Abfall, und die fast gänzliche Auflösung der Nordarmee, so sehr in Verlegenheit gerathen, daß er sich nach dem Ende dieses Krieges sehnte. Er erklärte sich daher durch geheime, aber sichere Unterhändler bereit, den Zustand vom 20ten April 1792 wieder herzustellen, und die

die Reichsfürsten, die ihre Besitzungen in Elsaß und Lothringen verlohren hatten, vollkommen zu entschädigen. Oestreich hatte aber damahls zu reitzende Aussichten auf Eroberung, als daß es dieselben hätte aufgeben sollen. Es rechnete vielleicht darauf, mit dem deutschen Reiche alles dasjenige, was durch Frankreich demselben entrissen worden war, wieder zu vereinigen. Der Prinz von Koburg rückte daher mit verstärkter Macht in das französische Gebieth ein.

Die Fortschritte der Oestreicher sollte Dampierre, als Dumouriers Nachfolger, aufhalten; Dampierre, der schon zu Aachen der unwiderstehlichen Gewalt der Oestreicher hatte weichen müssen. Er fand die ihm anvertraute Nordarmee sehr vermindert, muthlos, in der unordentlichsten Verfassung. Auf den Schutz der schlecht verwahrten Gränzfestungen konnte er sich wenig verlassen. Vor sich sah er einen siegreichen Feind, der täglich neue Verstärkungen erhielt. Die Hauptarmee unter dem Prinzen von Koburg zählte allein 60,000 Mann. Gegen diese sollte Dampierre mit neuer in der Geschwindigkeit zu-

sam-

sammengeraffter Mannschaft fechten. Er that alles, was in seinen Kräften war, um die Verbindung zwischen den beyden Festungen Conde und Valenciennes zu erhalten. Aber nach drey hitzigen Gefechten zwischen Dampierre und Clairfait bey dem Dorfe Famars mußten sich die Franzosen (8. May) von Valenciennes zurückziehen. Im letztern Gefechte ward dem braven Dampierre durch eine Kanonenkugel ein Bein zerschmettert.

Die Oestreicher schlossen nach dem Rückzuge der Franzosen, sogleich Conde ein; auch machten sie zur Belagerung von Valenciennes Anstalten. Die Franzosen, die sich in dem verschanzten Lager bey dem Dorfe Famars zu behaupten suchten, wurden, unter der einstweiligen Anführung des Generals la Marche, durch einen Angriff der Oestreicher, die unter dem Befehle des Prinzen von Koburg, des Herzogs von York, nud des Erbprinzen von Oranien, standen, (23. May) zum Rückzuge nach Bouchain genöthigt. Die Vereinigten betrieben nun die Belagerungen von Valenciennes und Conde mit allem Eifer. Jene an der Schelde liegende, von 17 bis

18,000

18,000 Menschen bewohnte Stadt wurde von einer 9,500 Mann starken Besatzung vertheidigt. Sie wehrte sich vom 14ten Junius, wo die Bombenbeschießung derselben anfieng, bis zum 28ten Jul; also über sieben Wochen lang. Während der Zeit hatte sie 550 Todte, und 2,500 Verwundete und Kranke. Zu der Vermehrung der letztern trug eine ansteckende Krankheit sehr viel bey. Von der Artillerie war nur noch ein Drittel brauchbar. Durch das Einverständniß, das ein Staabsofficier der Artillerie mit den Belagerern unterhielt, ward die Noth der Stadt auch noch durch eine Feuersbrunst vergrößert. Achtzehn Tage früher (10. Jul.) hatte sich schon Conde, am Einflusse der Haisne in die Schelde, ergeben. Zu diesen bey den festen Punkten an der Schelde kam nun (1. Sept) auch die Festung le Quesnoy.

Während daß, unter dem Prinzen von Koburg, die Vereinigten Oestreicher, Engländer, Hanoveraner, Hessen und Holländer in dem nördlichen Frankreich weiter vorrückten, wurden den Franzosen nicht nur ihre Eroberungen am Rheine entrissen, sondern ihnen

ihnen auch in ihrem eignen Rheinlande, im Elsaß, große Noth verursacht. Die französische Rheinarmee, die damahls noch unter Custine's Befehl stand, hatte zwischen Bingen und Kreutznach eine vortheilhafte Stellung. Aus dieser mußte sie, wenn die Deutschen Maynz ruhig belagern sollten, vertrieben werden. Schon hatte man mit der Einschließung dieser Festung zu lange gewartet; die Franzosen hatten Zeit genug gehabt, dieselben mit Geschütz, und Vorräthen von allerley Kriegsbedürfnissen, zu versehen. Endlich machte der Herzog von Braunschweig zum Uebergang auf die linke Rheinseite ernstliche Anstalten. Der unternehmende Szekuli gieng mit, einer kleinen Abtheilung leichter Truppen, bey Rheinfels über. Custine wurde dadurch in Ansehung des eigentlichen Ortes, wo die Preussen übersetzten, getäuscht. Während daß Szekuli mit dem General Neuwinger in einem Gefechte begriffen war, erschien (28. März) die preussische Armee zwischen Bacherach und Bingen. Da nun die Oestreicher unter Wurmser, zwischen Mannheim und Kehl, gleichfalls über den Rhein giengen, so mußte sich die französische Rheinarmee

mee, deren Rückzug Houchard mit kluger Entschlossenheit deckte, bis hinter die Verschanzungen an der Lauter zurückziehen. Friedrich Wilhelm II, der, den Muth seiner Krieger aufrecht zu erhalten, sich immer in ihrer Mitte befand, war einst in großer Gefahr. In dem stillen Dörfchen Ahlsheim, bey Gunsdersblum am Rhein ausruhend, rettete ihn von dem unglücklichen Schicksale, von den Franzosen überrascht zu werden, nur die Uneinigkeit ihrer Generale.

Für die Unternehmungen der Preussen, und ihrer Bundesgenossen, war die damahlige Stimmung der französischen Soldaten, und der Rheinbewohner äusserst günstig. Die leztern empörte die Art, mit welcher man sie zu jacobinischen Republikanern umzuschaffen suchte. Die drey Conventsdeputirten Reubel, Haussmann und Merlin, die zu Mäynz ihren Sitz aufgeschlagen hatten, wurden von den deutschen Freyheitsschwärmern Wedekind, Forster, Böhmer, Hofmann, Metternich u. a. m. dazu angefeuert. Diese dachten sich für die Bewohner der schönen Rheingegenden kein grösseres Glück, als sie mit der Republik Frankreich

vereinigt zu sehen. Hierzu hatten aber diese guten Leute, zumahl als sie mit dem Verfahren der Freyheitsprediger genauer bekannt wurden, gar keine Neigung. Dennoch brachte man es, mit Hülfe einiger Anhänger aus dem gemeinen Haufen dahin, daß zu Worms, Speyer, und andern Orten, Freyheitsbänme geflanzt, daß Freyheits- und Gleichheitsclubs errichtet wurden. Custine räumte ihnen die schönsten Säle in den fürstlichen Schlössern ein. Man lud durch Trommelschlag die Mannspersonen zum Erscheinen in den Clubversammlungen ein. Diejenigen, die sich für die Freyheit erklärten, wurden in ein rothes Buch, in das sogenannte Buch der Seligen, eingeschrieben. Ein schwarzes, mit Ketten behangnes Buch stellte das Buch der Verdammniß vor. Aber weder diese Bücher, noch die schwärmerischen Reden der Freyheitsapostel, gewannen dem jacobinischen Systeme viele Anhänger. Custine und seine Vertrauten, liesßen sich aber dadurch nicht abhalten, die französische Verfassung einzuführen, und die Bewohner der umliegenden Gegend sollten der französischen Republik ihre Anhänglichkeit zuschwören. Man unterstüzte dieses Verlangen

gen durch bewaffnete, mit Kanonen versehene, Mannschaft. Viele der angesehensten Männer, die nicht schwören wollten, wurden als Gefangne nach Maynz geschleppt. Ein tyrannisches Verfahren dieser Art empörte die Bewohner dieser Gegend so gewaltig, daß sie alle Bereitwilligkeit fühlten, durch einen Aufstand die Unternehmungen der Oestreicher und Preussen zu unterstützen. Aber wie wenig wußten die Generale derselben diese Stimmung der Rheinländer zu benutzen! Wie wenig zogen sie von dem Abscheu, den die französischen Linientruppen, unter welchen sich noch viele heimliche Verehrer des Königthums fanden, gegen die Fortsetzung dieses Krieges hegten, Vortheil! Ein so günstiger Zeitpunkt, wie der damahlige, kam nicht wieder. Die deutschen Generale ließen den französischen Feldherren Zeit, die Ordnung unter ihren Armeen wieder herzustellen, und die Verschanzung an der Queich, welche den Eingang in Elsaß beschützen, zu besetzen. Die Vertheidigung von Maynz wurde nun ein Ehrenpunkt, die Vertheidigung der Gränze eine Ehrensache.

Maynz

Maynz war mit einer 23,000 Mann starken Besatzung versehen. Den Oberbefehl über dieselbe führte der geschickte General d'Oyre. Unter den Staabsofficieren befand sich der berühmte Kleber. Kalkreuth zählte, als er in den ersten Tagen des Aprils, Maynz auf der linken Rheinseite einschloß, anfangs nicht mehr, als 17,000 Streiter. Der Festung Castell gegen über stand der General von Schönfeld mit einer Abtheilung von Preussen, Sachsen und Hessen, die sich von Hochheim bis Wißbaden und Biberich ausdehnte. Die wichtigen Posten bey Weißenau, Kostheim, verursachten einen heftigen Kampf, der, auf beyden Seiten, mit Aufopferung vieler Menschen, zu vielfältigen Beweisen ausserordentlicher Tapferkeit, die Gelegenheit gab. Das Schicksal der Festung wurde aber dadurch nicht entschieden. Es fehlte den Belagerern an schwerem Geschütz. Anstatt es während der Wintermonathe mit Bequemlichkeit herbeyzuschaffen, ließ mau jetzt manchen Zwölfpfünder mit theuren Postpferden herbey fahren. Mau hatte, abermahls durch Emigrirte und deutsche Anhänger derselben, verleitet, zu sehr darauf gerechnet, daß die

 Festung

Festung Maynz schon als die Frucht eines geheimen Einverständnisses fallen würde. Darüber verstrichen dritthalb Monathe, ehe man (17. Jun.) zur Eröffnung der Laufgräben schreiten konnte. Die Belagerungsarmee, die 60,000 Mann stark seyn sollte, belief sich auch nur auf 37,000 Mann.

Als die maynzer Clubisten die Belagerung einen ernsthaftern Gang nehmen sahen, vollzogen sie (24. Jun.) die grausame Maßregel, über 1,500 Menschen, die nicht schwören wollten, aus der Stadt zu verbannen. Diese wurden, dem Kriegsgebrauch gemäß, von den belagernden Preussen wieder zurückgetrieben. Zwischen dem preussischen Lager und der Festung, auf freyem Felde, ohne Lebensmittel, während daß Bomben und Kanonenkugeln über ihre Köpfe hinsauseten, befanden sich die unglücklichen Leute in der verzweiflungsvollsten Lage, wurden manche von ihnen, vornehmlich Kinder, schon durch den Schrecken getödtet. Mitleidige französische Cavallerie-Patrouillen nahmen sie, auf ihren Pferden, mit nach der Stadt zurück.

Die

Die Belagerer hofften die Standhaftigkeit des Commandanten, durch ein schreckliches Bomben- und Granatenfeuer, zu erschüttern. Am heftigsten war es in der Nacht zwischen dem 28. und 29ten Jun. Die hervorragende Domkirche, und andre große Gebäude, geriethen in Brand. Die Festungswerke selbst waren noch wenig beschädigt, und die Besatzung konnte also einem stürmenden Angriffe ruhig entgegen sehen. Aber es fehlte an allerley Bedürfnissen, vornehmlich an Mehl, und an chirurgischen Hülfsmitteln. Ein grosses, mit Verwundeten und Kranken angefülltes Lazareth machte die um fast 6000 Mann verminderte Besatzung muthlos. Ob vielleicht nicht auch ein goldner Einfluß wirkte? Genug Maynz wurde (22. Jul.) übergeben. Die ausmarschierende Garnison, die sich verbindlich machen mußte, nicht gegen Frankreichs Feinde zu dienen, war noch 17,308 Mann stark. Den Belagerern kostete die Einnahme von Maynz zwischen 3 bis 4000 Mann. Friedrich Wilhelm lebte während der Zeit, bey seinen Kriegern, unter einem Zelte sich mancher Gefahr aussetzend. Seine Preussen machten sich nun die Freude, die maynzer Clubisten

bisten auf eine dem Gefühl ihrer Ehre oder ihres Körpers empfindliche Weise zu züchtigen.

Die lange Einschließung und Belagerung von Maynz, die beynahe 4 ganze Monathe verschlang, gab den französischen Generalen eine erwünschte Zeit, sich in eine furchtbarere Verfassung zu versetzen. Von Hüningen bis Bitsch standen lange nicht mehr als etwa 40,000 Franzosen, und die Moselarmee unter Beurnonville machte, die Garnison von Metz dazugerechnet, nur noch 12,000 Mann aus. Anstatt gegen diese geringe Macht mit Entschlossenheit anzurücken, rechnete man zu sehr auf den Wankelmuth und die Unstetigkeit der französischen Nation, auf die prahlerischen Versprechungen der Emigrirten. Wie sehr dieselben täuschten, bewies gleich die muthige Erklärung, mit welcher Wurmsers Antrag zur Uebergabe von dem Commandanten von Landau zurückgewiesen wurde. Wurmser und der Herzog von Braunschweig machten es hierauf zum einzigen Gegenstand ihrer Sorgfalt, die Belagerung von Maynz zu decken. Wurmser wählte in dieser Ab-

Absicht die Stellung bey Edenkoben, zwischen dem Rhein und dem elsaßischen Gebirge. Der Herzog von Braunschweig stellte sich, näher nach Maynz hin, bey Kaiserslautern, auf.

Dem Feldmarschall Wurmser gegenüber stand die französische Rheinarmee, die jetzt (26. May) der Aufsicht des Generals Beauharnois anvertraut war. Aber es fehlte derselben noch an manchem Bedürfnisse; sie hatte unter ihren Streitern noch zu viele ungeübte Nationalgardisten, und es befand sich in ihrer Mitte der des Kriegswesens ganz unkundige Conventsdeputirte Denzel, dessen Stolz die Generale beleidigte, dessen Schreckenssystem ganz Elsaß empörte. Beauharnois sollte Maynz entsetzen. Nachdem er (29. Jun. und 3. Jul.) einige unbedeutende Versuche gemacht hatte, wurde er durch immer geschärftere Befehle des Convents aufgefordert, der bedrängten Festung ohne Aufschub Hülfe zu leisten. Die Franzosen, die täglich vermehrt wurden, bothen seitdem manchmahl ihre Kräfte auf, um vorzudringen. Ihr Hauptangriff erfolgte am 22ten Julius, in

in 3 Colonnen, jede zu 15,000 Mann. Von dem Gelingen ihres Planes wurden sie aber hauptsächlich durch die Tapferkeit des östreichischen Generals Hotze abgehalten. Uebrigens trug dieß zur Beschleunigung der Capitulation bey. Der Herzog von Braunschweig, der indessen in seiner vortrefflich gewählten Stellung bey Lautern ganz ruhig stand, half durch einige Abtheilungen seiner Armee den Entsatz von Maynz abwehren.

Nachdem Maynz erobert war, sollte nun Landau an die Reihe kommen. Um die Franzosen von demselben zu entfernen, unternahm Wurmser einen allgemeinen Angriff der Rheinarmee, der sie nach den weißenburger Linien zurücktrieb. Ihre Versuche, Landau mit Vorräthen zu versehen, waren vergeblich. Wurmser hatte das Eindringen in das ehedem mit dem deutschen Reiche verbundene Elsaß zum Hauptziele seines Bestrebens. Zur Beförderung dieser Absicht mußten die Franzosen aus ihren Verschanzungen bey Jokrim, einem Städtchen in der Nähe von Weißenburg, und aus dem nahen Bienwald, vertrieben werden. Wurmsers Unternehmung gelang (20. Aug.) und der Prinz von Conde hatte an dem glücklichen Erfolge desselben einen bedeutenden Antheil. Die Franzosen behaupteten aber ihre feste Stellung auf den Höhen von Weißenburg und Lauterburg. Sie hatten die 2 Meilen lange Bergkette gewaltig verschanzt, und durch dicke Verhaue unzugänglich gemacht. Hinter der hochangeschwellten Lauter befand sich ein vier Klaftern breiter und 3 Klaftern tiefer, mit doppelten Pallisaden versehener Graben, an welchem, in einer Entfernung von 800 Schritten, sich allemähl zwey Bastionen erhoben. Die am Ende des Grabens liegende Städte, Lauterburg und Weißenburg, stellten förmliche Festungen vor. In der Fronte konnte die französische Stellung, ohne die größte Aufopferung, nicht angegriffen werden. Die Vereinigten hatten aber die dringendste Ursache, ihre Leute, die nicht so bald wieder entsetzt werden konnten, zu schonen. Man mußte also auf Seitenangriffe, auf Ueberraschungen, denken. Die Vorbereitungen zu denselben erforderten jedoch Zeit, und es verstrichen dritthalb Monathe, ehe Wurmser seinen Plan auf das Elsaß ausführen konnte.

Wäh-

Während daß Wurmser (13. Oct.) mit sechs Colonnen gegen die Vorderseite anrückte, warf sich der Fürst von Waldeck mit einer starken Abtheilung der Oestreicher über die rechte Seite her; und der Herzog von Braunschweig, der, in der Mitte des Septembers, bey Pirmasens über die Franzosen gesiegt, und sie bis an die Saar zurückgedrängt hatte, bedrohete, vom Gebirge her, die linke Seite der französischen Verschanzungen. Durch diese auf allen Seiten einbrechende Gefahr wurden die Franzosen in eine solche Bestürzung versetzt, daß sie, ihre Linien verlassend, in wilder Unordnung nach Hagenau eilten, daß sie, als sich Wurmser mit Waldeck und den Preussen vereinigte, sich erst in der Nähe von Straßburg sicher glaubten. Schon wähnte mancher, die wichtige Stadt Straßburg wieder mit dem deutschen Reiche vereinigt zu sehen. Aber diese schöne Hoffnung verschwand immer mehr. Der für die Unternehmungen der Vereinigten glückliche Zeitpunkt hatte sein Ende erreicht. Sie fühlten die französische Uebermacht nun immer stärker.

Diese

Diese Uebermacht gründete sich nicht nur auf die große Menge der Streiter und auf ihren Muth, sondern auch auf die glückliche Wahl ihres Oberbefehlshabers. Als sich die französische Nation im Sommer dieses Jahres nicht nur von äussern Feinden, sondern auch im Innern, so gewaltig bedrängt sah, daß der Zeitpunkt, die republikanische Regierung zu zerstören, vielleicht niemahls näher war, faßte Robespierre den großen Gedanken, alle wehrhaften Bürger Frankreichs, also 4 bis 5 Millionen Streiter, in Bewegung zu setzen. Auf Barrere's Bericht verordnete daher der Nationalconvent (16. Aug.) daß die ganze französische Nation sich in Masse erheben sollte, um das französische Gebieth von allen Feinden zu reinigen. Bald fühlte man jedoch die Unmöglichkeit, für mehrere Millionen Menschen, Waffen und Unterhalt anzuschaffen. Man theilte sie daher in drey Classen; die 1te von 18-25ten, die 2te von 25ten bis 40ten, die 3te von 40ten bis 60ten Jahre. Die erste Classe sollte den Anfang machen. Sie lieferte eine große Zahl rüstiger Jünglinge. Die meisten von denselben fühlten sich aber gar nicht geneigt,

der

der Aufrechthaltung der Jacobinerherrschaft ihr Leben aufzuopfern. Doch eine aus Sansculotten zusammengesetzte Revolutionsarmee benahm, von der Guillotine begleitet, manchem die Unschlüssigkeit, sich unter die Fahnen der Republik zu begeben. So wuchs in kurzer Zeit die Zahl der französischen Vaterlandsvertheidiger so gewaltig an, daß jede im Felde stehende Armee sehr beträchtlich ververmehrt, daß der Abgang gleich wieder ersetzt werden konnte. In elf Armeen zählte man über 800,000 Mann. So viele Soldaten hatte noch kein Staat der neuern Welt auf einmahl unterhalten. Diese Soldaten, die ein schwärmerisches Freyheitsgefühl, von patriotischen Liedern angefeuert, zu den muthvollsten und tapfersten Thaten hinriß, diese wählten sich nun ihre Officiere selbst; also Leute mit deren vorzüglichen Eigenschaften sie bekannt waren, denen sie ihr ganz Vertrauen schenkten. Zu Staabsofficieren, zu Generalen erhob die Regierung nur solche Männer, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten. So stieg mancher ehemahlige Lieutenant, mancher ehemahlige Soldat von der Garde, in wenig Jahren, bis zum Obergeneral empor.

Wenn

Wenn aber ein solcher Mann dem Vertrauen des Wohlfahrtsausschusses nicht entsprach, so traf ihn bald das Loos, unter der Guillotine zu sterben. Ein Obergeneral both daher, einem solchen Schicksale zu entgehen, alle Kräfte seiner Talente auf, und diese Anstrengung gelang, da es an den hierzu nöthigen Mitteln gar nicht fehlte, bey den meisten zur Bewunderung.

Diese Bewunderung erzwangen vornehmlich die Thaten eines Hoche, eines Pichegru, eines Jourdan. Der letztere war, vor der Revolution erst Soldat, und hernach Kaufmann, gewesen. Lazarus Hoche, der Sohn armer Eltern, in einer Vorstadt von Versailles (1768) gebohren, diente seit seinem 16ten Jahre unter der Garde, wo er das, was er sich durch Handarbeiten erwarb, auf Bücher wendete. Durch den Revolutionskrieg erhielt er so manche Gelegenheit, sich seinen Vorgesetzten durch seine militärischen Talente zu empfehlen, daß er im Jahr 1793 schon Obergeneral der Moselarmee wurde. Er zeichnete sich vorzüglich durch die Kühnheit seiner Plane, und durch die Kraft und Standhaftigkeit in der Ausführung

rung

rung, aus. Johann Karl Pichegru, von Arbois in Franche Comté (geb. 1761) hatte so arme Eltern, daß sie die Aufsicht, die die Franciscaner ihres Ortes über seine Erziehung führten, für ein Glück halten mußten. Seinen vornehmsten Unterricht genoß er, jedoch ohne Mönch zu seyn, in ihrem Collegium zu Brienne. Noch ziemlich jung, kam er unter die Artillerie, und zu Ende des Octobers dieses Jahres (1793) wurde er schon Obergeneral der Rheinarmee.

Solchen genievollen, jungen Feldherren standen nun die oft, mehr durch ihre Geburt, als durch ihre Talente, emporgehobene Generale der Vereinigten entgegen. Diese sahen, während daß die Armeen der Franzosen sich täglich, oft plötzlich vergrößerten, die Zahl ihrer Streiter durch Gefechte, Mühseligkeiten, und Krankheiten, immer mehr abnehmen. Die französischen Generale führten den Krieg auf eine neue, ihnen ganz unbekannte Art, durch Ueberraschung, durch standhafte fortgesetzte, heftige Posten; Angriffe, durch kühne Schwenkungen, von vieler gutbedienten Artillerie, von vortrefflichen

Tiral-

Tiralleurs, oder Scharfschützen, unterstützt. Ehe die deutschen Feldherren ihre von den Vorgängern gelernte Taktik der neuen Kriegsart anpassen konnten, hatten die Franzosen schon gesiegt. Auf eine ordentliche Schlacht in der Ebene, wo die Generale der Vereinigten ihre Künste zeigen konnten, ließen sich die französischen Befehlshaber gar nicht ein.

Dieß waren die vornehmsten Ursachen der Ueberlegenheit der Franzosen. Diese wurde aber auch manchmahl durch das unvorsichtige Benehmen der feindlichen Generale veranlaßt. Der Herzog von York, der die Rolle eines Oberbefehlshabers allein zu spielen wünschte, trennte sich von dem Prinzen von Koburg, mit einem Theile des vereinigten Heeres, die Eroberung von Dünkirchen zu unternehmen. Er rechnete auf den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung so sehr, daß er nicht einmahl die zu seiner Unterstützung bestimmte englische Flotte erwartete. Allein Houchard, jetzt Obergeneral der Nordarmee, zog seine sehr verstärkte Armee in der größten Geschwindigkeit zusammen, und fiel, im Rücken der Vereinigten, in Serflan-

dern

dern ein. Die, zur Deckung der Belagerung von Dünkirchen, bey Hondschoten stehende Abtheilung von Hannoveranern wurde (8. Sept.) von den Franzosen so sehr überwältigt, daß ihr Oberbefehlshaber, der alte Feldmarschall Freytag, nebst dem englischen Prinzen Adolf, in die Gefangenschaft gerieth; sie wurden (12. Sept.) aber durch die braven hannöverischen Grenadiere wieder befreyt. An eben diesem Tage sah sich der Herzog von York von den Franzosen so sehr bedrängt, daß er, seine Artillerie zurücklassend, in der größten Unordnung davon eilen mußte. Am folgenden Tage (13. Sept.) kam die Reihe, der Uebermacht von 30,000 Franzosen weichen zu müssen, an eine aus 12,000 Holländern zusammengesetzte Abtheilung, die, unter dem Erbprinzen von Oranien, zwischen Menin und Warwik stand.

Houchard konnte seine Ueberlegenheit in Flandern nicht benutzen, weil der Prinz von Koburg, an der Spitze von 25,000 Mann, die vereinigten Truppen in Flandern so sehr verstärkte, daß sich die Franzosen wieder heraus ziehen mußten. Indessen hatte doch Houchard den Zweck erreicht, die Vereinigten vom Eindringen in das innere Frankreich abzuhalten. Dennoch traf den braven Houchard das Loos, (24. Sept.) unter der Guillotine zu sterben. Einige Wochen früher (28. Aug.) hatte auch der prahlsüchtige Custine auf diese Art sein Leben geendigt.

Koburg schwenkte sich aus Flandern nach der an der Sambre liegenden Stadt Maubeuge, die schon seit dem 23ten September eingeschlossen war. Zum Schutze derselben diente das eben sowohl durch Kunst als Natur befestigte, und von 400 Kanonen umringte Lager bey Louville. Dieß mußte, wenn die Belagerung von Maubeuge gelingen sollte, vorher überwältigt werden. Allein Jourdan, Houchards Nachfolger, dem auf Wagen sehr ansehnliche Verstärkungen zugeführt wurden, kam (15. Oct.) dem Angriffe des Prinzen von Koburg, bey dem Dorfe Wattignt, zuvor. Zwey Tage nach einander setzten die Vereinigten, dem ungestümen Angriffe der Franzosen, die standhafteste Tapferkeit entgegen. Am zweyten Tage (16. Oct.) mußte jedoch der Prinz von

von Koburg, der Uebermacht der Franzosen weichend, sich von Maubeuge, über die Sambre zurückziehen. Die Vereinigten waren jetzt durch einen achtmonathlichen Feldzug so angegriffen; sie hatten durch Gefechte, Mühseligkeiten, und Krankheiten, so viele Leute verlohren, daß ihnen die Winterquartiere sehr wünschenswerth waren. Allein die Franzosen, die, durch so viele junge Cameraden verstärkt, den Feldzug gleichsam von neuen anfiengen, ließen ihnen durch ihre unaufhörliche Einfälle keine Ruhe. Sie griffen unter andern, gegen das Ende des Octobers, die an der Nordsee liegende Stadt Nieuport mit ihren Bomben so gewaltig an, daß sie sie größtentheils in Ruinen verwandelten. Das Hauptheer der Vereinigten behauptete sich indessen in seiner festen Stellung bey Landrecy. Die einzigen Früchte dieses mit so vielen Kräften in den Niederlanden eröffneten Feldzuges bestanden also in einigen Festungen, in dem nördlichsten Theile von Frankreich.

Weit weniger noch waren die deutschen Unternehmungen am Rhein vom Glück begün-

günstigt. Wurmser hatte zwar (bis zum 21. Oct.) am Oberrhein in Elsaß, eine sehr vortheilhafte, durch die hohen Ufer der Sor, und durch waldige Berge gedeckte Stellung; aber die täglich sich mehrende Zahl der Franzosen, die verschanzten Gebirgspässe, und die schlechte Herbstwitterung erlaubte ihm nicht, weiter vorzurücken, um die Verbindung zwischen der Rhein- und der Moselarmee der Franzosen zu hemmen. Sein linker Flügel wurde zwar durch die Eroberung von Fort Louis (Fort Vauban) die am 14ten Nov. erfolgte, gedeckt. Um so heftiger aber bestürmten die Franzosen (seit dem 17ten Nov.) seinen rechten Flügel. Wurmser mußte, um sich der Gefahr des Umgehens zu entziehen, und sich an die Preussen anschließen zu können, sich bis an die Motter zurückziehen.

Die Preussen, und die mit ihnen vereinigten Sachsen, hatten bisher sich auf Vertheidigungsmaßregeln eingeschränkt. Ein drey Wochen lang anhaltender Regen hatte die Gebirgpässe so unzugänglich gemacht, und der Mangel an Lebensbedürfnissen wurde in

 der

der eingeschränkten Gegend so fühlbar, daß es die Preussen nicht wagen durften, sich von ihren Magazinen noch mehr zu entfernen. Sie konnten daher ihren ersten Plan, die Franzosen von dem linken Ufer der Saar zu vertreiben, nicht ausführen. Vielmehr bildete sich, während daß eine Abtheilung ihrer Armee unter dem Kronprinzen von Preussen Landau einschloß, eine verschanzte Truppenkette der Franzosen. Die Zeit zu glücklichen Unternehmungen war verstrichen. Während daß die Menge der Franzosen täglich durch neue Ankömmlinge vermehrt wurde, nahm die Zahl der deutschen Streiter durch Gefechte und Krankheiten immer mehr ab. Die Preussen befanden sich in der Gefahr, das traurige Schicksal des Feldzuges in Champagne zum zweyten Mahl zu erleben. Der Herzog von Braunschweig hielt es daher für rathsam, sich von der Saar zurückzuziehen. Noch machte er aber einen Versuch, die Bergfestung Bitsch, die im Mittelpunkte der Straßen von Landau, Pirmasenz, Weißenburg und Straßburg liegt, in seine Gewalt zu bringen. Er bestimmte hierzu eine Abtheilung von 1,600 meistens mit

mit Aexten, Beilen, Brech- und Hebeisen bewaffneten Leuten, über welche der Graf von Wartensleben, Commandeur des Regiments Prinz Heinrich, und der Oberstlieutenant von Hirschfeld, Generaladjutant des Königs, die Aufsicht führten. Die Officiere und Soldaten hatten (16. Nov.) ein weisses Tuch um den Arm gebunden. Ein Beweis, daß man auf ein Einverständniß mit einem oder mehrern Officieren in der Festung rechnete. Die Preussen kamen glücklich bis in den bedeckten Weg; sie hatten schon das erste Thor eingenommen. Nun konnten sie aber das darauf folgende eiserne Hauptthor nicht aufsprengen. Indessen gerieth die Garnison in Bewegung, und die Preussen, die sich aus dem zwischen den beyden Thoren befindlichen Platz nicht sogleich wieder herausziehen konnten, wurden durch Handgranaten, Steine, Balken, Kugeln, durch Kanonen und Gewehrfeuer, so gewaltig bestürmt, daß sie ein Drittel von ihrer Mannschaft einbüßten. Die Preussen unter Knobelsdorf und Kalkreuth zogen sich nun gleich zurück.

An die Stelle von Schomberg, der den Jacobinern als ein deutscher Edelmann verdächtig war, trat jetzt Hoche, als Anführer der Moselarmee, auf. Dieser rückte erst (17. Nov.) gegen Kalkreuth, der nur 10,000 Mann unter seinem Befehle vereinigte, mit 20,000 Streitern an. Er mußte sich zwar zurückziehen; aber Kalkreuth durfte auch einen zweyten Angriff desselben so wenig abwarten, daß er nach Limbach zurückweichen mußte. Die ganze preussische Armee zog sich jetzt in die Gegend von Kaiserslautern, im zweybrückischen Gebiethe. Die Franzosen unter Hoche rückten immer nach. Der Convent drang auf den Entsatz von Landau. Die bey der Armee befindlichen Volksrepräsentanten droheten mit der Guillotine. Sie glaubten sich zu einer solchen Drohung um so berechtigter, je weniger ein Obergeneral die Menschen schonen durfte. Dem Hoche, dem 50,000 Mann und 400 Kanonen zu Gebothe standen, konnte der Herzog von Braunschweig nur 32,000 Mann und 200 Kanonen entgegenstellen. Dennoch fielen die Angriffe, die Hoche drey Tage hinter einander (29. 30. Nov. und 1. Dec.) gegen

gegen die preussische Stellung bey Lautern unternahm, so wenig glücklich aus, daß er sich mit einem Verlust von 8,000 Todten und Verwundeten zurückziehen mußte, und die Preussen, die den alten Ruhm der Krieger Friedrichs II behaupteten, ruhten hierauf in Cantonierungsquartieren aus.

Eine Abtheilung der Preussen hoffte indessen noch immer sich der Stadt Landau zu bemächtigen. Man rechnete auch bey dieser Unternehmung zu viel auf die Wirksamkeit der Unterhandlungen, und man glaubte den schnellen Gang derselben durch einen heftigen Bombenangriff, den man zwey Tage nach einander (28. und 29. Oct.) fortsetzte, und der den größten Theil der Stadt verwüstete, zu befördern. Allein der französische Commandant Labadare nahm jetzt nicht einmahl den preussischen Trompeter an, der ihm eine Aufforderung zur Uebergabe überbrachte. Auf eine ordentliche Belagerung wollten sich aber die Preussen nicht einlassen. Sie fuhren daher (1. Nov.) ihr schweres Geschütz nach Maynz zurück, und setzten blos die Einschließung fort. Auf das Schicksal von Landau hatte Uneinigkeit der Heerführer

rer, und vielleicht auch der Höfe, einen entscheidenden Einfluß. Was sollte, wenn Oestreich sich den Besitz von Elsaß zueignete, seinem Bundesgenossen Preussen zu Theil werden? Ueber diese Frage dachte man zu Wien und Berlin nicht übereinstimmend. Seitdem schien Preussens Eifer, Oestreichs Vortheil zu befördern, erkaltet. Das gewöhnliche Schicksal der Coalitionen, das so leicht in keinem andern Kriege mehr, als in dem gegenwärtigen, von der Erfahrung bewährt wurde.

Genug die Preussen und Sachsen schränkten sich seit der Zeit immer mehr auf bloße Vertheidigung ein. Um so mehr gerieth Wurmser in eine bedrängte Lage. Seine Stellung an der Motter war, wegen der vielen Franzosen, von welcher sie angefochten wurde, zu ausgedehnt. Pichegru, der neue Oberbefehlshaber der Rheinarmee, dem der Convent die Ordre: „Landau oder Tod!" gegeben hatte, bestürmte fünf Wochen hindurch (seit dem 19. Nov.) die Oestreicher täglich. Seine Angriffe nahmen, besonders seit dem Anfange des Decembers, an Heftigkeit

keit zu. Wurmser war froh, daß er seine Armee in die wohlverschanzte Stellung an der Motter, die sich von Drusenheim bis an das Gebürge erstreckte, konnte einrücken lassen. Er hoffte in derselben die Uebergabe von Landau, so wie den Zeitpunkt zur Beziehung der Winterquartiere in Elsaß, abzuwarten, aber er sah seine schöne Hoffnung gewaltig getäuscht.

Während daß die Armee der Oestreicher und ihrer Bundesgenossen von 60,000 bis auf 40,000 zusammengeschmolzen war, wuchs die Streitermasse von Pichegru bis auf 90,000 an. Dort kämpften großen Theils Leute von 50, 60 Jahren, durch Kränklichkeit, schlechtes Wetter und Mangel mißmuthig. Hier fochten rasche, kühne, jeder Gefahr trotzende Jünglinge, für deren Bedürfnisse reichlich gesorgt war, deren Muth durch ungünstige Witterung nicht niedergeschlagen wurde. Die Franzosen konnten ihre Kräfte gegen die Oestreicher um so stärker aufbiethen, je ruhiger sich die Preussen in ihren Cantonierungen verhielten, je weniger sie an diesem heftigen Kampfe Theil nahmen. Um sich demselben doch

doch nicht ganz zu entziehen, verstärkte der Herzog von Braunschweig die Oestreicher durch 8 Batallione und 5 Schwadronen. Endlich wurde (22. Dec.) die ganze östreichische Linie von den Franzosen so durchbrochen, daß den Oestreichern, und ihren Bundesgenossen, die eine völlige Niederlage erlitten, blos der Rückzug auf die weißenburger Höhen übrig blieb. Hier standen sie nun aller Bedürfnisse beraubt, und von einem schrecklichen Regen durchnäßt.

Wurmser und sein Kriegsrath faßten unter diesen Umständen den Entschluß, sich auf die rechte Rheinseite zurückzuziehen. Dieser Entschluß wurde aber von dem Herzog von Braunschweig völlig verworfen. Eine Schlacht; meynte er, wäre weniger verderblich und allemahl rühmlicher, als ein solcher Rückzug. Wurmsers Ehrgefühl wurde dadurch so sehr gereizt, daß er den 26ten December zu einer Schlacht bestimmte. Doch, Hoche, der Landau durchaus entsetzen wollte, kam ihm durch seinen Angriff zuvor. Der General Desaix erstieg, nach der dritten Bestürmung, die Höhen von Lauterburg, und durchbrach dadurch die weißenburger Linien auf dem linken Flügel. Als die Franzosen nun noch eine wichtige Anhöhe erobert hatten, breitete sich unter den Oestreichern und Emigrirten eine allgemeine Verwirrung aus. Alles lief in wilder Unordnung durch einander. Das französische Schwerdt und Bajonnet wüthete schrecklich. Nur das Vorrücken des Herzogs von Braunschweig rettete die Oestreicher und ihre Bundesgenossen vom völligen Untergange. Aber dennoch erfolgte ihr Rückzug über den Rhein so übereilt, daß oft kein Batallion, keine Compagnie, beysammen war.

Niederelsaß und ein Theil der Pfalz, wurde von den räuberischen Freycorps der Oestreicher schrecklich verwüstet. Leider diente dieß in der Folge den Franzosen zum Vorwande, auf der rechten Seite des Rheins das Vergeltungsrecht auszuüben. Der Herzog von Braunschweig, der mit seinen Preussen und Sachsen nun auch nicht länger auf der linken Rheinseite stehen bleiben durfte, zog sich, die Einschließung von Landau aufgebend, nach Maynz zurück. Der General

Rüchel

Rüchel deckte den Rückzug so gut, daß die nachrückenden Franzosen weder das Gepäcke noch die Artillerie der Preussen und Sachsen in ihre Gewalt bekamen. Dieß war der Ausgang des mit so glänzenden Erwartungen angefangnen deutschen Feldzuges am Rhein. Durch den großen Aufwand an Menschen, an Geld, war weiter nichts, als der Besitz von zwey Festungen erlangt worden, von welchen die eine Maynz, nur wieder erobert, und die andre, Fort Louis, im folgenden Jahre (1794 Febr.) wieder geräumt wurde.

Während daß Frankreich von den Armeen des großen Bundes seiner Feinde am Rhein, und von den Niederlanden her gewaltig bedroht wurde; während daß es mit so vielen innern Gegnern in einem heftigen Kampfe begriffen war, drangen zwey spanische Heere über die Pyrenäen herüber. Die Spanier bemächtigten sich erst (26. Jun.) der an ihrer Gränze, auf einem ziehmlich hohen Berge, liegenden Festung Bellegarde, nachdem sie dieselbe fünf Wochen lang mit ihren Bomben bestürmt hatten. Sie nahmen

(4. Aug.) auch noch die kleine Festung Ville Franche, im Departement Obergaronne, am Südkanale, ein. Sie bedroheten die ansehnliche Stadt Perpignan, den Hauptort des Departements der Ostpyrenäen. Die Franzosen, die zu Hülfe eilten, wurden (2. Sept.) von den Spaniern, unter Ricardos geschlagen, und erst 14 Tage hernach (17. Sept.) gelang den Franzosen der Entsatz von Perpignan. Aber nirgends war es schwerer, unter den fechtenden Franzosen Zucht und Ordnung einzuführen, als am Fuße der Pyrenäen. Selbst nach dem großen Volksaufgebothe, selbst bey der republikanischen Strenge, kamen noch manche Beyspiele von Verrätherey und Pflichtvergessenheit vor. Im ersten Jahre des Krieges gegen Spanien fraß das siegreiche Schwerdt der Spanier, im zweyten eine ansteckende Krankheit, viele Leute, weg. Auch fehlte es in diesen Weingegenden, die die Zufuhre nicht entbehren können, an Lebensbedürfnissen. Indessen drangen doch die Spanier auf dem französischen Boden nicht weiter vor. Die Franzosen hatten, am Ende dieses Jahres, allerdings Ursache, sich auf ihr Kriegsglück etwas einzu-

bilden. Wie sehr mußte das Schauspiel, das (30. Dec.) bey der Feyer der Wiedereroberung von Toulon gegeben wurde, der Eitelkeit des pariser Publicums schmeicheln! Die Triumpfwagen von 14 verschiedenen Armeen schlossen sich in einer langen Reihe an einander an. Sie stellten die Revolutionsarmee unter Ronsin, die die Unruhen in Calvador gestillt hatte, sodenn die Armeen des Oberrheins, des Niederrheins unter Pichegru, der Mosel unter Hoche, der Ardennen, hernach der Maas und Sambre unter Ferrand, des Norden unter Jourdan, der Küsten von Cherburg unter Sepher, der Küsten von Brest unter Rossignol, der westlichen unter Turreau in der Vendee, der italienischen, der Alpen, der toulonischen unter Dugommier, der Westpyrenäen unter Müller, der Ostpyrenäen unter Doppet, vor. Einige von diesen Armeen sollten zwar erst noch siegen; aber um sowohl sie, als die Nation aufzumuntern, dachte man sich dieselben schon als vollkommen siegreich. Ihre Siege waren zum Theil durch die große Anzahl ihrer Streiter hervorgebracht worden. Die Anzahl der Leute, die in den drey Jahren

1792, 1793 und 1794 aufgebothen wurde, um die alten Armeen zu verstärken, belief sich auf 1,778,000. Davon hatten sich 119,000 nicht gestellt, und 53,000 liefen davon. In den Hospitälern starben 167,000. Der Verlust an Getödteten und Gefangnen betrug 610,000, und der wirklichen Soldaten zählte man (1794 Nov.) 829,000. Wenigstens eben so viele bildeten die 14 Armeen des Jahres 1793. Gegen die republikanische Regierung fochten gegen 500,000 Ausländer, und wenigstens 200,000 innere Feinde. Folglich kämpften in Frankreich, und an dessen Gränzen, auf anderthalb Millionen Menschen. Einen solchen Kampf hat kein andrer Zeitraum der Geschichte von Europa aufzuweisen! Im Jahre 1793 kostete aber auch der französischen Republik der Landkrieg über 500, und der Seekrieg über 320 Millionen Thaler. Mit solchen Anstrengungen an Geld und Menschen versicherte Robespierre dem französischen Volke seine vermeynte republikanische Freyheit!

Siebenter Abschnitt.

Robespierre's Schreckensregierung. Hinrichtung der Marie Antonie, des Orleans u. a. m. Mit Robespierre's Sturz endigt sich die Schreckensregierung, und das Ansehn des Convents hebt sich wieder. Der Jacobinerclub wirdgeschlossen.

Dieser Freyheit brachte der grausam despotische Robespierre noch manches Opfer. Sein tyrannisches Ansehn gründete sich auf das Vertrauen des großen Haufens, das er sich durch sein scheinbares Bestreben, denselben in einen glücklichen Zustand zu versetzen, erwarb. Er war gleichsam der Götze des Volkes. Alle Volksgesellschafften in der ganzen Republik wetteiferten in den Ehrenbezeugungen, durch welche sie ihm ihre Hochachtung, ihre

ihre Ehrfurcht beweisen wollten. Alle diejenigen, die diese für Robespierre so günstige Verblendung heben konnten, waren zum Stillschweigen gebracht. Während daß kenntnißvolle und vermögende Männer von allen Staatsämtern ausgeschlossen blieben, vertraute man dieselben blos Leuten ohne Bildung, und ohne Vermögen, an. Das Volk sollte an der Besetzung der Aemter gleichsam ein ausschließliches Recht haben. Weil einige Schriftsteller es gewagt hatten, gegen die Richtigkeit dieses Regierungssystems gegründete Zweifel zu erregen, so wurden alle schreibende Gelehrte ein vorzüglicher Gegenstand des Hasses von Robespierre. Diesen Haß theilten die Reichen, weil sie die Gelehrten belohnen konnten. Dagegen bezahlte Robespierre aus der Staatscasse diejenigen, die den Inhalt ihrer Journale und Zeitungen seinen Grundsätzen und Absichten anpaßten. Die Leute, die sich an seine Interesse anschmiegten, verschafften ihm die von dem Jacobinerclub der Hauptstadt geleiteten Volksgesellschaften der übrigen Städte. Seine Gegner wurden durch Revolutionstribunale und die Guillotine entfernt. Der Convent sollte allmäh-

allmählig, durch die beyden Ausschüsse der Staatswohlfahrt und der allgemeinen Sicherheit, um seine ganze Wirksamkeit gebracht werden. Die Mitglieder der neuen Municipalitäten bestanden meistens aus Räubern und Schurken, die der Gerechtigkeit entlaufen waren. Da unter dem Befehle von Robespierre, als dem Präsidenten des Sicherheitsausschusses, alle Truppen in Paris standen, so fehlte ihm kein Mittel, seinen monarchischen Despotismus immer fester zu gründen. Der größte Theil der Männer, die er bey den Vorbereitungen zu seinem Plane gebraucht hatte, war schon aus dem Wege geschafft. Das Ansehn der Orleanisten sank täglich tiefer. Danton und la Croix mußten ihren Gönner Orleans preisgeben. Dieser stürzte nun vom höchsten Gipfel des Wohlstandes plötzlich in den Abgrund des Mangels. Man sperrte ihn (im Oct. 1793) in ein dunkles Gefängniß der Cittadelle zu Marseille ein. Seine Anhänger kämpften seitdem mit einer lebhaften Verfolgung. Ihr Oberhaupt Danton glaubte seine Parthey, durch die Vereinigung mit der robespierrischen, zu retten; aber diese Vereinigung

gung stimmte mit dem Plane des französischen Sylla zu wenig überein, als daß sie von langem Bestand seyn konnte.

Nach Robespierre's Plan mußte alles, was an das bourbonische Regentenhaus erinnern, was die Theilnahme an dessen Schicksal erregen konnte, entfernt werden. Im Tempel lebten aber noch Marie Antonie und ihre Kinder. Auf die Hinrichtung der ehemahligen Königin war von der Bergparthey schon seit einiger Zeit gedrungen worden. Schon am 2ten Jul. war sie aus dem Tempel in die Conciergerie, ein gemeines Gefängniß, gebracht worden. Hier schmachtete sie noch bis zum 13ten October, da Fouquier-Tinville, als öffentlicher Ankläger bey dem Revolutionstribunale, demselben eine förmliche Anklage überreichte. Diese beschuldigte die Marie Antonie der Verbrechen einer Messalina, die sie noch weit überträfe, einer Brunehilde, einer Fredegunde, einer Katharina von Medici; sie wäre an dem ungeheuern Anwachse der Staatsschulden Ursache; sie hätte ihren Bruder, den Kaiser Franz, mit großen Summen unterstützt, und mit den Feinden des

Staates ein Einverständniß unterhalten; sie hätte durch Schriften, durch eine künstliche Hungersnoth, eine Gegenrevolution zu bewirken gesucht; sie hätte die Ernennung treuloser Minister und Generale; sie hätte die Kriegserklärung gegen den Kaiser Franz, und die Unruhen vom 10ten August, veranlaßt; sie hätte sogar mit ihrem eignen Sohne einen vertrauten Umgang gehabt. In den Augen eines gegen seine ehemahlige Königin höchst eingenommenen Volkes schienen selbst die grundlosesten Beschuldigungen glaubwürdig.

Unter allen Beschuldigungen, die man gegen Marie Antonie vorbrachte, kränkte sie keine inniger, als die, welche den vertrauten Umgang mit ihrem kleinen Sohne betraf. „Ich appellire," sagte Marie Antonie, mit Thränen im Auge, „an alle hier gegenwärtigen Mütter; ich fordere sie feyerlich zu dem Geständniß auf, ob sich unter ihnen eine einzige befindet, in der nicht schon der bloße Gedanke an einen solchen Umgang den höchsten Abscheu erregt?" Sie ließ sich übrigens auf keine Vertheidigung ein, und bemerkte nur, daß keine einzige von den vorgebrachten Beschuldigungen erwiesen sey. Dennoch glaubte sich das Revolutionstribunal berechtigt, ihr (16. Oct.) das Todesurtheil zu sprechen. Sie hörte es mit scheinbarer Standhaftigkeit an; aber in das Gefängniß zurückgekehrt, brach sie in einen Strom von Thränen aus. Sie blieb nun einige Stunden allein. Hierauf ließ sie sich die Haare abschneiden; auch vertauschte sie die Wittwenkleidung gegen ein weißes Gewand. Nun schlief sie bis zur Hinrichtungszeit ganz ruhig. Wie rührend war der Abschied von ihren Kindern! „Ich gehe zu eurem Vater!" Man setzte sie auf einen Karrn, die Hände auf dem Rücken gebunden. Sie schien auf den constitutionellen Priester, der sie begleitete, und auf das die Richtbühne auf dem Greveplatz umgebende Volk wenig zu achten; aber in ihrem Gesichte drückte sich der Herzenssturm durch abwechselnde Schamröthe und Todesblässe aus. Ihr Kopfhaar war ganz weiß. Auf der Bühne, die sie schnell bestieg, betete sie vor ihrer Hinrichtung, auf den Knieen liegend mit Inbrunst. So büßte Marie Antonie für

für ihren weiblichen Leichtsinn auf eine höchst ungerechte Art!

Nach der Königin kamen die am 2ten Junius verhafteten Conventsmitglieder an die Reihe. Die entflohenen wurden für vogelfrey erklärt, und einige, die man ausspähete, sogleich unter die Guillotine gebracht. Ein Roman von Camille Desmoulins diente zum Grunde ihrer Anklage, obgleich die in demselben vorgebrachten Beschuldigungen nur ein Scherz waren. Man hatte in der Anklage die Beschuldigungen des Föderalismus und Royalismus so künstlich verwebt, daß man Personen von ganz verschiedenen Grundsätzen zusammenbringen, daß man sogar den Herzog von Orleans für einen Girondisten erklären konnte. Die Anhänger, fast lauter Mitglieder der pariser Municipalität, gaben auch die Zeugen ab. Einige von den Angeklagten rechtfertigten sich bis zur rührenden Ueberzeugung. Dieß erregte bey der Bergparthey eine so lebhafte Besorgniß, daß sie ein Decret auswirkte, nach welchen das Gericht der Verschwornen (Jury) den Proceß, sobald er von der Sache gehörig unterrichtet

tet wäre, abkürzen sollte. Diesem Decrete wurde, aller Vorstellungen ungeachtet, Folge geleistet. Darüber gerieth einer von den Angeklagten, Valuze, so sehr in Wuth, daß er sich noch im Saale erstach. Die übrigen wurden bald hernach (31. Oct.) hingerichtet. Unter ihnen befanden sich viele junge, talentvolle Männer, befand sich ein Brissot, ein Vergniaux, ein Gensonné, ein Condorcet, ein Petion. Wenig Tage hernach wurde Orleans von Marseille nach Paris gebracht, und zwey Stunden nach seiner Ankunft stand er schon vor dem Revolutionstribunale, sich weder über seine Feinde, noch Freunde (Danton) beklagend, und auf die meisten ihm vorgelegten Fragen nicht antwortend. Man brachte ihn hierauf in die Conciergerie, und zwar in eben das Zimmer, in welchem Marie Antonie ihre letzten Tage verlebt hatte. Als man ihm (6. Nov.) die Wahl ließ, seine Hinrichtung bis auf den folgenden Tag zu verschieben, ließ er sich sogleich auf die Richtbühne bringen, und er sah seinem letzten Augenblick mit vieler Standhaftigkeit entgegen. So starb derjenige, der aus Rachsucht

sucht, eine Hauptursache der französischen Revolutionsgreuel wurde.

Orleans Anhänger erklärten sich nun für die eifrigsten Anhänger und Verehrer Robespierre's, und die Gewalt des letztern wurde dadurch sehr vermehrt. Seine tyrannische Herrschaft über Frankreich schien befestigt. Unpartheyisch erwogen war er derjenige, der, durch seine entschlossenen und mit Kraft ausgeführten Maßregeln, die französische Nation von dem Joche der fremden Mächte gerettet hatte. Dieß trug zur Erhöhung seines Ansehns allerdings sehr viel bey. Dieses wurde aber noch besonders durch den Wohlfahrtsausschuß befördert, der in dem Plane, eine völlige Umwälzung aller Dinge zu bewirken, mit ihm übereinstimmte. Aber während daß der Dictator Robespierre den Mitgliedern desselben schmeichelte, fiel von den Männern, die zu demselben gehörten, einer nach dem andern unter dem Beile der Guillotine. Das Morden wurde jedoch von der Zeit an, daß Carrier von Nantes zu Ende des Jahres (1793) die Errichtung eines

eines Revolutionstribunales veranlaßte, besonders schrecklich. Dieser wüthete hauptsächlich zu Lyon, Marseille, Bordeaux, Straßburg. Weil die Guillotine nicht geschwinde genug mordete, wurden die Gefangnen, Männer, Weiber, Kinder, ohne Unterschied, zu hunderten an Händen und Füßen gebunden, in breiten, flachen Kähnen, in die Loire gestoßen. Bald brauchte man hierzu einige Kähne mit Fallthüren; anfangs nur bey Nacht, zuletzt aber am hellen Tage, vor den Augen des erschrocknen und verstummten Volkes. Die Unglücklichen, die man auf diese Art aus der Welt schaffte, wurden in der Folge erst von ihren Henkern ausgezogen. Ja man gieng in der entsetzlichsten Schändlichkeit so weit, daß man Männer und Weiber paarweise unangekleidet an einander band. Man nennte dieß republikanische Hochzeiten, und an den nackenden Gruppen weidete Carrier auf einem Schiffe, an einer reichbesetzten Tafel sitzend, seine Augen. Eben so ein Wüthrich war le Bon, Robespierre's Landsmann und Freund. Dieser brachte eine Frau, die ihren Mann retten wollte, dahin, sich ihm preiszugeben. Sie führte den für diesen

sen Preis erkauften Mann zu ihren Kindern zurück; aber am folgenden Morgen wird dieser wieder von neuen verhaftet. Die Frau eilt zu le Bon. Nachdem sie in seinem Vorzimmer sechs Stunden gewartet hatte, wird sie endlich vorgelassen. Le Bon wirft ihr einen verächtlichen Blick zu, und biethet ihr für die ihm bewiesene Gunst einen Fünf-Livres-Thaler an. Wüthend will sich das Weib über den, der sie so schrecklich getäuscht hatte, herwerfen. Aber er läßt sie verhaften, und eine Stunde hernach starben beyde, sie und ihr Mann, unter der Guillotine.

Solche Auftritte einer schrecklichen Revolutionsjustiz fielen in allen großen Städten vor. Die Richter waren meistens geübte Mörder des pariser Tribunals. Die Verfolgung der Gegner der Bergparthey artete zuletzt in eine wahre Raserey aus. Die Jacobiner wollten die Hälfte der französischen Nation ihrer vermeynten Republik zum Opfer bringen. Die Orleanisten, der vorzüglichste Gegenstand ihres Hasses, waren zu Anfang des folgenden Jahres (1794) fast ganz vernichtet. Die noch übrigen verhiel-

hielten sich wenigstens sehr still, und einige drängten sich zu Robespierre's Thron mit kriechenden Scheicheleyen hin. Danton lehnte jedoch jede Verbindung mit seinem Gegner, den er noch zu stürzen hoffte, standhaft ab. Er nennte im Cirkel seiner Freunde den Robespierre ein reissendes, nicht zu bezähmendes Thier. Robespierre und der Wohlfahrtsausschuß lauerten aber nur auf eine gute Gelegenheit, den Danton ihrer Sicherheit aufzuopfern. Nachdem am 22. Februar auch Ronsin, der Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, nebst Hebert, Anacharsis Cloots, Vincent, und noch 13 andere Revolutionsschwärmern das Schicksal gehabt hatten, ihren Kopf unter das Beil legen zu müssen, wurden einen Monath später (23. März) wieder mehrere Wagen voll Orleanisten auf die Richtbühne gebracht. Das pariser Volk äusserte darüber seinen lauten Beyfall, und nun glaubte es Robespierre, und seine Anhänger, wagen zu dürfen, auch Danton und dessen Freunde, der Strafe der Guillotine zu unterwerfen. Danton, Camille Desmoulions, Chabot, Fabre d'Eglantine, la Croix, Herault-Sechelies, u. a. m. wurden

(13.

(13. März) auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses verhaftet, und Danton erschien jetzt vor dem Revolutionstribunale, dessen Schöpfer er war. Dieses erklärte ihn, und die Verhafteten, für Häupter der Cordeliers, die den Orleans hätten auf den Thron setzen wollen. Ihre Vertheidigung wurde gar nicht angehört. Danton äusserte bey seiner Hinrichtung (5. April) den Unmuth eines überlisteten Bösewichts.

Bis zu Dantons Proceß hatte das pariser Revolutionstribunal noch immer einige gerichtliche Umständlichkeiten beobachtet, hatte es noch immer den Schein der Gesetzmäßigkeit beyzubehalten gesucht. Jetzt hörte aber auch dieser auf. Um so leichter konnte (24. April) dem vortrefflichen Malesherbes, dem Vertheidiger Ludwigs XVI, konnte (8. May) vielen Generalpächtern, meistens Besitzern von Millionen, konnte (10. May) der Elisabeth von Bourbon, der Schwester Ludwigs XVI, das Todesurtheil gesprochen werden. Am Hinrichtungstage der letztern wurde, durch eine besondre Verordnung, die Gewalt des Revolutionsgerichtes auf eine schreckliche

liche Art ausgedehnt. Nach demselben sollte keine Vertheidigung, ja nicht einmahl ein Verhör der Angeklagten, mehr stattfinden. Seitdem spielten Gerichtsdiener, Schreiber (ehedem Häscher und andres dergleichen Gesindel,) mit der entsetzlichsten Schändlichkeit, mit dem Leben der Menschen. Die Nahmen der Angrklagten wurden nur durch einen Aufwärter aufgeschrieben. In der Anklage eines Weibes stand: „ein Kopf, der schlechterdings abgehauen werden muß!“ Die Anklagen wurden oft verwechselt, oder ein unrechter Nahme hingesetzt. Ein gedrucktes Protocoll, in welchen nur einige Zeilen auszufüllen waren, gab zu den unglaublichsten Verstößen die Veranlassung. Aus allen Gegenden von Frankreich wurden ganze Wagen voll Angeklagter in die Conciergerie zu Paris geliefert. Diese waren, durch Hinrichtungen oder Versetzungen in andre Gefängnisse, ohne Aufhören angefüllt und ausgeleert. Anfangs brachte man 15 Schlachtopfer auf einem Karrn, den Barrère einen Sarg für Lebende nennte; bald fanden 30 ihren Platz auf demselben, und Robespierre wollte es noch bis auf 150 bringen. Des ver-

goßnen Blutes war so viel, daß man in der Vorstadt St. Antoine einen besondern Ableitungsgraben für dasselbe machen mußte. Um 3 Uhr Nachmittags verließen gewöhnlich die langen Reihen der Verurtheilten das Tribunal, und giengen, durch die zahllose Menge der neugierigen Zuschauer, zum Richtplatze. Die meisten erwarteten den Todesstreich mit ausserordenlicher Standhaftigkeit, in der tiefsten Stille, kein Wort des Unwillens äussernd. Unter ihnen befanden sich 45 Mitglieder der pariser, 33 des toulouser Parlaments, 40 Generalpächter, befand sich, ausser andern Generalen, auch Luckner. Der achtzigjährige Malesherbes wurde (24. April) zugleich mit seiner Schwester, seiner Tochter, seinem Schwiegersohne, seiner Enkelin und ihrem Gatten; Montmorin, der ehemahlige Minister zugleich mit seinem Sohne, Brienne zugleich mit der Schwester Ludwigs XVI, hingerichtet. Besonders traf das Todesloos viele Weiber und Mädchen. Vierzehn junge Frauenzimmer starben unter der Guillotine, weil sie auf einem von König von Preussen gegebenen Ball getanzt hatten. Weil, den römischen Gesetzen zufolge, das

Ver-

Vermögen der Hingerichteten ihren Kindern zufiel, so machten Robespierre und Cambon das Gesetz, daß ein im Gefängnisse verübter Selbstmord für eine Verschwörung gegen das Vaterland gelten sollte.

Robespierre's Verfolgungswuth hatte aber besonders auch die Gelehrten zum Gegenstande. Auf seine Rednergaben frühzeitig stolz, und ärgerlich, daß es ihn nicht gelungen war, als Advocat sich auszuzeignen, warf er einen unversöhnlichen Haß auf alle Männer, die sich durch Geistesfähigkeiten und Kenntnisse emporhoben. Die Gelehrten, meynte er, wären die gefährlichsten Feinde der Revolution, die sich gar nicht zur Höhe derselben hinauf schwingen könnten. Man nennte sie daher nur Politiker, das heißt, Gegenrevolutionisten. Zu den Gelehrten, die Robespierre seinem Hasse zum Opfer brachte, befanden sich, ausser Condorcet, Champfort, der sich selbst tödtete, einer der geschätztesten Schriftsteller seiner Zeit, Florian, Vic d'Asyr, Bailly, Lingnet, Barnave, Lavoisier u. a. m. Der Hauptvorwurf, den man ihnen machte, war, daß sie nicht an Marats

gro-

große Verdienste glauben wollten. Vergebens bath sich Lavoisier eine vierzehntägige Frist aus, um vorher noch eine chemische Untersuchung zu vollenden. Man hätte, sagte man ihm, keine Chemiker mehr nöthig. Man sah jetzt fast täglich Beyspiele einer heroischen Tugend. Durch die täglich sich mehrenden Hinrichtungen, entstand eine Betäubung, die in allen Herzen die Liebe zum Leben unterdrückte. Nichts erfüllte die Tyrannen mit besorgnißvollern Empfindungen, als die heitere Gleichmüthigkeit, mit der ihre Schlachtopfer zum Tode giengen. Frauenzimmer, die keinen Selbstmord wagten, riefen, um ihre Hinrichtung zu befördern: „es lebe der König!" Das eine wollte den Gatten, das andre den Liebhaber nicht überleben.

Robespierre jetzt, nach Unterdrückung aller Gegner, der einzige Beherrscher Frankreichs, fühlte sich gegen die neben ihm stehende colossalische Macht doch zu schwach. Nur die Höhe seines Falles messend, gieng er nicht anders, als von einer zahlreichen Wache begleitet, aus. Sein Blick zeigte sich

sich immer düstrer; auf seinem Gesichte war die gelbe Farbe des Neides, mit der Angstblässe des Verbrechers, vermischt. Er war beständig mit Ahnungen von seiner Ermordung erfüllt. Sechs Tage vor der Erfüllung dieser Ahnungen (21. Jul.) sprach er im Jacobinerclub, in einer feurigen Rede, über Verfolgungen, denen Patrioten seines Gleichen ausgesetzt wären, über das einzige Rettnngsmittel, welches nur ein neuer 31ter May darbiethen könnte. Seine Anhänger bereiteten auch schon einen Aufstand vor, durch welchen der Convent gereinigt, das heißt, durch welchen alle noch übrigen Gegner der Tyranney aus der Welt geschafft werden sollten. Robespierre traute selbst dem Wohlfahrtsausschusse nicht mehr. Auch dieser sollte also gestürzt werden. Am Tage vor seinem Falle (27. Jul.) pries Robespierre, in einer langen Rede, seine Redlichkeit, seine Bemühungen für das Wohl des Staates, seinen Patriotismus, erklärte er alle, die in ihren Grundsätzen mit ihm nicht übereinstimmten, für Feinde des Volkes, tadelte er mit Heftigkeit die wichtigsten Maßregeln des Convents, vorzüglich die Ausschüsse der öffent-

fentlichen Wohlfarth und der allgemeinen Sicherheit, sprach er über den schlechten Zustand der Finanzen. „Morgen, setzte er hinzu,“ werde ich die Maßregeln, durch die allein das Vaterland gerettet werden kann, näher angeben. Auf ähnliche Art, äusserte sich Couthon im Jacobinerclub. Man müsse, sagte er, den Convent abermahls durch das Loos reinigen, und aus demselben alle Mitglieder der Ausschüsse, als Verräther, entfernen. Dumas, der Präsident des Revolutionstribunals, sagte noch vernehmlicher: man müsse alle unlautern Männer aus dem Convente fortschaffen.

Paris befand sich jetzt in einer dumpfen Gährung, die, so wie eine gänzliche Windstille, Sturm oder Erdbeben ankündigt, immer ein Vorbothe großer Begebenheiten ist. Es galt jetzt dem Entscheidungskampfe zwischen Robespierre und dem Wohlfahrtsausschusse. Die noch übrigen Orleanisten verschworen sich gegen Robespierre, um sich der Regierung zu bemächtigen. Ihre Verschwörung beförderten die zu unvorsichtige Drohung der Jacobiner, daß alle Feinde des Ver-

Berges hingerichtet werden müßten. Am Entscheidungstage (28. Jul.) äusserte Saint-Just seinen Unwillen über fast alle Glieder der Ausschüsse, trug er geradezu darauf an, alle angefressenen Glieder ohne Schonung abzunehmen. Jetzt erhoben sich aber auf einmahl über hundert Stimmen gegen ihn. Einige derselben, als Tallien, Freron, Billaud-Varennes, scheuten sich nicht, den Robespierre der Anmaßung einer dictatorischen Gewalt zu beschuldigen. Robespierre stürzte auf die Tribune; aber er mußte sie wieder verlassen. Alle Mitglieder riefen einstimmig: er sollte nicht eher reden, als bis ihn die Reihe träfe. Tallien sprach beherzt: „ich sehe, der Schleyer ist endlich zerrissen, die Verschwörer sind entlarvt, und sie werden bald vernichtet seyn; Robespierre hat gestern gesagt: „er mache die gesetzgebende Gewalt auf die weitgreifendste und verderblichste Verschwörung aufmerksam; man muß die schnellsten und kraftvollsten Maßregeln ergreifen; Henriot und sein Generalstab müssen verhaftet werden; der Convent muß seine Sitzung für permanent erklären.“

Vergeblich bemüheten sich Robespierre und seine Anhänger, das Wort zu erhalten, oder man gestattete es ihnen wenigstens nicht lange. Robespierre war allmächtig, so lange alle Jacobiner, unter seinen und den Gesetzen des Wohlfahrtsausschusses vereinigt, die Ueberreste der Parthey der Cordeliers, mit starker Hand niederdrückten. Allein ein Theil der Jacobiner war jetzt auf der Seite des Wohlfahrtsausschusses, der mit den Cordeliers, und zugleich mit den Anhängern von Orleans und Danton, gegen Robespierre gemeinschaftliche Sache machte. Jetzt traten viele Deputirte wieder aus der Verborgenheit hervor. Robespierre stand nun von jedermann verlassen da, und alle wetteiferten, ihm Verbrechen vorzuwerfen.

Der Convent, der seine Sitzung permament erklärte, verkündigte, durch einen öffentlichen Anschlag, den Bürgern von Paris die Gefahr, in welcher sich die Republik befand, und befahl sogleich den Verhaft von Henriot, imgleichen von Dumas. Indessen setzte er seine Sitzung während der ganzen Nacht fort. Robespierre äusserte anfangs eine scheinbare Gleichmüthigkeit. Als aber eine Anklage sich an die andre anreihete, verlangte er, mit einem wüthenden Geschrey: „das Wort oder den Tod!“ Dieser Ausruf wurde von allen Seiten wiederholt. „Tausendfach“ riefen jetzt alle Stimmen, „verdienst du den Tod!“ Robespierre schalt jetzt den ganzen Convent; er drohete dem Präsidenten. In dem Unmuthsärger wendete er sich, die Bergparthey vergessend, an die Conventsglieder, die er so oft Sumpfkröten genennt hatte. „Von ihnen, reine Männer, und nicht von diesen Nichtswürdigen“ auf den Berg zeigend „erwarte ich die Gerechtigkeit, auf die jeder Angeklagte Anspruch macht.“ Jetzt fiel er bald auf die Tribune, bald auf die Bänke, hin; jetzt stieß sein schäumender Mund Gotteslästerungen aus. Der Convent beschloß ein Anklagedecret gegen Robespierre, als das Oberhaupt der Anarchisten. „Ich muß“ rief der jüngere Robespierre „das Schicksal meines Bruders theilen.“ Die Anklage wurde nun auch auf ihn, imgleichen auf Couthon, Saint-Just, Lebas, ausgedehnt. Als aber die Gerichtsdie-

diener zur Verhaftung in den Saal traten, verließen ihn die Angeklagten, um ihre Anhänger zu versammeln.

Paris befand sich damahls in einer sehr gefahrvollen Lage. In den Sectionen und in den Volksgesellschaften herrschte Uneinigkeit, herrschte bisher nur die kühne Sprache des Verbrechers. Man zitterte unaufhörlich wegen seines Eigenthumes, wegen seiner Freyheit, wegen seines Lebens. Und nun wieder plötzlich das Gerücht, daß der Convent, durch einen neuen 31ten May verstümmelt, daß die 73 verhafteten Glieder ermordet werden sollten. Die Kaufleute verschlossen sogleich ihre Läden, und begaben sich theils in ihre Sectionen, theils auf die Versammlungsplätze ihrer Batallione. Ihre Besorgnisse waren so ängstlich, daß man es kaum wagte, einander seine Gedanken mitzutheilen.

Henriot, der (28. Jul.) mit seinem Generalstaabe durch die vornehmsten Straßen ritt, und zu den Waffen, zu der Versammlung vor dem Stadthause, aufforderte, wurde

wurde von einer Abtheilung der Gendarmen verhaftet, und vor den allgemeinen Sicherheitsausschuß gebracht. Hier setzte ihn jedoch ein starker Haufe von Aufrührern, der in den Saal des Ausschusses drang, wieder in Freyheit. Jetzt both Henriot alle Künste auf, die Bürger irre zu führen. Der Maire versammelte, in eben dieser Absicht, das Generalconseil der Gemeinde. Ein Vollziehungsausschuß sollte die Unternehmungen der Truppen leiten. Die beyden Robespierre, Couthon, Saint-Just, und Lebas wurden auf das Stadthaus eingeladen, und mit Frohlocken empfangen. Man forderte die 48 Sectionen von Paris durch Emissarien auf, sich auf das engste an den Vollziehungsausschuß anzuschmiegen. Alle verdächtigen Briefe wurden geöffnet, und die Pressen einiger Journalisten versiegelt. Man wollte die Barrieren schließen. Der Gemeinderath erkühnte sich sogar, dem Volke zu befehlen, den Convent nicht mehr anzuerkennen. Es sollte sich vor dem Gemeindehause ein ansehnliches Heer versammeln. Man rief die benachbarten Municipalitäten zu Hülfe. Aber es fehlte diesen Maßregeln die Uebereinstimmung des

Wil-

Willens, der Enthusiasmus. Man setzte ihnen geheime Hindernisse entgegen. Diese kamen zum Theil von den Jacobinern her, von welchen viele sich des Wohlfahrtsausschusses gegen Robespierre annahmen. Selbst Weiber bothen, mit Dolchen gerüstet, dem heiligen Berg ihr Leben an. Die Jacobiner wurden aber allmählig von anders Gesinnten verdrängt. Einige von ihnen wollten sich nach dem Fortgange der Insurrection erkundigen; andre wünschten ihrer Meynung auch ausser dem Convente Beyfall zu verschaffen, oder, auf jeden Fall, ihre Person in Sicherheit zu setzen. Gegen 7 Uhr Abends war der Conventssaal gedrängt voll; aber gegen Mitternacht blieben, des geleisteten Eides, sich nicht eher wegzubegeben, als bis alle Verräther vernichtet wären, ungeachtet, nur noch wenige Jacobiner in der Versammlung. Dieß hatte auf den Geist derselben einen sehr merklichen Einfluß. Die Grundsätze der Billigkeit fiengen an, wieder herrschend zu werden. Jetzt entschied sich aber auch das Schicksal von Robespierre. Der Convent könne, hieß es, gegen eins von seinen Mitgliedern eine Anklage statt finden lassen; Robespierre könne, eben so gut als Marat, vor das Revolutionstribunal gezogen werden.

Der Jacobinerclub both indessen alle seine noch übrigen Kräfte auf, sein Ansehn zu retten. Er ließ durch eine Deputation des Vollziehungsausschusses, dem Convent melden, daß das Volk, durch die Sturmglocken gerufen, von allen Seiten herbeyströme, die Feinde der Republik zu vernichten; daß an die Stelle des Wohlfahrtsausschusses der Municipalrath vom 10 August trete; daß Henriot den Generalmarsch habe schlagen lassen; daß Pulver ausgetheilt worden sey. Gegen Mitternacht geboth der Jacobinerclub dem Gemeinderath die sorgfältigsten Maßregeln wegen der Barrierre. Dieß war aber auch das letzte Zeichen seiner erlöschenden Gewalt. Der Nationalconvent fühlte sich stark genug, den Unternehmungen der Jacobiner kraftvoll entgegen zu arbeiten. Er erklärte alle Staatsbeamte, welche bewaffnete Mannschaft gegen die Repräsentanten der Nation anführen, oder die Vollziehung der Verordnung gegen Robespierre und seine Anhänger verhindern würden, des Hochverraths schuldig. Diese

Diese Proclamation erschien in eben dem Augenblicke, in welchem die Municipalität auf dem Stadthause die Sturmglocke anzuziehen befahl. Der Convent ertheilte auch mehrern von seinen Mitgliedern den Auftrag, über die Unternehmungen der bewaffneten Macht, die Aufsicht zu führen.

Jetzt scheute sich niemand mehr, seinen Widerwillen gegen die robespierrische Tyranney laut werden zu lassen. Alles erklärte sich jetzt für den Convent. Bald unterwarfen sich mehrere Bataillone der Nationalgarde seinem Befehle. In der tiefsten Stille wurden alle nach dem Grèveplatze führende Straßen besetzt. Die Zahl der Anhänger der Municipalität, wurde immer kleiner. Vergebens bothen die Häupter der Jacobiner alle ihre Beredsamkeit auf. Die Truppen beyder Partheyen rückten zugleich aus allen Straßen an. Auf beyden Seiten herrschte tiefe Stille, bis endlich die Conventstruppen in den allgemeinen Ausruf: „es lebe die Republik!“ ausbrachen. Eben so benahmen sich die versammelten Bürger. Die Truppen beyder Theile vereinigten sich.

Die

Die Municipalität, die sich im Innern des Gemeindehauses fast allein sah, machte einen vergeblichen Versuch, die Thore des weitläuftigen Gebäudes zu verschließen. Eine Batterie drohete, sie zu zerschmettern.

Der Jacobinerclub setzte, obgleich von seinen meisten Mitgliedern verlassen, seine Sitzung fort. Dieses Ausharren aber war, der veränderten Lage des Staates wegen, nur der Beweis von dem Daseyn einer Faction, die sich, durch ihr Benehmen, der vom Convent ausgesprochenen Todesstrafe schuldig gemacht hatte. Diese Revolution entsprach jedoch den Wünschen von Barrere, und den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses, gar nicht. Die beyden Partheyen derselben arbeiteten an dem Sturze von Robespierre blos in der Absicht, um sich an seine Stelle zu schwingen. Zur Ausführung dieses Planes hatten sie die Volksgesellschaften nöthig. Diese mußten also, wenn das Ansehn des Convents gesichert seyn sollte, aufhören. Vor allen Dingen aber mußte der Jacobinerclub ausser Thätigkeit gesetzt werden. Den Auf-

trag,

trag, dieß zu bewerkstelligen, erhielt Legendre, einer der ersten Schüler Dantons. Er schilderte, mit plumper Beredsamkeit, dem Club die Gefahr, die mit der Fortdauer seiner Sitzung verbunden wäre. Er äusserte Drohungen, und seine Begleiter sagten den neben ihnen sitzenden in das Ohr, daß eine beträchtliche Truppen-Abtheilung mit Kanonen gegen den Club im Anmarsche wäre. Jetzt überfiel die ganze Versammlung ein solcher Schrecken, daß die Mitglieder sich fortschlichen, daß der Saal bald leer war. Legendre verschloß die Thüren, und überreichte die Schlüssel dem Convent. Es wären, berichtete er, Uebelgesinnte, wahrscheinlich weiße Royalisten (das heißt mit weißen Cocarden) in dem Saal gewesen, die im Nahmen der Jacobiner Beschlüsse abgefaßt hätten. Dieses Vorgeben war um so alberner, jeweniger jemand, ohne eine besondre Karte, in den Saal kommen konnte.

Indessen waren die Thore des Stadthauses, wo sich Robespierre und seine Anhänger befanden, gesprengt worden. Jene such-

suchten sich vergebens durch die Flucht zu retten. Robespierre der ältre, wollte sich gegen einen Gendarme, der ihn verhaftete, wehren. Darüber wurde ihm von einer Kugel der Backen zerschmettert. Lebas tödtete sich selbst durch einen Pistolenschuß. Robespierre der jüngere stürzte sich aus dem obern Stockwerke des Stadthauses herab. Die andern hatten sich versteckt; sie wurden aber alle aufgefunden, und vor den Wohlfahrtsausschuß gebracht. Der Convent wiederholte nun seine gegen die Verhafteten ausgesprochne Acht, und endigte seine Sitzung erst am folgenden Tage (29. Jul.) des Morgens um 5 Uhr. Bey dem Aufgang der Sonne stand die Nationalgarde noch unter dem Gewehre, und aus allen Gesichtern sprach die Freude über das, was vorgegangen war. An eben dem Tage, 6 Uhr Abends, wurden die beyden Robespierre, Couthon, Saint-Just, Henriot, Dumas, und 16 andre Mitglieder der pariser Municipalität, auf dem Revolutionsplatze guillotinirt. Der ältere Robespierre war, als er seinen Kopf unter das

Beil

Beil legte, schon halb tod. Ein solches Ende nahm der einst so gefürchtete Mann.

Robespierre, der schon Dictator zu seyn wähnte, sah sich plötzlich von jedermann verlassen; die pariser Municipalität, die sich dem Zeitpunkte, wo sie den römischen Senat vorstellen könnte, nahe glaubte, war vernichtet; der Wohlfahrtsausschuß, der seinen Sieg über die robespierrische Parthey weniger seiner eignen Kraft, als dem Beystand derer, die die robespierische Macht gar nicht gegen die seinige zu vertauschen wünschten, zu danken hatte, bemühete sich vergebens, die von den Orleanisten ihm bestrittene Gewalt sich zuzueignen. Darüber erhob sich ein neuer heftiger Kampf zwischen den Cordeliers und den Jacobinern, die einander bis zur Richtbühne verfolgten, bis beyde Partheyen so geschwächt waren, daß das Ansehn des Convents von neuen befestigt wurde.

Die Jacobiner zeigten sich, nachdem sie sich einige Tage ganz ruhig verhalten hatten, bald

bald wieder in ihrer ganzen Frechheit; sie stimmten ihren despotischen Ton bald wieder an. Mit gewohnter List erklärten sie (31. Jul) vor den Schranken des Convents, daß sie die Mitglieder der Versammlung, die in der Nacht vom 28ten Jul. den Ort ihrer Sitzungen verunreinigt hätten, gar nicht für ihre Brüder erkennten. Man war mit ihrer Erklärung so wohl zufrieden, daß der Convent, durch eine besondre Deputation, ihnen die Thüren ihres Versammlungssaales wieder öffnen ließ, und die Jacobiner setzten ihre Bemühungen, alle Ordnung und Sicherheit des Staates zu zerstören, fort. Doch die öffentliche Volksstimme erklärte sich immer lauter gegen dieselbe. Es traten immer mehr entschlossene Vaterlandsfreunde gegen sie auf. Zu diesen gehörte jetzt auch Lecointre, einer von den Theilnehmern und Mitschuldigen der robespierrischen Tyranney. Dieser klagte drey Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, Barrere, Collot d'Herbois, und Billaud-Varennes, nebst vier Mitgliedern des Sicherheitsausschusses, mit der feyerlichsten Umständlich-

lichkeit an. Diese wußten sich jedoch listig herauszuwickeln; Billaud wußte besonders sein Verdienst, den Robespierre am 28ten Jul. zuerst für einen Tyrannen erklärt zu haben, so geltend zu machen, daß der patriotische Lecointre endlich (30. Aug.) das Mißvergnügen erlebte, alle seine Klagepunkte zu den Verleumdungen gezählt zu sehen.

Indessen that doch der Convent einen Schritt, wodurch er sich gegen eine neue Unterjochung von Seiten des Wohlfahrtsausschusses sicherte. Er nahm die demselben eingeräumte Befugniß, seine Mitglieder, ohne vorhergehende Anfrage, zu verhaften, und vor das Revolutionsgericht zu ziehen, zurück, und verordnete, daß in jedem Monath der vierte Theil der Mitglieder, durch eine neue Wahl des Convents, bestimmt werden sollte. Collot und Billaud traten, ehe noch das Loos die Abgehenden bestimmte, sogleich aus. Den Barrere nöthigte das Loos zum Austreten. Die neuen Mitglieder beförderten das System des Moderantismus, das,

das, mächtiger als alles andre, das Jacobinische Unwesen allmählig immer stärker erschütterte. Diese Erschütterung vergrößerte die wiederauflebende Preßfreyheit. Der Beschluß vom 22 Prairial, (10. Jun.) der allen Verbreitern falscher Nachrichten, sie mochten gut oder schlecht seyn, die Todesstrafe verkündigte, galt jetzt nicht mehr; Robespierre's furchtbares Wort: „die Journalisten sollen sich nicht mehr erkühnen, eine meiner Reden ohne meine Erlaubniß, bekannt zu machen,“ tönte jetzt nicht mehr ins Ohr. Der gepreßte französische Witz machte sich jetzt wieder Luft. Die verhönte Buchdruckerpresse, dieses Hauptwerkzeug der französischen Revolution, rächte sich jetzt an den Feinden der Wissenschaften und der Gelehrten, an den Jacobinern, mit dem glücklichsten Erfolg. Die Hauptvertheidiger des Systems der Mäßigung schilderten, in Flugschriften, dem Volke, die Abscheulichkeit des jacobinischen Verfahrens, so richtig und eindringend, daß es immer allgemeiner verabscheut wurde. Es stimmte ja ohnedieß mit dem französischen Nationalcharakter so wenig

nig zusammen. Nichts kam jedoch dem Eindruck bey, den „der Volksredner" von Freron, dem Sohne des berühmten Gegners von Voltaire, machte.

Den Haß gegen die Jacobiner vollendete aber besonders noch der Proceß der 94 Einwohner von Nantes, der die schrecklichen Greuelthaten des dasigen Revolutionsausschusses zur allgemeinen Ueberzeugung darlegte. Diese unglücklichen Leute schmachteten seit zwey Monathen (20 von ihnen waren schon gestorben) in den Gefängnissen zu Paris. Jetzt wurde das Verfahren des Revolutionsausschusses von Nantes, von dem pariser Revolutionsgerichte, untersucht. Es war ein eben so umständlicher als abscheulicher Proceß. Die vielen Zeugen, zusammen 307, bekräftigten die schändlichsten Grausamkeiten. Der Haupturheber derselben Carrier, Deputirter des Departements Cantal, saß noch immerfort unter den Mitgliedern des Nationalconvents. Gegen ihn forderte die allgemeine Stimme zur Rache auf. Er verließ sich zwar auf den Schutz der Jacobiner, deren Befehl seinem Verfahren die Richtung gegeben hatte. Aber die Jacobiner waren jetzt von ihrer ehemahligen Kühnheit und Festigkeit verlassen. Sie konnten das Gefühl ihrer zunehmenden Schwäche nicht unterdrücken. Dieses Gefühl erregte vornehmlich den Beschluß des Convents, daß künftig unter den Volksgesellschaften keine den Vorzug oder eine Direction haben, daß sie sich nicht in Angelegenheiten des Staates oder der Regierung mischen sollten. Diese Verordnung vernichtete die ganze Wichtigkeit des Jacobinerclubs, der sich in Paris einen so großen Einfluß angemaßt hatte. Noch ehe Carrier der gerichtlichen Untersuchung unterworfen werde, nahmen sich die Jacobiner seiner öffentlich an, und Carrier ließ in einer ihrer Versammlungen die Worte fallen: „sind doch die Jacobiner noch in Paris!" Man erlaubte sich auch in ihrem Club noch immer Drohungen, die selbst im Convent wiederholt wurden. Der Convent wurde dadurch bewogen, den vier Ausschüssen der Wohlfahrt, der Sicherheit, der Aufsicht, und der Gesetzgebung, eine genauere

Untersuchung der Volksgesellschaften aufzutragen.

Den Erfolg derselben wartete jedoch der Volksunwille nicht ab. Die Jacobiner bothen eben (11. Nov.) alle ihre Kräfte zu Carriers Rettung auf; sie suchten eben die Rechte der Volksgesellschaften herauszusetzen, als ein Aufstand des Volkes, der erste gegen die Jacobiner, der Sache eine entscheidende Wendung gab. Das um den Jacobinersaal versammelte Volk rief: „es lebe der Convent! keine Jacobiner mehr!" Zugleich flogen von allen Seiten Steine in die Fenster. Die Jacobiner thaten zwar einen förmlichen Ausfall, und einige, deren sie sich bemächtigten, mußten zur Strafe die rothe Mütze aufsetzen; bald sahen sie aber von dem sich immer mehr anhäufenden Volkshaufen die Thüren ihres Saales eingesprengt; die Jacobiner mußten sich, zum Theil gemißhandelt, entfernen, und ihr Saal wurde verschlossen. Noch an eben dem Tage verboth der Convent die fernern Versammlungen des Jacobinerclubs. Aber noch lange spuckte der Jacobinergeist fort.

In-

Indessen benutzte doch die gemäßigte Parthey ihren Sieg über die Jacobiner, ihren Händen die Verwaltung der Staatseinkünfte, der Gerechtigkeit, die Leitung der Volksgesellschaften und der Journale, zu entziehen. Alle Jacobiner wurden nun von den Departementsräthen, von den Municipalitäten entfernt. Jetzt kam auch der Proceß gegen Carrier in Gang. Er wurde (22. Nov.) durch 498 Stimmen gegen 2 im Convent, für schuldig erklärt. Man gab dem Verfahren gegen ihn alle feyerliche Umständlichkeit, um für seine und seiner Gehülfen Greuelthaten alle möglichen Beweise zu sammeln; um noch andre bedeutendere Urheber derselben an den Tag zu bringen. Diese Absicht gelang. Der bedrängte Carrier erklärte, daß er alles, mit Wissen und Genehmigung des alten Wohlfahrtsausschusses, gethan hätte. Diese Erklärung rettete ihn zwar nicht vom Tode; denn er wurde, nebst zwey andern Mitgliedern des Revolutionsausschusses von Nantes (16. Dec.), guillotinirt; aber die Reihe kam doch nun auch an diejenigen, deren Befehle das schreckliche

Ver-

Verfahren geleitet hatten. Die Klage der Lecointre gegen Barrere, Collot und Billaud u. a. m., die man erst für Verleumdung erklärt hatte, fand, zu Ende des Decembers, durch neue Beweise verstärkt, den lebhaftesten Beyfall. Sie wurde der Untersuchung einer besondern Commission übergeben.